



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

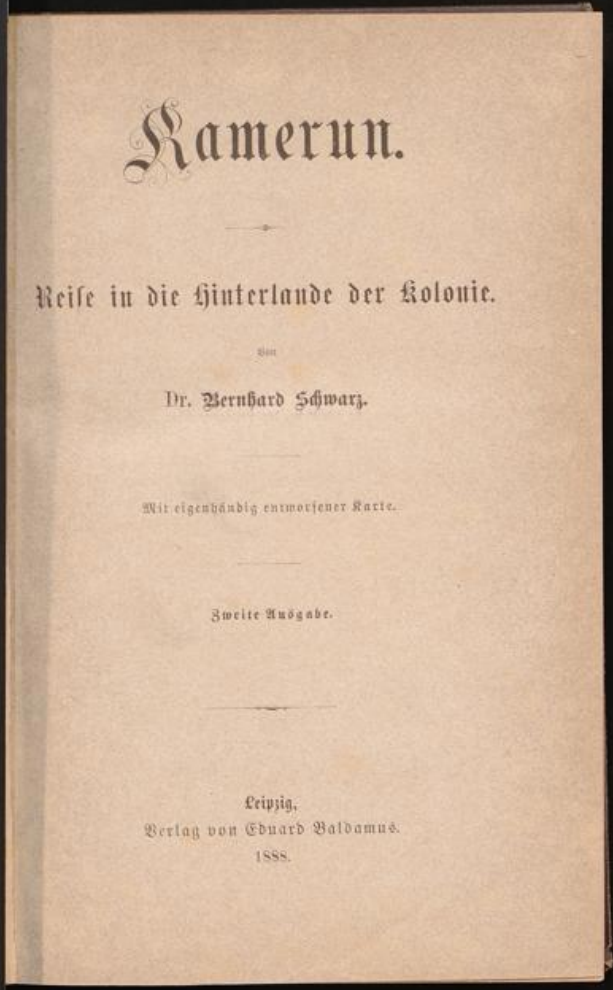
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Kamerun

Schwarz, Bernhard Wilhelm

Leipzig, 1888

urn:nbn:de:gbv:46:1-8918

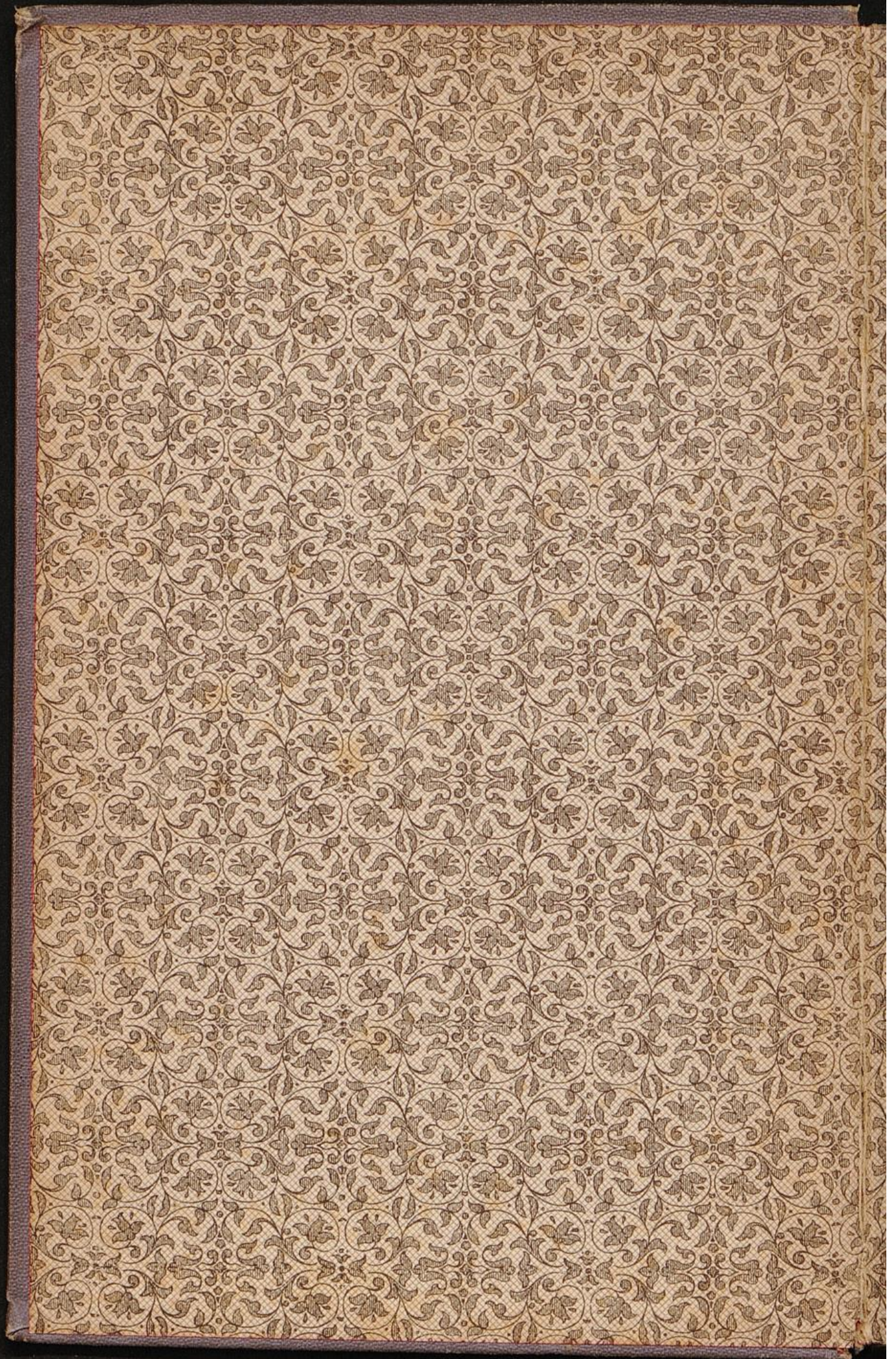


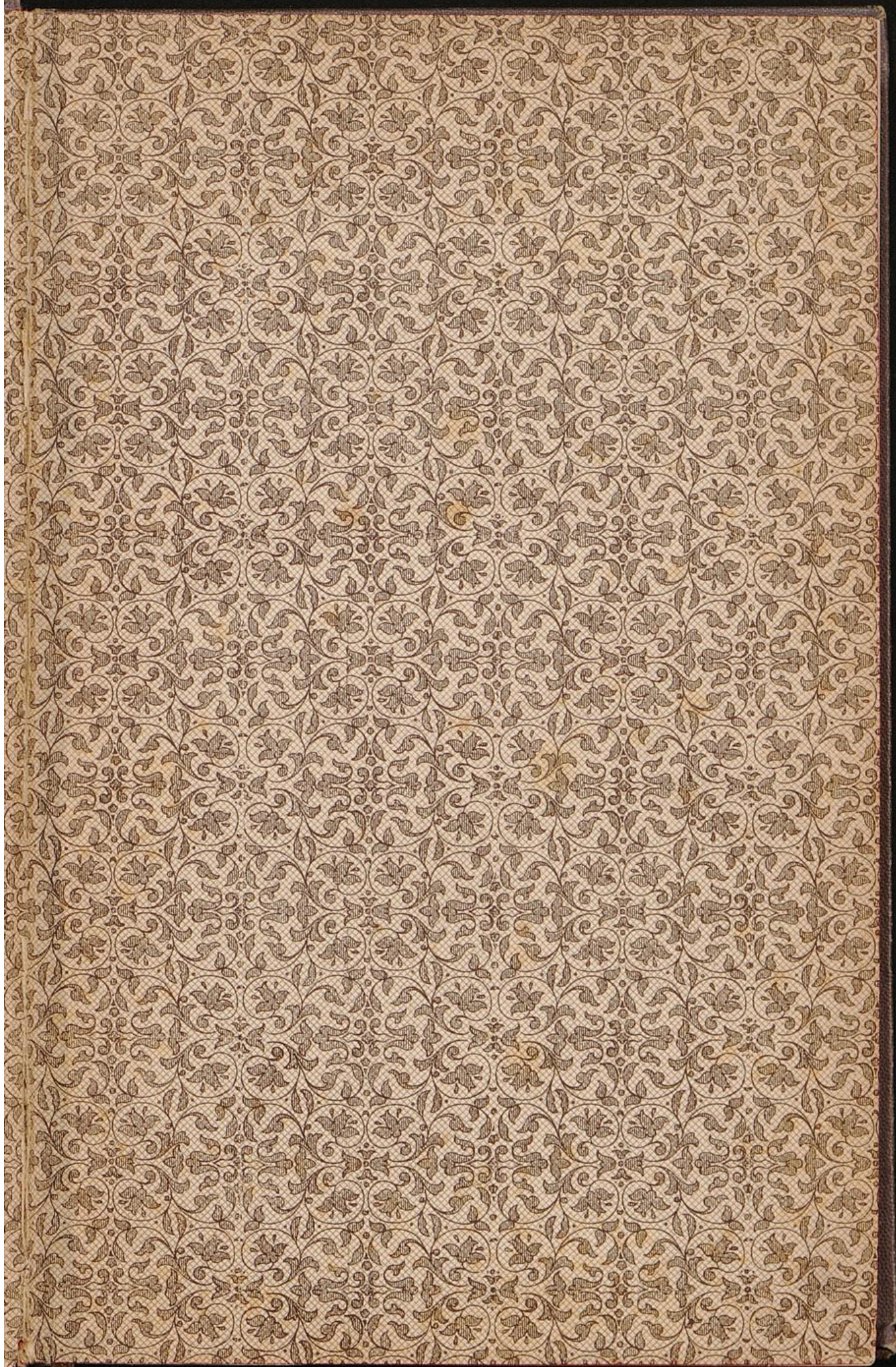
Famerun.

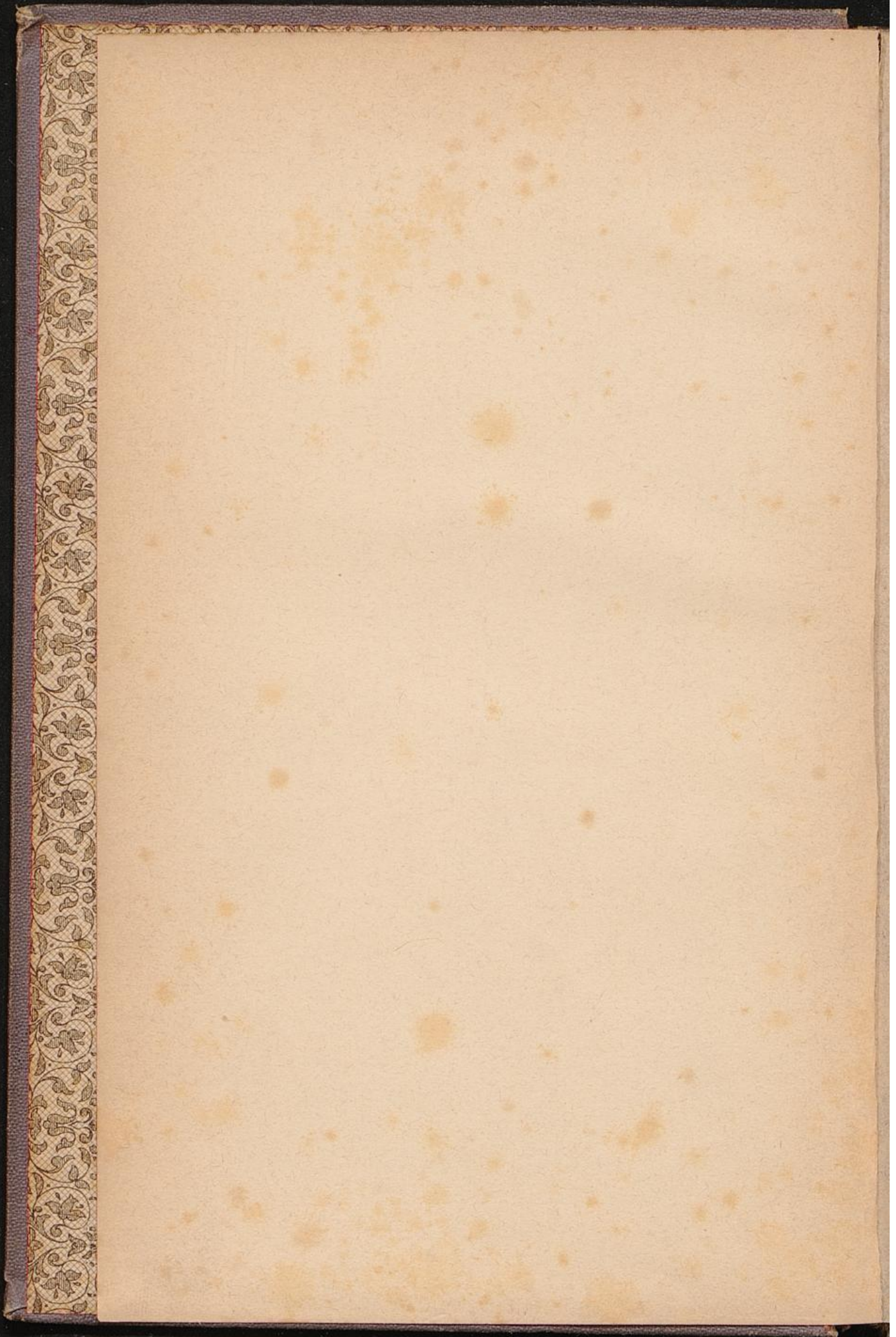


Von

Dr. Bernhard Schwarz.







Kamerun.

Reise in die Hinterlande der Kolonie.

Von

Dr. Bernhard Schwarz.

Mit eigenhändig entworfenener Karte.

Zweite Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Eduard Baldamus.
1888.

Das Übersetzungsrecht behält sich die Verlags-handlung ausdrücklich vor.



2013-08721

Inhalt.

	Seite
I. Wo sind wir?	1
II. Von Europa bis Kamerun	3
III. Kamerun-Panorama	79
IV. Ins Innere	107
Von Kamerun bis auf die Flanken des Pits	107
Bis ins Bakundu-Land	186
Von Bakundu-Land bis zu den Basaramis	271
V. Der Rückzug auf dem Mungo	328



I.

Wo sind wir?

Ich erwachte. Zwar war die Sonne noch nicht aufgegangen, aber doch fiel bereits ein bleicher Tageschein durch das Lukensfenster. Mit zwei Sprüngen war ich vom Lager und auf der Brücke des Dampfers. Ich wollte doch den Anblick nicht versäumen, den ein Reisender (Reichenow) als einen der großartigsten der Erde bezeichnet hat.

Und siehe, das Glück war mir günstig. In der Nacht hatte einer jener in diesen Breiten so häufigen Gewitterstürme, die man daselbst Tornados nennt, gewüthet, — das heftige Schaukeln und Stampfen des Fahrzeugs hatte mir das schon in meinem engen Bette verrathen — und nun war die Luft klar. Die mächtigen Bergriesen, die sich sonst oft wochenlang launisch in undurchdringliche Wolkenschleier zu bergen lieben, lagen unverhüllt vor dem Auge.

Rechts wie links vom Schiffe je eine an den Flanken zwar sanft gewölbte, aber mit den stolzen Gipfeln hoch in den Aether aufragende Berggestalt, gigantische Pyramiden, duftig blau, wie Traumgebilde schwebend über einem Meer von wogenden Nebeln, die auch jetzt noch auf den weiten Niederungen lasteten.

Das waren westlich der Clarence-Pik auf Fernando-Po, östlich der Kamerunberg, in der That ein erhabenes Bild, aber beide

Schwarz, Kamerun.

noch zu fern und das Ganze zu arm an malerischen Details, um wirklich schön zu sein. Mindestens verdient jenen kühnen Ausspruch, daß man es mit einem der großartigsten landschaftlichen Effecte zu thun habe, die es geben kann, nicht diese Durchfahrt, die Pforte zu den Aequatorialregionen Westafrikas, sondern die Einfahrt in die Bucht von Victoria, die wir indeß erst später zu schildern haben werden.

Immerhin war ich förmlich berauscht. Ich mußte mich, so überraschend war die Scenerie, erst wahrhaft besinnen, wo ich war. Und dabei zogen kaleidoskopartig noch einmal all die mannigfachen Bilder an meiner Seele vorüber, die ich von der fernen Heimath ab mit leiblichem Auge geschaut hatte.





II.

Von Europa bis Kamerun.

Würden Sie geneigt sein, an einer Expedition zur Erforschung der Hinterlande von Kamerun theilzunehmen?" — diese wenigen und doch so inhaltsschweren Worte, von hoher Stelle an mich gerichtet, trafen mich, wer vermöchte es nicht zu begreifen, in den Frühlingstagen des Jahres 1885 wie ein Blitz aus heiterer Höhe. Zwar war ich kein Neuling im Reisen, sondern hatte in einer langen Reihe von Jahren Europa von Spanien bis zum Bosphorus und von Trondheim bis Malta durchstreift, ja selbst Nordafrika bis zu den Oasen der algerischen Sahara kennen gelernt. Jetzt aber galt es, aus dem stillen Berufe, der bescheidenen Provinzialstadt, dem trauten Familienkreise nicht nur für Wochen und Monate, sondern für ganz unbestimmte Zeit hinauszuziehen, und das Ziel ein Gebiet, dessen tödtliches Klima schon so manchem kühnen Eindringling den Tod gebracht hatte. Da fehlte es nun freilich nicht an Einwendungen und Thränen seitens lieber Verwandter und Freunde, und, um ganz ehrlich zu sein, auch an leise warnenden Stimmen im eigenen Innern nicht. Aber rief denn nicht das Vaterland, rief nicht die große coloniale Sache? Darum trug denn auch die Post nach kurzer Ueberlegung schon mein bestimmtes und freudiges „Ja“ gen Berlin.

Indeß, ich sollte noch eine harte Geduldsprobe durchmachen. Allerhand Formalitäten verzögerten in der Reichshauptstadt noch für Monate die Ausfertigung meiner Marschordre. Ich konnte vorher noch mit Flegel und seinen beiden originellen schwarzen Begleitern in Hamburg conferiren, und durfte selbst noch den bedrängten deutschen Bauerncolonisten drunten in der Dobrudscha, am Schwarzen Meere, einen Besuch abstatten. Der ganze Sommer ging dahin, bis endlich, am 16. September, die definitive Berufung einlief. Dieselbe setzte aber auch schon die Abreise von Hamburg für den 1. October fest. Man kann sich denken, welche wahre Heßjagd damit für mich losbrach.

In wenig Tagen wollten all die Hunderte von Ausrüstungsgegenständen beschafft sein, die zu einer Afrikareise nöthig sind, vom Instrument und der Karte bis hinab zu den prosaischesten und gleichwohl doch häufig genug ebenso unentbehrlichen Kleinigkeiten. Diese Sturmfluth von Geschäften überstieg fast die Kräfte meiner sonst eisernen Natur. Endlich aber fand ich mich doch völlig reisefertig am Hamburger Hafen. Noch ein letzter Gruß, eine letzte, vergeblich zurückgedämmte Thräne aus liebendem Auge —, dann trug uns ein kleiner Localdampfer rasch davon. Die Schönheit der Elbufer unterhalb der imposanten Hansestadt that sich uns auf, rechts die malerischen Höhenzüge, die das Auge sättigen, links die weiten Niederungen, die es wie ahnungsvoll in die nebelhafte Ferne schweifen lassen.

Uns freilich konnte das an diesem Tage nicht rühren. Alles Liebgewordene hinter uns, und vor dem Blicke nichts als eine unsichere Zukunft, da war das Herz gar schwer. Und der Himmel that nichts, es zu erleichtern. Zwar goffen grelle Streiflichter eine wunderbare Beleuchtung über die Landschaft aus, aber sie kamen aus dunklen Wolkenmassen, die immer drohender am Horizonte sich aufthürmten. In der That war am Lande auch schon das Sturmsignal aufgezo-gen. Unsere Genossen störte das freilich wenig. Bestand doch auch der größte Theil von ihnen nur aus Solchen, die uns lediglich eine Strecke das Geleit zu geben gekommen waren. Und die wenigen Uebrigen, für die es wirklich galt „nach

Afrika", suchten sich, von der Heiterkeit Jener mit fortgerissen, mit dem trefflichen Biere zu betäuben, das eine mitleidige Seele gestiftet hatte.

Nach 2 $\frac{1}{2}$ Stunden waren wir am Ziele. Der Wörmann'sche Seedampfer „Erna“, der, um Pulver einzunehmen, schon am Tage zuvor hierher gegangen war, lag vor uns. Vom hohen Deck herab bellte uns der vielgetreue Schiffshund „Hektor“ ein rauhes Willkommen entgegen. Wir schwangen uns über Bord, beantworteten das nervenerfütternde „Hurrah“ des nach Hamburg zurückwendenden Comitats mit einer gleich mächtigen Salve und schwammen wenige Minuten darauf schon das mächtige Elbgewässer hinunter. Rasch erweiterte sich die trübe Wassermasse, die Ufer verdufteten im wörtlichsten Sinne des Wortes, unsere Aufmerksamkeit sah sich auf das schwimmende Haus angewiesen, das wir nun während der nächsten sechs Wochen zur Wohnung haben sollten.

Die „Erna Wörmann“ ist eins der kleinsten Dampfschiffe des bekannten Rhedereigenschafts, aber für den Kampf mit Wind und Wogen nicht weniger tüchtig, als ihre größeren und vornehmeren Collegen. Einer ihrer Hauptfehler aber ist, daß die Kajüten unter Deck liegen, so daß die Lukenfenster nur bei ganz ruhiger See geöffnet werden können. Wie qualvoll dadurch, sowie durch den Umstand, daß die Passagierräume außerdem auch noch „mittschiffs“, das heißt in unmittelbarer Nähe des heißen und öldunstigen Maschinenraums angebracht sind, der Aufenthalt auf dem Fahrzeug für uns namentlich in südlicheren Breiten werden mußte, das wird man später erkennen können.

Für den Augenblick fanden wir an der holden Dame Erna eigentlich Alles lobenswerth. Ein flüchtiger Einblick in die Tagesordnung des Lebens an Bord zeigte eine ganze Reihe von culinairischen Genüssen, die von früh 7 Uhr bis Abends 9 Uhr in kurzen Intervallen sich folgten. Ebenso vermochte der Weinkeller selbst hochgeschraubten Ansprüchen zu genügen, ohne dabei an eine bescheidene Börse unbescheidene Anforderungen zu stellen. Was aber für das beklommene Gemüth einer Landratte von noch viel größerer Wichtigkeit sein mußte, das war dies, daß auch die ge-

sammte Schiffsbemannung, vom reckenhaften und doch stets kindlich fröhlichen Bootsmann bis zum wetterharten Capitän herauf einen durch und durch vertrauenerweckenden Eindruck hervorrief. Waren es doch auch durchweg, selbst den munteren Koch in seiner ruhigen Küche nicht ausgeschlossen, Leute, die die ganze Welt gesehen und den Ocean in allen seinen Tüffen kennen gelernt hatten. Da gab es denn Interessantes genug zu hören, wenn man auf die Brücke hinaufstieg, um mit den Herren Officieren zu plaudern. Indes auch wenn der Dienst solche Unterhaltung verbot, fehlte es an Zerstreuungen nicht. Bücher, Spielkarten, Damenbretter, Domino-Steine und Anderes mehr lag im kleinen aber eleganten Salon bereit.

Selbstverständlich hatten wir im Anfang genug zu thun, uns mit den Genossen der langen Fahrt etwas vertraut zu machen. Es waren ihrer freilich nur sechs, aber drei davon waren bereits längere Zeit in Afrika gewesen und vermochten uns für das Leben dort manche werthvolle Winke zu geben.

Daneben nahm auch das flüssige Element, auf dem wir uns bewegten, mehr und mehr, wenngleich in recht unliebsamer Weise, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein rauher Nordwest blies uns entgegen, der zwar, so lange wir noch rechts und links Land hatten, das Wasser noch nicht zu größeren Wogen aufzuthürmen vermochte, dafür aber um so mehr auf offener See sich schadlos hielt. Kaum hatten wir Ruyhafen passirt, das im trüben Dämmer-schein dalag, und den Lootsen, den letzten Boten der heimischen Erde, bepackt mit unseren Postkarten, die den Lieben noch einen Gruß bringen sollten, mit wehmüthigen Blicken in seinem schwanken Rahne davonziehen gesehen, als auch schon unsere erzgegürtete „Erna“ wie ein Spielball in einer Riesenhand hin und her geschleudert wurde, so daß bereits zwei unserer kleinen Reise-gesellschaft, als Beute der türkischen Seekrankheit, in ihren Kojen verschwanden.

Ich, seefest, wie ich glücklicherweise bin, vermochte auf Deck auszuhalten und sah nun nicht ohne innerliches Grauen und doch von der Erhabenheit des Schauspiels gefesselt, in den Aufruhr der Elemente hinein, die immer mächtigere Sturzseen unter Donner-

gebraus über unser Schifflein schleuderten. Aber trostreich tauchten aus diesem Toben bald hier bald dort am Horizont freundliche Lichtlein auf, die Leuchtfeuer von Helgoland, Neuwerk, der Wesermündung und Borkum, die in dieser Gegend dem Schiffer die Bahn zeigen. Selbst mitten aus den erregten Fluthen stieg ein solches Sternlein auf, die Laterne des Leuchtschiffes von der Terschellinger Bank, jener berühmten Untiefe, auf der vor wenig Jahren die „Aline“, eine Schwester unserer „Erna“, als sie auch so hoffnungsfreudig Afrika entgegenlief, ein jähes Ende gefunden. Lange starrten wir nach dem unheimlich roth angestrichenen Schifflein, das dort mitten im wilden Wogenstrudel seinen menschenfreundlichen Warnerdienst versieht, bis ein jäh heraufgezogenes Gewitter uns hinunter aufs Lager trieb, wo wir schließlich doch trotz des Gedankens, daß mit uns auch 1500 Centner Pulver die Seereise machten, in Schlummer versanken.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, mußten wir vernehmen, daß wir der bösen See wegen in der Nacht fast gar nicht vorwärts gekommen seien. Aber auch der Tag, der grau und trüb angebrochen war, brachte keine Förderung. Es mußte oft „gestopt“ und gelothet werden. So konnte es kommen, daß wir uns am Abend erst auf der Höhe von Texel, nur wenige Meilen von der Terschellinger Bank, befanden. Ja, und auch am nächsten Morgen lautete die Antwort auf die Frage: „Wo befinden wir uns denn“, noch immer: „Höhe von Texel“. Die Nacht war aber auch furchtbar gewesen. Niemand hatte gewagt, sich zu entkleiden und auf das Bett zu strecken. Wir blieben im Salon hocken, aus unruhigem Halbschlummer nur zu oft durch furchtbare Sturzfluthen aufgeschreckt, die sich mit wahren Wuthgeheul über die in allen Jugen zitternde „Erna“ warfen; dazu ganze Ströme klatschenden Regens und eine wahre ägyptische Finsterniß. Die Situation war ernst genug, und alle drei Officiere verbrachten, in ihre tiefenden Gummiröcke gehüllt, die Nacht auf der Commandobrücke.

Der junge Tag, der 3. October, brachte endlich Besserung. Das von Allen häufig besuchte Barometer begann zu steigen, die

Sonne durchbrach die dunklen Sturmwolken. Trotzdem ging das Meer noch immer so hoch, daß ein betrübender Unglücksfall passieren konnte. Eine mächtige Sturzsee traf den über Deck schreitenden Zimmermann und warf ihn mit solcher Wucht nieder, daß er einen schweren Beinbruch erlitt. Da ein Arzt nicht an Bord war, so mußte der todtmüde Capitän zugreifen. Der verwundete Mann, der herzerreißende Sannertöne ausstieß, wurde ins sogenannte Kartenzimmer, wo sonst die Schiffs-officiere ihre nautischen Arbeiten auszuführen pflegen, gebettet, und, so gut es gehen wollte, geschient. Der Unfall aber mußte auch unseren Cours ändern. Der Kranke konnte unmöglich auf dem schwankenden Fahrzeug bleiben, daher beschloß der Capitän, ihn in Dover ins Lazareth zu bringen. Dorthin also steuerten wir, und da das Wetter sich immer mehr klärte, kamen wir rasch vorwärts. Als der nächste Tag graute, liefen wir in die berühmte Meerenge, die „Pas de Calais“ heißt, ein.

Die Scenerie war überraschend. Die Küsten zweier großer Reiche, Englands und Frankreichs, des Inselstaates und des europäischen Continents, tauchten vor dem Blicke auf, jene als nackte, jähe Kreidefelsen, diese als milde, duftig blaue Höhenzüge. Und das schmale Meer zwischen beiden, von zahllosen Schiffen, Dampfern und Seglern belebt wie ein Jahrmarkt. Dover selbst freilich wird erst erkennbar, als wir bereits ihm ganz nahe sind. Denn seine an sich allerdings stattlichen, kasernenartigen Häuser erscheinen so schmutzig grau, daß sie sich von den dahinter aufsteigenden, kahlen, gleichfalls grauen Höhen kaum abheben.

Für unseren armen Schiffszimmermann schlug die Stunde der Erlösung. Dienstestrig umtanzten uns zahlreiche Boote, von denen einige sogar so kühn waren, sich mittelst Haken an das Stahlkleid unserer „Erna“ anzuhängen, und sich so mit in den Hafen ziehen zu lassen. Hier aber gab es noch allerhand Schwierigkeiten zu überwinden. Es war ja Sonntag, wo in England jedes Werk, wie es scheint, auch das Werk barmherziger Liebe feiern muß. Der Capitän, der schnell an Land eilte, hatte Mühe genug, für unseren Blessirten ein Plätzchen im Hospital zu ermitteln.

Dann wurde dieser Letztere auf einer improvisirten Tragbahre über Bord und in eins der Boote hinabgelassen, das, beiläufig, für den kurzen Transport bis ans nahe Land nicht weniger als 120 Mark forderte. Wie recht hat doch unser großer Staatsmann, wenn er ausruft: „Gott bewahre uns vor dem englischen Sonntag!“

Sobald es nur anging, dampften wir wieder fort von dem ungestlichen Gestade. Die Meerenge erweiterte sich zum eigentlichen Canal, das französische Ufer verschwand in nebliger Ferne und nur die Küste Albions, an der der Dampfer in ziemlicher Nähe hinkief, blieb in Sicht. Das war nun ein wonniges Dahingleiten auf dem sonst so gefürchteten Gewässer. Der Himmel blau, blau auch die segelbelebte See und dort am Land auf sanft ansteigenden, mannigfach geformten Geländen dunkle Wälder oder lachende Ortschaften, die berühmte Badestadt Hastings, dann Isborne und viele andere.

Wir lebten förmlich auf nach den vielen Drangsalen, die schon der erste Anfang unserer Afrikareise gebracht hatte. Aber wir jubelten zu früh. Das Barometer fiel abermals rapid, die See begann wieder zu kochen, eine weitere böse Nacht brach über uns herein. Wir befanden uns, wie uns die betreffenden Lichter lehrten, der vielgefeierten Insel Wight gegenüber, aber auf dieser Linie blieben wir auch lange Stunden kleben und mußten sogar froh sein, daß wir von dem jäh aufgesprungenen wüthenden Westwinde nicht rückwärts getrieben wurden. Auch der folgende Tag verging unter Sturm und Regen. Mit nicht gerade angenehmen Gefühlen sahen wir dem übelberufenen Golf von Biscaya, dem bekannten „Grabe der Seeleute“, entgegen, dem wir uns in der kommenden Nacht näherten. Aber wie so manchmal, zeigte sich auch hier das Gefürchtete, als es nun wirklich da war, besser, als von der Ferne gesehen.

Wohl waren es schwere Böen, unter denen wir in der Mittagsstunde des 6. Octobers in den freien Ocean hinausfuhren, oder richtiger taumelten, denn wir hatten ja jetzt den Wind in der Flanke, und das machte die wackere „Erna“ wie trunken

unaufhörlich von der einen Seite sich auf die andere legen. Aber die Masse der Gläser und Teller, die dabei unversehens drunten in der Kajüte in Trümmer gingen, mußten wohl gute Vorbedeutungen gewesen sein. Am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in der weiten Bai schon kletterte das Quecksilber kühn in die Höhe, die Sonne, endlich Herr geworden über die Mächte der Finsterniß, sänstigte die schaumgekrönten Wogen, und damit auch die Friedensboten von unten her nicht fehlten, tauchten Delphine, jene Fische, die das poetische Alterthum den Sängern Amphion mit seiner Laute tragen ließ, die die profaische Naturwissenschaft der Neuzeit aber Schweinsfische genannt hat, bald rechts, bald links vom Schiffe auf, nicht selten von weither mit geschäftiger Hast herbeigeeilt, sobald sie unseres Fahrzeuges ansichtig geworden.

Der Anblick dieser Thiere ist für Jeden, der sie zum ersten Mal genossen, ein höchst curioser, um nicht zu sagen urlächerlicher. Mit gekrümmtem Rücken und so in der That dem ominösen Borstenthier, nach dem sie benannt wurden, nicht unähnlich, springen sie, eins genau hinter dem andern, in einer Art nervöser Hast aus dem Wasser empor, um mit einem kühnen Bogen wieder in die Fluth zu tauchen. Das Ganze geschieht so regelmäßig, so zu sagen mechanisch, daß es den Anschein gewinnt, als ob jene „Tümmler“, so heißen sie auch, etwa auf ein großes Rad aufgeleimt wären und so herumgeschwenkt würden. Am possirlichsten nahm sich die Sache aus, wenn, wie dies nicht selten geschah, eine ganze Heerde dieser wunderlichen Käuze, die beiläufig bis zu 120 Pfund und darüber schwer werden, quer vor dem Bugspriet des Schiffes vorüber voltigirte, um blitzschnell, wie ihre Bewegungen sind, ebenso rasch wieder jenseits am Horizonte zu verschwinden, wie sie zuvor von der anderen Seite herangekommen waren. Beiläufig begleiteten uns diese munteren Bewohner der Gewässer bis weit über den Wendekreis hinab, und wir verdanken ihnen so, wenn auch nicht, wie der griechische Sänger, das Leben, so doch manche heitere Minute.

Das bessere Wetter übte aber nicht nur auf die Thierwelt,

sondern auch auf die Menschen eine günstige Wirkung aus. Spieldosen und Harmonikas kamen aus ihren Verstecken hervor, und zu den Tönen, die ihnen der vielgewandte Koch und andere Glieder der Schiffsmannschaft entlockten, tanzten am Abend Matrosen und Feuerleute auf dem Deck.

In ähnlicher Weise gestalteten sich auch die nächstfolgenden Tage, und wenn auch von Zeit zu Zeit wieder der Wind sich erhob, oder Wolken sich entluden, ja selbst das Nebelhorn in Thätigkeit gesetzt werden mußte, um auf dieser vielbefahrenen Wasserstraße Collisionen zu vermeiden, so trat dies doch Alles jetzt eben nur noch vorübergehend auf. Vielmehr machte sich je länger je mehr ein unverkennbarer Umschwung in der ganzen Natur um uns her geltend, bedingt durch den Zonenwechsel, der sich für uns vollzog, als wir auf den Breitengraden von Südfrankreich und Portugal, den bekannten Gärten der Hesperiden, anlangten. Eine weiche, warme Luft umfächelte uns und gestattete den Aufenthalt auf dem Deck, auf dem jetzt Stühle und Hängematten erschienen, noch lange in die sternenfunkelnde Nacht hinein. Das Meer glänzte im prächtigem Blau, das sich Abends, wenn die Sonne dem Himmel wundersame Tinten lieh, in intensives Purpurroth verwandelte. Am 10. October zeigte das Thermometer in der Mittagszeit schon 25° C. Trotzdem wurde jetzt noch ein Repräsentant der arktischen Regionen bemerklich, in Gestalt eines mächtigen Wals, der aus Passion längere Zeit neben unserer Erna dahin schwamm und dabei mächtige Wasserstrahlen aus seinem riesigen Schädel in die Luft blies.

Trotz all dieser Intermezzos waren wir froh, daß nun, nach zehntägiger Fahrt, die doch immerhin monotone Wasserreise eine wenn auch kurze Unterbrechung erfahren sollte. Als wir nämlich in der Frühe des 11. Octobers auf Deck eilten, sahen wir Land vor uns oder besser um uns. Denn fast auf allen Seiten stiegen Inseln aus der weiten Wasserwüste auf, zu unserer Linken das Zackige Felseneiland von Porto Santo, gerade vor uns als hohe Kuppe die schon durch ihren Namen gekennzeichneten Desertas, und zur Rechten endlich das vielgefeierte Eldorado: Madeira.

Aber wie es sich uns jetzt präsentirte, erschien es ganz anders, als unsere Phantasie es sich geträumt. Um nämlich in der vorhergegangenen Nacht, die überaus dunkel und stürmisch gewesen war, kein Unglück in der engen Straße zwischen den genannten Klippeninseln von Porto Santo und den Desertas zu haben, hatte der vorsichtige Capitän Mehlhose das erstere Eiland, das leider eines Leuchtfeuers entbehrt, in weitem Bogen nach Westen umfahren, so daß wir die Nordseite von Madeira zuerst in Sicht bekamen. Diese aber ist im Gegensatz zu den mit langgezogenen Linien abfallenden südlichen Partien furchtbar steil aufgebaut und, weil voll dem kalten Wind von Norden her exponirt, auch völlig nackt und kahl. Dazu lagerten jetzt noch die Morgennebel in Gestalt schwerer Wolken auf den hohen Rücken, so daß das Ganze einen wahrhaft schauerlichen Eindruck machte.

Nach kurzer Weile umfuhren wir die riesige Landzunge, die die Insel ostwärts ins Meer vorschiebt, und nun totale Bühnenverwandlung. Zwar dampften wir auch hier zunächst noch an kahlen und jähren Wänden vorüber, aber die unterdeß zerrissenen Nebelschleier decken fesselnde Details auf. Deutlich sind die Schichten des bald roth, bald gelb, bald braun gefärbten Porphyrgesteins zu erkennen, wie sie hier horizontal über einander lagern, dort aufgerichtet stehen, oder gebogen und geknickt erscheinen. Auch die allgemeine Bodenbildung hat an Mannigfaltigkeit gewonnen. Neben hohen, nicht selten überaus deutlich die Form von Auswurfskegeln tragenden Gipfeln laufen tief eingeschnittene Spalten von oben zum Strand nieder. Bald kommen auch auf günstiger entwickelten Flächen hellgrüne Fruchttäcker sammt dunklen Kiefernwäldchen zum Vorschein, und kleine weiße Landhäuschen sind über die steilen Hänge von der Küste bis hinauf in schwindelnde Höhen verstreut.

Was aber dem köstlichen Bilde buchstäblich die Krone aufsetzte, das war ein farbenprächtiger Regenbogen, der sich über einen großen Theil des ganzen Eilandes hinlegte und mit seinen Enden in üppig grünen, duftigen Thälern stand. Selten in meinem langen Reiseleben habe ich ein schöneres Naturschauspiel gesehen.

Doch das Schiff eilt rasch auf der blinkenden Wasserfläche

weiter. Die Südseite der Insel, das Paradies aller Brustkranken, das Treibhaus des Oceans, zieht auf. Am Fuße hoher, bizarr geformter Spitzen erscheint eine weißglänzende Häusermasse, in weitem Umkreis von dem hellen Gelbgrün der Zuckerrohrplantagen oder dem ernsten Dunkel der Nadelhölzer eingerahmt, aus welchen allenthalben Farmerhäuschen herausblinken. Dies ist Funchal, die Hauptstadt der Insel und zugleich der weltbekannte Wintercurort.

Zur Linken wird das kleine Paradies gehütet von einem winzigen, aber steilen Felseninselchen, das ein starkes Fort trägt. Eben senden die Geschütze desselben einen donnernden Morgengruß aus, der in den nahen Berg-Coulissen ein vielfaches Echo findet. Fast könnten wir glauben, daß uns dieser stolze Willkommen gelte; doch nein, dort drüben liegt eine russische Corvette, diese ist es, der zu Ehren die Salve abgefeuert wurde. Doch auch unsere Ankunft bleibt nicht ohne Auszeichnung. In winzigen blitzschnellen Rachen rudern eine Menge kleiner Knaben an unser Fahrzeug heran, um, sobald auf ihr dringendes Betteln von da eine kleine Münze herabgeschleudert wird, das Hemd, ihr einziges Kleidungsstück, abzuwerfen und mit dem braunen, geschmeidigen Körper, flinken Fröschen vergleichbar, kopfüber in die Fluth zu tauchen, deren überaus klare Beschaffenheit den winzigen Bürschchen gestattet, das blinkende Geldstück selbst aus größerer Tiefe heraufzuholen. Ja, für eine Mark schwimmen die kleinen Wasserhelden selbst unter dem Riesenleibe unseres Dampfers durch.

Natürlich wünschten wir aber nun auch das Land selbst zu sehen. Nur noch eine Formalität war zu erledigen. Unser Cigarrenvorrath wurde in einen verschließbaren Raum gebracht, darauf eine portugiesische Schildwache an Bord selbst aufgestellt und zwei stetig kreuzende Boote an die Seiten des Schiffes beordert. Erst nachdem so den strengen Zollgesetzen, mit denen die Regierung drüben in Lissabon das kleine Eiland umgeben, Genüge geschehen, dürfen wir zum Wasser niedersteigen. Ein flinker Rachen trägt uns über die weite Rhede; dann, als wir dem hohen, mit grobem Basaltschotter bedeckten Ufer nahe sind, waten stämmige Schiffer uns entgegen, befestigen eine Kette an unser Boot, und so werden

wir nun unter viel Lärm und Geschrei von einem Paar kräftiger Ochsen durch die zischende Brandung im Galopp auf das Land gezogen, gewiß eine originelle Art, auf festen Boden zu kommen, die nur noch von der an der eigentlichen afrikanischen Küste üblichen Landungsweise überboten wird. Doch davon später.

Auf breiter Platanenallee schritten wir zur Stadt empor. Nach wenigen Minuten waren wir auf der schattigen Alameda, die sich parallel mit der Küste durch den unteren Theil der Stadt zieht und den Rendezvousplatz der Wintergäste bildet. Sie endigt in eine kleinere und eine größere Parkanlage, woselbst der erstaunte Fremdling aus dem rauhen Norden zum ersten Male verschiedene Kinder der subtropischen und selbst der tropischen Zone, Agaven, Aloës, Bananen, die verschiedensten Gattungen von Palmen, dazu auch farbenprangende Blumen u. a. zu bewundern Gelegenheit hat.

Hinter diesen reizenden Anlagen klimmt die Altstadt, eine Häuserreihe über der anderen, die steilen Hänge hinan. Hier ist nicht viel zu sehen, denn die Straßen sind eng und die Gebäude rechts und links hoch, schmal und durch Jalousien hermetisch abgeschlossen. Man könnte sich in einer südeuropäischen Stadt wähen, wenn nicht das Pflaster so ganz anders wäre. Millionen von Basalt-Rollsteinen sind, auf die hohe Kante gestellt, eng aneinander geschichtet. Diese an und für sich schon wenig angenehme Bodenbekleidung ist dazu noch an vielen Stellen derartig blank geschliffen, daß sie wie polirter Stahl erscheint. Dieser letzte Uebelstand wird bedingt durch die eigenthümliche Art der hier zu Lande üblichen Gefährte. Wunderbarer Weise herrscht nämlich in diesem Reiche des ewigen Frühlings ausschließlich der Schlitten. Schlitten sind die Lastfuhrwerke, die den kostbaren Wein und die übrigen wenigen Producte der Insel transportiren, und Schlitten vertreten auch die Fiaker unserer Städte. Diese letzteren Fahrzeuge pflegen übrigens mit weichen Polstern ausgeschlagen und von einer Lederplane überdeckt zu sein. Freilich zu traben vermögen die schwerfälligen Stiere, die, unter ein hohes Joch gebücht, das seltsame Behikel fortbewegen, kaum. Doch hat der Fremdling, der sich ihrer be-

dient, wenigstens den Vortheil, vor stetem Ausgleiten, dem das Gehen ihn aussetzen würde, geschützt zu sein.

Daneben bedient man sich in Funchal zum Fortkommen auch noch der gleichfalls gepolsterten und bedachten Hängematte, die an langer Stange von zwei uniformirten Insulanern getragen wird, und endlich der Pferde, kleiner aber feuriger und ausdauernder Thiere.

Auch wir mietheten solche, um die reizende Umgebung der Stadt wenigstens etwas kennen zu lernen. Im Galopp, die Führer am Schwanz der Kofse angeklammert, ging es durch die steilen Straßen der Stadt, und dann weiter zwischen hohen Gartenmauern empor. Erst hoch oben wurde die Aussicht frei. Ueber kiefernbe wachsene Hänge glitt das Auge hinunter bis auf die glänzende Häusermasse und das schimmernde unendliche Meer, ein Anblick, um selbst eine vertrocknete Seele mit hellem Entzücken zu erfüllen.

Unser Ziel war die Bergkirche von San Nicolo del Monte, deren zierliche Doppelthürme wir schon vom Schiffe aus hoch am Gebirge entdeckt hatten. Nur selten versäumt ein Besucher der Insel, den einstündigen Weg dahinauf zu unternehmen. Es ist das Camaldoli von Funchal. Neben dem schlichten Gotteshaus, hinter dem sich ein schattiger Garten mit blühendem Immergrün, Georginen, Baumbucus, Thujas u. s. w. hinzieht, wird in kleinen Schänken echter Madeira verkauft. Was uns aber noch mehr erquickte, als der edle Trank, das war die frische Gebirgsluft, die schon hier herrschte. Denn während wir drunten in der Stadt unter einer Temperatur von 32° C. geseufzt hatten, zeigte das Thermometer da oben nur 20°.

Eine Masse Volks lungerte an der vielbesuchten Stätte herum. Ist doch hier auch so zu sagen der Bahnhof der Bergschlitten. Die Hänge sind nämlich so steil, daß man wohl herauf-, aber nicht hinunterreiten kann. Darum tritt auch hier wieder der Schlitten, aber jetzt nur in der Form eines einfachen, auf Rufen gestellten, zweifitzigen Korbes, in seine Rechte. Vorn an demselben sind rechts und links starke Stricke befestigt, mittelst derer die beiden, hinten auf dem Fahrzeug stehenden Lenker desselben an

allzu abschüssigen Stellen einer übergroßen Schnelligkeit der Bewegung Einhalt zu thun verstehen.

Auch wir nahmen nach kurzem Aufenthalte in einem derartigen Gefährte Platz und sausten sofort mit solch unheimlicher Schnelligkeit bergab, daß uns fast Hören und Sehen verging. Mehrmals, namentlich an Stellen, wo die tolle Fahrt um eine Ecke ging, schien es, als müßten wir an die Mauern rechts und links geschleudert werden und alle Knochen brechen. Aber die gewandten Menschen, in deren Händen wir uns befanden, wußten immer noch im letzten Augenblicke dem schleudernden Fahrzeuge eine Schwenkung zu geben, daß es ohne Anstoß weiter über das spiegelblanke Pflaster dahinschoß. Unverletzt kamen wir nach wenig Minuten schon in der Stadt wieder an.

Hier hatte sich unterdeß die ganze Einwohnerschaft auf die Beine gemacht, denn es war Sonntag und so für die etwas eiteln Portugiesen die Gelegenheit geboten, sich in ihrem besten Putze sehen zu lassen. Nun, ich für meine Person, hatte weniger Aufmerksamkeit für diesen, als für die unverkennbare Thatsache, daß nicht wenige der übrigens meist kleinen und schwächlichen Inselbewohner bereits etwas vom Negertypus in ihrem Gesichte haben. Trotz dieser Anklänge an Afrika kann sich übrigens in einer anderen Beziehung die kleine Insel mit den „entwickeltsten“ Theilen Europas messen. Wir mußten beispielsweise für eine Flasche schlechten Bieres den enormen Preis von 3 Mark bezahlen.

Unsere durch diesen Abschiedsgruß des paradiesischen Eilandes etwas herabgedrückte Stimmung wurde, als wir am Abend wieder an Bord kamen, leider noch verschlimmert. Das Schiff hatte Kohlen genommen und mit diesen „schwarzen Diamanten“ nahezu das ganze Deck angefüllt, so daß wir an ein Promeniren daselbst, das übrigens schon zuvor durch mehrere große Brandungsboote, die wir für eine Station der Goldküste mit uns führten und die quer über das Vorder- wie Hintertheil des Schiffes gelegt waren, sehr beschränkt worden war, nun gleich gar nicht mehr denken konnten. In der Kajüte aber, wo während des ganzen Tages, um den Kohlenstaub abzuhalten, die Luken geschlossen geblieben

waren, herrschte eine ganz unerträgliche Temperatur. Trotz alldem ließen wir uns den herrlichen Anblick, den die hellerleuchtete Stadt auf dem dunklen Hintergrund der Hochgebirgsmauer am Abend bot, nicht verkümmern. Hierbei erzählte uns der Officier, der die Kohlenabnahme hatte überwachen müssen, eine bei dieser Gelegenheit vorgefallene recht ergötzliche Episode. Einer der Kohlenträger war zufällig an die Stelle des Decks gekommen, wo Hektor, der Schiffshund, sich gelagert hatte. Dies Thier hat die Eigenthümlichkeit, nur mit Weißen Freundschaft zu halten, dagegen jeden Schwarzen anzugreifen. Da es nun den berußten Kohlenmann für einen Neger ansehen mochte, hatte es auch diesen angenommen und ihm seinen Rock zerrissen.

Die kommende Nacht, die uns wieder auf hoher See sah, brachte abermals heftige Winde mit mächtigen Sturzfluthen, die dann auch bis nahe an die Tropen anhielten. Es war dies aber jetzt um so gefährlicher für uns, als infolge der Kohlenanschüttung auf Deck die beregten Boote außerbords hatten angebracht werden müssen. Wie leicht konnten sie da mit Wasser gefüllt und von der hochgehenden See derart an die Schiffswände geworfen werden, daß diese letzteren ein Leck bekamen. Diese wenig angenehme Situation erlitt nur eine kurze Aenderung, als wir am Abend des 12. October, 24 Stunden nach der Abfahrt von Madeira, in den engen Canal zwischen Teneriffa und Palmas einfuhren. Hier, zwischen den hohen Gebirgen, als welche die sämtlichen westlichen Inseln des Canarischen Archipels den Fluthen entsteigen, herrschte fast absolute Windstille. Freundlich glänzten die Lichter von Santa Cruz, der Hauptstadt des zu zweit genannten Eilandes, über die geglätteten Gewässer zu uns herüber. Schade nur, daß die dunkle Nacht uns sonst nichts weiter von den mit Recht so gefeierten „Inseln der Seligen“, namentlich nicht die hehre Gestalt des Pico de Teyde erblicken ließ. Doch vermochten wir am folgenden Tage, wenn auch ziemlich weit im Westen, doch wenigstens das bekannte Ferro zu sehen, das wie eine langgestreckte Riesenwand über den Untiefen thront, in die gerade in dieser Gegend die Gewässer des Atlantischen Oceans hinabsinken.

Schwarz, Kamerun.

Der 14. October war ein wichtiger Tag in der Geschichte unserer Afrikafahrt. Wir passirten in der Mittagszeit den Wendekreis. Und das war nicht bloß ein formaler Act, ein theoretisches Ereigniß. Denn wenn auch daselbst nicht, wie man wohl als Schuljunge wähnte, eine Schnur über den Ocean gezogen war, so machten sich doch nunmehr rasch noch ganz andere und frappantere Veränderungen geltend, als wir sie vordem erlebt. Nicht nur, daß die Hitze jäh anwuchs, auch die Farbe des Sonnenlichts veränderte sich. Ein faßgelber Schein erfüllte, namentlich in den Morgenstunden, die Luft, die bald von keinem Hauche mehr bewegt wurde. Die See, vordem so schön blau, nahm häufig genug ein trübgrünliches Colorit an und erstarrte förmlich zu einer leblosen Fläche, die am dunstigen Horizonte mit dem Himmel in eins verschwamm. In der Nacht aber, wenn die dunkelroth glühende Sonnenscheibe unter wunderbaren Farbeneffecten untergegangen war, und der Mond mit einem für uns Nordländer unbekanntem grellen Lichte droben stand, dann leuchtete sie auch auf, nicht nur mit einzelnen, wenn auch noch so zahlreichen Fünkchen, wie man dies ja auch in höheren Breiten schon beobachten kann, nein, ganze Flächen der endlosen Wassermasse bis weit hinaus standen dann in jenem geisterhaft blaßblauen Lichte, wie es sonst die moderne Electricität allein darzustellen vermag. Ja so stark war das Phosphoresciren des nassen Elementes, daß selbst die Wassertropfen funkelten und leuchteten, die im Toilettencabinet aus dem Hahne sickerten.

Und als ob es mit dieser intensiven Lichtentfaltung noch nicht abgethan sein könne, entluden sich von da ab bis Kamerun hinunter, das heißt nicht weniger als volle vier Wochen lang, ausnahmslos allnächtlich furchtbare Gewitter, die stundenlang am Himmel stehen blieben. Wie zahm erschienen da auch die wildesten Donnerschläge, die wir je zu Hause gehört! Das war nicht selten ein Krachen, als ob das ganze Dachgebälke des Firmaments einstürzte. Und nun erst die Blitze. Da zeigten sich nicht einzelne, aufzuckende und rasch wieder erlöschende Funken wie bei uns, sondern häufig füllte ein gleißender Schein wie eine aufgehende

Sonne ganze weite Theile des Horizontes, und statt einzelner Feuerfäden wurden hier wahre Feuerklumpen sichtbar, die vom Himmel niederstürzten. Das waren große, erschütternde Schauspiele trotz der 1500 Centner Pulver drunten im Schiffsraum und des zerbrochenen Blitzableiters an dem einen unserer Masten.

Aber auch das Thierreich wollte das Seinige beitragen, um uns die vielgerühmte Tropenwelt in vollster Schönheit sehen zu lassen. Von weitem Fluge ausruhend, ließen sich bunte Tauben auf dem Schiffe nieder, während die scheueren Canarienvögel, grau-grün gefärbt, sich nur auf das Wasser zu setzen wagten. Schneckenthiere in weißen und rosarothten Gehäusen segelten munter an uns vorüber, Haifische, Wale und Delfhine umschwärmten uns, kleinere Fische mit silberschimmernden Leibern erschienen hie und dort in solcher Masse an der Oberfläche des Meeres, daß dasselbe wie ein Spiegel funkelte. In der Nacht aber, wenn die Schiffslichter angesteckt waren, schwirrte es geheimnißvoll in der Nähe des Fahrzeuges. Das waren fliegende Fische, die den Motten gleich dem Lichte nachgehen und so ebenfalls oft ihr Leben verlieren. Allabendlich wurden solche gefangen, die auf das Deck gefallen waren. Einmal flog einer einem der Passagiere, der auf der Commandobrücke eingeschlafen war, sogar recht empfindlich an den Kopf. Dieser kecke Bagabund zählte übrigens auch zu den stärksten Vertretern seiner Rasse. Er wog $1\frac{1}{2}$ Pfund, hatte eine Länge von 48, am Bauch eine Höhe von 8 und eine Rückenbreite von 6 Centimeter. Seine Farbe war ein feines Silbergrau, in das der hechtartige Schuppenpanzer gekleidet war. Das Auge hatte eine auffallende Größe, und der Unterkiefer zeigte sich mit feinen, spitzen Zähnen bewehrt. Der Schwanz erschien sehr ausgeschweift, die Rückenflossen waren klein, die Flanken indeß neben zwei unbedeutenderen auch mit zwei je 25 Centimeter langen Flugflossen versehen, die wir trockneten und aufspannten, da sie nach des Capitäns Versicherung die größten waren, die er je gesehen. Natürlich ließen wir es aber bei einer wissenschaftlichen Betrachtung des Object's nicht bewenden. Der Koch mußte den unglücklichen Lichtfreund kochen, und wir verzehrten das etwas trockene,

aber recht schmachhafte Fleisch, das seine ursprünglich rothe Farbe in das appetitlichste Weiß verwandelt hatte, mit dem erbarmungslofesten Hunger.

Leider hatte indeß der Eintritt in die Tropenwelt das Thierreich nicht nur in so harmloser Weise zum Erwachen gebracht. Vielmehr fing es nun auch auf unserem Fahrzeuge in unliebsamster Art an lebendig zu werden. Schloß man einen Koffer auf, so huschten Schwaben von nie gesehener Größe in die Ecken, um natürlich, sobald man den Rücken gewendet, das Zerstörungswerk wieder aufzunehmen, das sie schon vorher an Kleidern und Effecten getrieben, weidlich unterstützt in diesem löblichen Beginnen von dem Schimmel und beziehentlich Roste, die sich unter der zunehmenden feuchten Wärme nur immer üppiger entfalteten. Setzte man sich zu Tische, so krochen winzige Ameisen aus den besten Leckerbissen, und selbst die Nachtruhe wurde von allerhand Ungeziefer getrübt. Mehr und mehr verwandelte sich so das Schiff in ein schwimmendes zoologisches Museum. Was Wunder auch, da wir schon am 15. October in der Kajüte 32° C. maßen.

Da war es denn nun höchst angenehm, daß auch mit dem Oberdeck unseres Dampfers eine Veränderung vorgegangen war. Man hatte das für die Tropen bestimmte Sonnensegel, ein dichtes, weites Zeltdach, aufgespannt, und hier verbrachten wir, im Zuge sitzend, den die rasche Vorwärtsbewegung des Schiffes allein verursachte, den größten Theil des Tages. Nur zu den Mahlzeiten gingen wir hinunter, um so rasch als möglich einige Bissen zu nehmen. Dann eilte Alles wieder an die erfrischende Luft, ohne die Erkältung zu fürchten, der sich der trotz der leichtesten Kleidung in der kurzen Zeit drunten doch in Schweiß gebadete Körper damit aussetzte. Glücklicherweise war zu gleicher Zeit nicht auch ein Magenkatarrh zu befürchten, denn alle Getränke an Bord, die wir probirten, zeigten jetzt eine Temperatur von $28-30^{\circ}$ C. Selbst das Trinkwasser, das in einer porösen Flasche auf Deck an der Luft hing, war nicht viel kühler.

Sogar in der Nacht blieben wir lange dort oben, obwohl allgemein die Warnung laut wurde, daß man sich nur kein Fieber

zuziehen möge. Das Verweilen in den dunstigen Kojen wurde ja auch immer unerträglicher, während der Aufenthalt im Freien so viel Verlockendes hatte. Da konnte man, sanft geschaukelt, sich weit hinweg träumen. Vermochte doch auch daselbst gar häufig das Bellen des riesigen Köters, das Gackern der Hühner und das Blöken der Schafe, die wir mit uns führten, sowie der leise Gesang der Matrosen und der Schlag der Schiffsglocke den Wahn zu erwecken, als befände man sich in irgend einem friedlichen deutschen Dörfchen und nicht auf der weiten, türkischen Wasserwüste.

Gleichförmig, so recht entsprechend einem tropischen Tage, der bekanntlich jahraus jahrein gegen sechs Uhr früh fast ohne Dämmerung anbricht, um genau zwölf Stunden später ebenso ohne bemerkenswerthen Uebergang wieder in die Nacht zu versinken, vergingen uns die Tage, bis am 16. October Abends acht Uhr ein helles Licht östlich von uns aufblitzte. Das war das Leuchtfeuer von Cap Verde, das erste Stück vom „dunklen Continente“, das wir auf dieser Fahrt zu Gesicht bekamen, denn da an der ganzen Küstenlinie von den Canarien ab bis weit gegen Süden der Flugsand aus der Wüste bis ins Meer vordringt und dasselbe auf weithin überaus feicht macht, so müssen sich die Fahrzeuge in dieser Gegend immer fern vom Festlande auf hoher See halten. Darum denn auch das laute „Hurrah Afrika“, mit dem wir jenen am Horizont aufflammenden Schein begrüßten.

Rasch kamen wir dann demselben auch näher. Trotz der Dunkelheit wurden schwarze Massen, vulcanische Riffs, die hier im Meere liegen, sichtbar. Um dieselben herum tasteten wir uns in eine weite Bucht hinein und warfen gegen elf Uhr endlich glücklich Anker dicht neben einigen anderen Schiffen, die es nur zum Theil für nöthig gehalten hatten, Lichter aufzustecken. Der Seemann muß eben in diesen uncultivirten Gegenden, wo ihn daneben oft genug auch die unvollkommene Karte verläßt, noch ungleich vorsichtiger, geschickter und vor Allem mit der Vertiklichkeit vertrauter sein, als im Bereiche der Civilisation.

Senegambien ist eines der heißesten Gebiete Afrikas, wenn nicht der Erde überhaupt, und in Senegambien pflegt wieder der

October vom ganzen Jahre die heißeste Zeit zu sein. So konnte es denn gar nicht anders sein, als daß wir nun, wo der Dampfer stand, auch ganz besonders von der Hitze zu leiden hatten, zumal wir ja noch nicht Zeit gehabt, uns etwas zu acclimatificiren. An diese erste Nacht vor Afrikas Küste werde ich stets gedenken. Wir zählten 38—40° C. in unserer engen Kabuse, und der Schweiß ging buchstäblich in Strömen von uns. Was unter solchen Verhältnissen der Schlummer werth ist, wird man sich denken können.

Am nächsten Morgen wurden wir durch ein interessantes Panorama für alle Pein entschädigt. In weitem Bogen dehnte sich das afrikanische Gestade, zumeist freilich kahl und sandig, um uns her aus. Links war demselben, verhältnißmäßig nahe, eine kleine, aus schwarzem Basalt schroff aufgebaute Insel vorgelagert, die eine freundliche Stadt von ganz europäischem Gepräge mit einem kleinen Fort in der Höhe trug. Das ist Gorée, eine der Hauptstädte der französischen Colonie. Wer hätte sich auch das erste Bild von Afrika so wenig afrikanisch gedacht! Aber wir sollten bald deß inne werden, daß hier nicht mehr der weiße Mann zu Hause ist. Bereits um 7 Uhr kam ein französischer Sanitätsbeamter herbei, der sich mittelst eines gedruckten Fragebogens Gewißheit über den Gesundheitszustand unseres Schiffes zu verschaffen hatte. Ihn ruderten fünf kräftige, sauber gekleidete Neger, deren Erscheinen uns recht eindrucklich daran erinnerte, wo wir waren, im Bereich der dunkelhäutigen Rasse. Wer kann es uns verdenken, daß wir nun auch vor Begierde brannten, den ersten Schritt auf afrikanischer Erde zu thun!

So ruderten wir denn schon gegen acht Uhr an das Land und standen bald mitten unter Schwarzen. Wir beobachteten hierbei, daß die Männer meist lang aufgeschossen waren und namentlich überaus dünne Waden zeigten, während die Weiber im geraden Gegensatz dazu durchschnittlich klein, aber voll und dabei doch zierlich erschienen, die schönsten Negerinnen, die ich auf der ganzen Reise gesehen. Sie zeigten sich auch freundlich und riefen uns später, als wir durch die Stadt wanderten, nicht selten lustige Begrüßungsworte aus den Fenstern zu, während das sogenannte

stärkere Geschlecht, so recht nach Art aller Anhänger Muhammeds, nichts als ernste, fast finstere Gesichter sehen ließ. Auch die Bekleidungsart zog unsere Aufmerksamkeit auf sich. Nur verschwindend wenige von den Männern trugen lediglich einen Lendengürtel, die meisten vielmehr eine Art Burnus, der allein Füße und Beine frei ließ und häufig aus blendend weißer Leinwand, in manchen Fällen sogar aus buntem Sammet bestand. Auf dem Kopfe saß vielfach ein weißes Käppchen. Was die Weiber anlangt, so gingen diese ohne Ausnahme in blauen oder auch weißen Kattunkleidern einher, die bis an den Hals sittsam geschlossen waren. Die Haare zeigten sich meist in zahlreiche kleine Strähnen geflochten, die coquet nach dem Rücken hinabfielen. Im Uebrigen waren als Schmuck namentlich Ketten von Bernstein vertreten. Ob aber die so ver-rathene Wohlständigkeit der Senegal-Neger, die, mag sie auch zum Theil nur in Neußerlichkeiten bestehen, doch den Ankömmling, der sich ja meist die „Wilden“ ganz anders gedacht haben wird, höchlichst überraschen muß, wirklich auf Rechnung der französischen Herrschaft oder nicht vielmehr des Islam zu setzen ist, der für Afrika eine ganz unverkennbare Mission hat, wage ich nicht zu entscheiden. Betonen will ich aber doch, daß ebenso, wie eine nicht geringe Anzahl eleganter Franzosen und Französinen, so auch eine ganze Masse von Arabern unter den Schwarzen sich herum-tummelten.

Wir machten einen Gang durch die kleine Stadt. Die Straßen waren eng und ungepflastert, aber doch reinlich, die Häuser rechts und links massiv gebaut und sauber weiß oder gelb getüncht. Statt der Glasfenster sahen wir hier zum ersten Mal nur Oeffnungen, die durch hölzerne Läden zu verschließen waren. In den Höfen, die nach echt arabischer Sitte von den rings herum laufenden Gebäuden eingeschlossen wurden, bemerkten wir fleißige weibliche Hände, die allerhand häusliche Geschäfte trieben, z. B. Mais in großen Mörsern mit hölzernen Reulen stampften u. dergl. mehr, wobei nicht selten kleine Kinder auf dem Rücken der Betreffenden angebunden waren, so daß sie in mitleiderregender Weise alle Bewegungen der arbeitenden Mutter mitzumachen sich gezwungen sahen.

Die Straßen, in denen es mehrfach übrigens auch recht hübsche Läden gab, liefen nicht selten in kleine, sandige Plätze aus, auf denen wir die ersten Kokospalmen erblickten. In der Mitte des netten Ortes, vor den ansehnlichen Gebäuden des Gouverneurpalastes und des daneben befindlichen Militärhospitals, befand sich sogar ein ganzer kleiner Park mit Palmen und anderen tropischen Gewächsen. Ich betone dies deshalb, weil ich damit auch hier wieder die einst von mir schon in Algerien bewunderte löbliche Sitte der Franzosen antraf, selbst in ihren kleinsten Ansiedlungen ein öffentliches Gärtchen herzustellen.

Wir gingen auch in die Kirche der Stadt, in der es jedoch im Gegensatz zu unseren kühlen Gotteshäusern drückend heiß war. Dicht daneben steht das schmucklose aber geräumige Schulhaus der katholischen Mission, dem wir auf Einladung eines freundlichen Mönches gleichfalls einen Besuch abstatteten. Von lustigen Galerien aus, die um das ganze Gebäude herumlaufen, tritt man in die sauberen Klassenzimmer, die durch ihre Bänke und Tintenfässer ganz das Aussehen unserer Schulräume erhalten. Auch die Lehrmittel, von den mächtigen Wandkarten und den Tafeln mit Abbildungen anthropologischer und pflanzenphysiologischer Objecte bis herab zur Lesefibel, entsprachen den Anforderungen moderner Pädagogik. Ich konnte sogar eine Käfersammlung bemerken. Leider waren gerade Ferien, so daß wir nicht auch dem Unterrichte selbst, der sich auf 180 Kinder erstreckt, beizuwohnen vermochten. Doch führte man uns, um uns wenigstens etwas von der Erziehungsart und den Ergebnissen sehen zu lassen, in einen Raum im Hofe, wo etwa ein Duzend winziger Negerknaben Flaschen spülen mußten. Die kleinen Wollköpfe kamen diesem Auftrage mit einem gewissen Ernste, der sich durch unsere Anwesenheit nicht im mindesten beirren ließ, und einer anerkennenswerthen Geschicklichkeit nach. Beispielsweise verstanden sie es, die hie und da noch auf den gläsernen Behältern sitzenden Korke blitzschnell mit den Zähnen auszuziehen. So ging mir hier bereits eine Ahnung davon auf, daß der als so unverbesserlich faul verschrieene Neger schon zu arbeiten vermag, wenn man ihn nur auch dazu erzieht.

Um einen Abschiedsblick über das interessante Negerstädtchen zu gewinnen, stiegen wir noch zur Festung hinauf. Ein kunstvoll in den Fels gehauener Serpentinweg führte zwischen gelbblühenden Cacteen dahin. Als wir oben die Zugbrücke überschritten hatten, gab uns ein zum Vorschein kommender französischer Officier ganz gegen die sonst so mißtrauische französische Art ohne Weiteres die Erlaubniß, das Fort zu besuchen. Dasselbe erschien allerdings in einem nichts weniger als kriegsbereiten Zustande. Der weite Hof war ganz vergrast und auf den halbverfallenen Bastionen standen alte verrostete Vorderlader, die nach ihrer Inschrift noch aus dem Jahre 1859 stammten. Aber der Zweck, der uns hierher geführt, war ja nicht der, einen Einblick in französische Kriegskunst, als vielmehr einen Ausblick in die umgebende Natur zu gewinnen. Und dies erreichten wir vollkommen.

An hohen senkrechten Wänden von augitreichem Basalt, mit denen der Festungsberg nordwestlich abstürzt, glitt das Auge nieder zum Meere, jenseit dessen, nur durch eine schmale Wasserstraße geschieden, die Haupthafenstadt des Landes, Dakar, von der auch die vor Kurzem vollendete Eisenbahn nach St. Louis, der erste Schienenweg im tropischen Afrika, ausgeht, mit seinen weißen Häusern am Fuß eines kahlen Höhenzuges sich ausbreitet.

Gern hätten wir, als wir von der Festung in die Stadt zurückgekehrt waren, auch noch dahinüber einen Blick gethan, aber eben als wir den Fuß in das schon gemiethete Boot setzen wollten, brach ein schwerer Gewittersturm mit heftigem Regen los, so daß wir unseren Plan aufgeben mußten. In einem Café am Hafen ließen wir bei einer Flasche recht guten Pilsener Bieres, das also seinen Weg auch schon hierher gefunden hatte, das Unwetter, das mehrere Stunden anhielt, vorübergehen, und traten dann, durch einen Kanonenschuß und mehrmaliges Pfeifen, das von der „Erna“ her ertönte, aufgeschreckt, den Rückweg an Bord an, der freilich seine Schwierigkeiten hatte. Das Meer war noch wild bewegt, und das Segelboot, das uns führte, machte insolge dessen die gewagtesten Sprünge, bei denen wir auch mehrmals von Sturzwellen getroffen wurden. Als wir endlich unserem Fahrzeuge

näher kamen, verhinderte uns eine starke Strömung, direct auf dasselbe zuzuhalten. Wir wurden weit seitwärts abgetrieben, und es währte eine ganze Stunde, bis wir uns mit Hilfe eines Taues, das man uns vom Schiffe aus zugeworfen, mühsam genug an die Flanken der „Erna“ heranholten. Selbst das Emporsteigen zu ihr aus dem von den ungestümen Wogen oft viele Meter hoch gehobenen Boote war recht gefährlich, und so bekamen wir denn schon jetzt eine Probe von der boshaften Tücke, mit der das hafensarme Afrika mindestens längs seiner ganzen Westküste den andringenden Europäer von seinen Gestaden fern zu halten sucht.

Die nächstkommenden drei Tage brachten uns wieder Fahrt auf dem freien, aussichtslosen Ocean, deren Gleichförmigkeit nur unterbrochen ward durch den Geburtstag des deutschen Kronprinzen, den wir Sonntag, den 18. October, mit jener Wärme des Patriotismus feierten, zu der der Aufenthalt in der Fremde selbst kühlere Herzen zu erziehen versteht. Auch wurden nunmehr, wo das Meerwasser bereits eine durchschnittliche Wärme von 29° C. zeigte, tägliche Seebäder, für die an Bord eine recht gute Einrichtung bestand, mit in unser Tagesprogramm aufgenommen. Allerdings suchten uns davon einige der Mitreisenden abzuhalten mit der Behauptung, daß das Seewasser in diesen Breiten den sogenannten Rothhen Hund erzeuge, eine über den ganzen Körper sich ausbreitende Hautkrankheit, die einem Friesel ähnelt und den davon Befallenen durch beständiges Jucken nicht wenig peinigt. In der That zeigte sich dieses übrigens ganz ungefährliche Uebel bei mir auch schon nach kurzer Zeit, ich glaube aber, daß dasselbe weniger durch die Seebäder, als durch die herrschende feuchte Wärme, die die Verdunstung durch die Haut beschränkt, und durch die trotzdem immer noch überaus energische Transpiration bedingt wurde. Zum Mindesten wurden auf unserem Schiffe auch Solche, die grundsätzlich nicht badeten, von der Krankheit befallen, und Thatsache ist es, daß das Uebel auf dem Rothhen Meere, wo vielleicht die größte feuchte Wärme herrscht, die der Erdball aufweisen kann, am stärksten sich geltend macht. Außerdem sagte man mir, und wohl mit Recht, wenn ich mit einem gelinden

Entsetzen meinen krebsrothen Körper betrachtete: „Freuen Sie sich doch, denn so lange Sie diesen Ausschlag haben, werden Sie von dem tödtlichen Fieber verschont bleiben.“ In der That konnte ich auch späterhin an mir selbst beobachten, daß, sobald das Fieber da war, das Friesel nicht mehr gesehen wurde. Auf alle Fälle aber erinnerte uns diese erste leichte Erkrankung in der Tropenregion recht lebhaft an das, was man unter den vielen neuen Eindrücken nur zu leicht vergißt, nämlich daß man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, und daß auf dem afrikanischen Boden mancherlei Gefahren und Leiden dem Weißen in vielfach unvermeidlicher Weise entgegenkommen.

Am 20. October war noch gegen Mitternacht reges Leben auf unserem sonst um diese Stunde so stillen Fahrzeuge. Wir sollten ja abermals Land erreichen. Im grellen Scheine eines furchtbaren Gewitters hatten wir übrigens auch schon seit Stunden dunkle Küstenlinien fern über den siedenden Gewässern bemerken können. Jetzt kam zu unserer Rechten eine finstere Berggestalt zum Vorschein, über deren Gipfel ein Sternlein etwa 4. oder 5. Größe zu schweben schien. Das war Cap Mesurado, das erste Stück liberianischer Erde. Freunde des jungen Negerstaates hatten für den Leuchtthurm, der da droben aufgeführt wurde, einst eine Krystalllampe geschenkt, allein wie so manches Andere, was in jener Republik anfangs so hell aufflammte, war auch diese Leuchte bald erloschen und verkommen und an ihre Stelle eine ganz gewöhnliche Stalllaterne getreten, deren in Palmöl getränkter Docht zwar ein billiges, aber zugleich auch ganz ungenügendes Leuchtfeuer ergab. Das war der matte Stern über dem Berge gewesen, den aus der Ferne zu erkennen man recht wohl ein Teleskop hätte gebrauchen können. Im Alterthum war eine umgestürzte Fackel das Symbol des Todes. Ob vielleicht eine halberloschene Leuchte vor den Thoren von Liberia auch ein Sinnbild des Verfalls ist, dem die einst mit so vielen Hoffnungen „gegründete“ Republik bereits jetzt unrettbar anheimgegeben ist?

Natürlich wollte hier noch viel mehr Umsicht angewandt sein, um das ungefüge Fahrzeug sicher in den Hafen zu bugsilren,

als vorher in Senegambien, zumal daselbst ebenso wie an allen anderen liberianischen Hafenplätzen zahllose Riffe heimtückisch im Fahrwasser lauern. Doch endlich, wenngleich nur unter stetem Lothen, kamen wir dem Lande näher. Immer höher und deutlicher wuchs der runde Berg zur Rechten heraus. Im gleißenden Scheine der aufflammenden Blitze vermochte man schließlich selbst Bäume auf seiner Höhe und grellweißen Brandungsschaum an seinem Fuße klar zu erkennen. Sogar der Donner der Strudel da drüben drang bereits bis an unser Ohr, aber unsere Aufmerksamkeit wurde bald noch von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen. Unbemerkt wie auf geheimes Commando, hatte sich plötzlich die weite, dunkle Wasserfläche um uns her mit zahllosen Canoes bedeckt, die, schmal und lang wie Hechte, auch mit der Schnelligkeit dieses Fisches hin und her schossen, von Rudern bewegt, die man, so klein waren sie, leicht für eine Art Suppenlöffel hätte ansehen können.

Noch starrten wir auf diese improvisirte Regatta nieder, als auch schon ein ängstliches Gemüth hätte leicht erschrecken können, neben uns schwarze Köpfe über dem Schiffsbord auftauchten, und dunkle leichtfüßige Gestalten auf Deck sprangen. Es war nicht anders, als sei unsere gute, friedliche „Erna“ mitten in einen wilden Kampf gerathen und werde nun von finsternen Kobolden gefapert; mit solch wilder Eier und unheimlicher Behändigkeit schwangen sich immer neue Mengen an den Tauen empor, die an den Schiffslanken zum Wasser niederhingen. Der Ueberfall war aber ein eminent friedlicher. Das bewies das herzliche Händeschütteln zwischen den Eindringlingen und den Leuten der Schiffsbefahrung. Auch schienen die Ersteren auf unserem Schiffe wie zu Hause zu sein, denn nicht wenige von ihnen verschwanden rasch und sicher in den weiten Räumen, dieweil Andere von Capitän und Officieren wie alte Bekannte angeredet wurden.

Bei dieser Gelegenheit lernten wir auch viele der curiosen Namen kennen, die sich diese Leute aus dem englischen Wortschatz heraus zu geben beliebt haben. Da hieß der Eine „Bierflasche“, ein Anderer „Theetopf“, ein Dritter gar „Erbfensuppe“, oder

„Halb zehn Uhr“, „Kleines Dampfschiff“, „Prinz von Wales“ u. s. w. Das größte Ansehen aber, bei Weißen wie bei Seinesgleichen, genoß auch hier der „Bismarck“, ein Mensch, der, wenn auch nicht an Geist, so doch an herkulischem Körperbau seinem großen Namensvetter im fernen deutschen Lande ebenbürtig genannt werden mußte.

Bald natürlich waren wir über die ganze Art dieser Ankömmlinge nicht mehr im Unklaren. Den Dampfern, die die westafrikanische Küste besuchen, erwächst mit dem Aus- und Einladen an den zahlreichen dortigen Landeplätzen eine Arbeit, der die überdies auch wenig zahlreiche weiße Schiffsmannschaft bei dem ungünstigen Klima in keinem Falle gewachsen sein würde. Daher pflegen die Capitäne, und zwar der deutschen wie der englischen Linien, in dem ersten und im Bedürfnisfalle auch den folgenden Häfen Liberias, die sie berühren, eine kleinere oder größere Anzahl der dortigen Eingeborenen, nicht selten hundert und mehr für ein Fahrzeug, an Bord zu nehmen, die sie dann erst bei ihrer Heimkehr nach Europa in den gleichen Häfen wieder absetzen.

Mit der Zeit hat sich so an diesen Küsten eine ganze Raste von schwarzen Schiffsarbeitern ausgebildet, deren einzelne Glieder nicht selten durch oft wiederholten Dienst auf einem und demselben Dampfer ebenso mit der Schiffsmannschaft wie mit den Schiffsräumen und den Schiffsarbeiten überaus vertraut geworden sind. So besitzen sie namentlich eine Geschicklichkeit, mit dem schwanken Boote die Waaren durch die ärgste Brandung hindurch an Bord zu bringen, wie dieselben drunten im engen, schwülen Schiffsraume kunstgerecht aufzustapeln, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Aber auch während der Zeit, in welcher das Fahrzeug auf hoher See von einem Hafen zum andern fährt, wissen sie sich nützlich zu machen. Schon in frühester Morgenstunde, während der bequeme Europäer noch im Bette sich streckt, bearbeiten sie droben über seinem Kopfe das Schiffsdeck mit Bürste und Seife, bis es blank wird, wie die hölzerne Tischplatte in einem holländischen Hause. Ebenso bleibt auch keine Thürklinke, kein Messingknopf von ihren putz- und polirwüthigen Händen verschont.

Die jüngeren Mitglieder dieser menschlichen Ameisenschaar aber, denn auch solche werden von den Schiffsleitern mitangeworben, bethätigen ihre schwächeren Kräfte im Dienste des Steward, für den sie die Stiefel der Passagiere wischen, oder im Dienste des Kochs, dem sie helfen Kartoffel schälen, Kaffee mahlen und was dergleichen mehr ist.

Haben sie aber so den Tag redlich ausgenützt, so legen sie sich, wie anspruchslose Hofhunde, auf dem ersten besten Plätzchen nieder, das sie unbesezt finden, das heißt, meist auf dem harten Schiffsdeck ohne jegliche Unterlage daselbst allen Unwettern, den Sturzfluthen vom Meere her und den Regengüssen des Himmels preisgegeben. Geht man einmal Nachts über das Schiff, so muß man allenthalben über dunkle Massen steigen, zu denen sich die nackten schwarzen Leiber schlangenartig zusammengeringelt haben.

Ihrer Anspruchslosigkeit betreffs des Lagers entspricht aber auch ihre Bescheidenheit in Bezug auf Kost und Lohn. Sie erhalten in der Regel nichts Anderes, als Reis ordinärster Sorte und höchstens noch etwas getrockneten Fisch und kochen sich auch dies Alles selbst mittelst eines kleinen offenen Herdes, den sie in irgend einem Winkel des Decks aufstellen dürfen. An baarer Münze wird den Erwachsenen unter ihnen pro Tag eine Mark gezahlt, der junge Nachwuchs erhält dagegen außer freier Station gar nichts.

Lobenswerth ist ferner auch ihre Verträglichkeit unter einander, wozu allerdings der Umstand viel beiträgt, daß je eine Anzahl von ihnen unter einem sogenannten Hetman steht, den sie sich zwar selbst gewählt haben, dem sie aber nichtsdestoweniger derart unbedingt gehorchen, daß sie für etwaige Vergehen, als Diebstahl, Faulheit und dergleichen, selbst Strafen, das heißt Prügel, von ihm sich gefallen lassen. Den Weißen gegenüber zeigen sie sich meist sehr respectvoll, mindestens frei von der lächerlichen Aufgeblasenheit, in die sonst so oft sogenannte civilisirte Neger verfallen, nicht bloß drüben in Amerika, sondern auch auf afrikanischem Boden. Namentlich befeißigen sich die meisten von ihnen mit großem Ernste der englischen Sprache, der Seemanns-

sprache der Erde, doch ist das Resultat dieser Bemühungen freilich nicht die classische Diction eines Shakespeare oder Dickens, sondern ein dem echten Sohne Albions, der nie in diesen Breiten reiste, wohl kaum verständliches Kauderwälsch, in welchem beispielsweise das Hilfswort „leben“ eine solche Rolle spielt, daß man selbst sagt: „er lebt für sterben“ (he lives for die), wenn man meint: er steht im Begriff zu sterben, er stirbt. Ebenso heißt es in dieser komischen „lingua franca“ „er lebt für kommen“, statt „er kommt“, oder „es lebt Thee“, im Sinne von „es giebt Thee“, u. s. f.

Die äußere Erscheinung dieser schwarzen Packträgercompagnie anlangend, so giebt es unter ihr viele untersezte, breitschultrige Gestalten, denen auch die am Negor so oft vermißten Waden nicht fehlen, und wiederum auch viele lange und klapperdürre Individuen. Auch in ihrem Anzuge herrscht die größte Mannigfaltigkeit, von der alten, abgeschabten Militäruniform bis zum einfachen Lendenschurz, welcher letzterer übrigens die Betreffenden nicht hindert, gleichzeitig etwa einen alten Cylinderhut oder eine defecte Sockenmütze mit einer gewissen Grandezza auf dem Wollkopfe zu tragen.

Zur Vervollständigung ihrer Charakteristik muß endlich aber noch darauf hingewiesen werden, daß diese so arbeitswillige und arbeitsfreudige Rasse, deren lustiger Gesang und Tanz oft genug am Abend das Schiffsdeck belebt, auch stark im Dulden ist. Hierzu nur zwei Belege. Durch Collision mit einem eisernen Haken unseres Dampftrahns war einem der biederen Jungen am Knöchel das Fleisch und die Haut abgestoßen worden in einer Weise, daß es mich schauderte beim bloßen Anblick. Der Capitän goß Carbolwasser über die schreckliche Wunde, und siehe, der Blessirte lächelte dazu, obwohl der Schmerz ohne Zweifel nicht gering war, wie die zwei großen stummen Thränen bezeugten, die ihm gleichzeitig über die schwarze Wange rollten. Einem Anderen schlug ein zu jäh niedergehendes Faß den Unterschenkel entzwei. Die Officiere richteten den Bruch ein, schienten ihn und legten den Patienten auf ein improvisirtes Lager unter einem Segeltuche im Schiffsvordertheil. Nach zwei Tagen kommt der seltsame Kauz zur Be-

stürzung des Capitäns mit Hilfe eines Stockes und des noch gefunden Beines herangehumpelt und fragt, ob er denn nun wieder gesund sei und arbeiten könne.

Und da giebt es noch immer Menschen, die in ihrer Kathederweisheit der Welt vormachen, der Neger sei zu nichts zu gebrauchen und habe keine Zukunft. Diese Krus waren ja ehemals, ehe sie mit dem Europäer in Berührung kamen, doch ohne Zweifel auch dem süßen Nichtsthun ergeben, wie noch jetzt viele ihrer Brüder in anderen Theilen des „schwarzen“ Continents. Haben sie und noch dazu in so kurzer Zeit und ohne sonderliche Erziehung seitens der weißen Männer arbeiten und sich nützlich machen gelernt, warum sollten es die andern nicht auch, wenn man sich nur Mühe mit ihnen giebt! —

Infolge der Ankunft jener unserer schwarzen Gehilfen war die Nacht schon weit fortgeschritten, ehe wir das Lager aufsuchten. Aber wir hatten dabei wenig versäumt. Denn die Hitze drunten im Schiffsraum war jetzt, wo der Dampfer wiederum stand, von Neuem so enorm, daß jeder Theil des Kopfkissens, auf dem wir Ruhe suchend bald hier bald da das Haupt betteten, augenblicklich durchnäßt war, und wir uns im Halbschlummer unaufhörlich die Stirn wischten. Es ist eben in den Tropen nicht die Tageshitze, die im Allgemeinen die Temperatur unserer heißesten Sommertage kaum übersteigt, das eigentlich Unangenehme, als vielmehr der Umstand, daß niemals eine Abkühlung, eine Pause eintritt, und wenn die Tage etwa 36° C. zeigten, auch die Nächte meist noch auf ca. 30° stehen bleiben. Diese constante Wärme ist es, die den Menschen allmählich wahrhaft nervös macht, obwohl die so geschmeidige menschliche Natur schon bald derartig sich zu acclimatiren versteht, daß man bei 25° zu frieren pflegt.

Am andern Morgen fühlte ich mich so ermattet, daß ich kaum die Treppe zum Deck emporzusteigen vermochte. Aber als ich erst einmal oben war, wurde ich bald wieder frisch. War doch dort auch ein wahrhaft erhebendes Tableau vor uns aufgerollt. Wir lagen in einer weiten Bucht. Links dehnte sich in kühnem Bogen ein niedriges, dicht bebushetes Gestade aus, hinter welchem terrassen-

artig ansteigende Gelände mit Urwald zum Vorschein kamen. Gerade vor uns lugten aus Palmen und Büschen einzelne Häuschen von Monrovia. Den Glanzpunkt des Ganzen aber bildete wieder der stolze, bis zu 240 Fuß ohne Vorland aus den Fluthen sich erhebende Leuchtthurmberg. Heute aber war er nicht mehr der finstere Gefelle, als der er sich uns gestern Abend zeigte. In der Lichtfluth eines tropischen Morgens erschien das grüne Kleid, das er trägt, wie verklärt. Die ganze Erhebung ist nämlich von oben bis unten, auf dem Gipfel wie auf den Flanken, von einer so üppigen Pflanzenwelt überwuchert, wie sie eben nur die Sonne dieser Breiten dem Boden zu entlocken vermag. Ueber dichtbelaubte Büsche ragen hochwipflige Palmen empor, und über diese hinweg ranken sich wieder feste Lianen. Der ganze Berg ist so eine einzige grüne Masse. Kaum noch vermag das Auge Einzelheiten in dem reichen Blätterchaos zu unterscheiden, oder die Blumen zu erkennen, die hie und da mit brennenden Farben aus dem grünen Meere auftauchen. Nur ganz unten am Saume der Erhebung, dicht bei der Wasserlinie tritt das Erdreich in Gestalt schwarzer Basaltblöcke zu Tage, die vom weißen Gischt der anstürmenden Meereswogen wie mit weißen Halskrausen umsäumt werden. Das Ganze ist ein so unvergleichlich reizvolles Bild, daß, wer nur einmal einen Einblick in tropische Herrlichkeit zu thun wünscht, nicht weiter zu reisen nöthig hat, als bis hierher.

Wir konnten das kleine Paradies nicht lange ungestört betrachten. Schon früh erschien eine Anzahl deutscher Landsleute aus der Stadt, voran der treffliche Consul Schmidt, der Chef der dortigen Wörmann'schen Factorie, in dessen gebrechlichem Körper eine überaus energische Seele steckt. Die liebenswürdigen Herren luden uns übrigens sofort ein, ihnen einen Besuch am Lande zu machen, und so fuhren wir schon gegen 9 Uhr davon. Ein Glück, daß die Sonne, die zuvor im vollsten Sinne des Wortes „stach“, sich bald wieder hinter dunkle Gewitterwolken verkroch, so daß eine recht erträgliche Temperatur eintrat. Von einem halben Duzend kräftiger Kru-Jungen gerudert, flogen wir förmlich über die glatte Wasserfläche. Dazu tönte der eigenthümliche Gesang der schwarzen

Rehlen, der in einer Art schwirrender Laute bestand. Nach einiger Zeit indeß nahm die Fahrt einen weniger harmlosen Charakter an.

Wir kamen an die Stelle, wo der bei Monrovia vorbeifließende St. Pauls River aus seinem etwas höher gelegenen Bette über eine Anzahl Naturstufen zum Meere niederstürzt. Es entsteht so eine mächtige Brandung, die sogenannte Barre von Monrovia. Parallel mit einander ziehen sich eine Anzahl von hohen Schaumkämmen hin, zwischen denen das braune Wasser zu muldenförmigen Vertiefungen einsinkt. Diese flüssigen Barrieren nun wollen genommen sein, ehe man das Land gewinnen kann. Und dazu gehört eine förmliche, nur durch lange Übung zu erlangende Routine. Die Hauptrolle spielt hierbei wieder der sogenannte Hetman, der Anführer der kleinen Schaar der Ruderer, welcher im Hintertheil des Bootes steht und nicht selbst mitrudert, sondern nur mit einer Miene voll unverkennbaren Selbstbewußtseins das Steuerruder hält. Er feuert bei der Annäherung an die kritischen Stellen die Leute an, und an der sich rasch steigenden Schnelligkeit seiner Zurufe läßt sich leicht auch das Wachsen der Gefahr erkennen. Und die Ruderer achten genau auf ihn, wie Musiker im Concert auf den Tactirstock des Capellmeisters. Rascher und rascher werden die Schläge der Ruder, im rechten Winkel — jede andere Stellung würde verhängnißvoll sein — trifft das wie ein Pfeil dahinschießende Boot auf den ersten Wogenkamm, hoch wie ein sich bäumender edler Renner steigt das Vordertheil in die Luft, feiner Sprühregen trifft die kühnen Schiffer. Jetzt balancirt das Fahrzeug auf der Schneide der Wogenmauer, gleich darauf gleitet es auch schon jenseits hinab und gewinnt wieder ebeneres Fahrwasser. Alles athmet auf; um nach dem harten Strauße auszuruhen, legen die wackeren Boys jetzt die Ruder nur langsam aus, der erste „Brecher“, dies der stehende Name für jene gefährlichen Brandungskämme, ist überwunden. In ähnlicher Weise werden dann auch die übrigen genommen, bis der Rachen nach etwa 10 Minuten die ganze schlimme Stelle hinter sich hat und im nun friedlichen, seeartigen Bassin dahinfährt, zu dem der Strom an seiner Mündung sich erweitert.

Auch wir kamen glücklich durch all jene für den Neuling beängstigenden Manöver durch und konnten nun mit Muße das schöne Bild betrachten, das die liberianische Hauptstadt von dort aus bietet. Ein niedriger Höhenzug dehnte sich vor uns aus, über den die Häuser von Monrovia in malerischer Anordnung nach allen Seiten hin zerstreut sind. Und diese Bauwerke selbst, wie haben sie so wenig Südliches oder gar Afrikanisches an sich. Fast insgesammt sind sie massiv aufgeführt, vielfach zweistöckig und haben ganz nordisch spitze Dächer mit Schiefer oder wohl auch gar nur Schindeln aufzuweisen. Rechnen wir dann noch die mächtigen Bäume mit buschigen Kronen dazu, die häufig vor diesen Häusern stehen und von Weitem sehr gut für uralte Linden gelten können, sowie die grüngrasigen Fleckchen, die überall zwischen den Gebäuden sichtbar werden, so fühlt man sich leicht versucht, diese Hauptstadt der afrikanischen Negerrepublik, zumal ihr auch die Kirche mit dem hochragenden Thurme nicht fehlt, für ein trauliches deutsches Bergdörfchen, etwa im schönen Thüringerlande, anzusehen.

In dieser Täuschung könnte man sich auch noch weiter träumen, wenn man dann aus dem Kahne steigt und nun, wie es uns wenigstens geschah, ein deutscher Händedruck uns empfängt, treue deutsche Augen uns ins Gesicht schauen und ein deutsches „Guten Morgen“ an unser Ohr schlägt.

Es waren wiederum Herren aus der deutschen Factorie, die uns in so freundlicher Weise bewillkommneten. Wir folgten ihnen nach dem nahen Gebäude der letzteren. Es ist dies ein großes, im Schatten eines mächtigen „Baumwollbaumes“ stehendes Haus. Eine hohe Freitreppe führt in das erste Stockwerk, in welchem in mehreren schönen, lustigen Gemächern, beziehentlich Sälen, zahllose Waaren in bunter Mannigfaltigkeit zum Verkauf ausliegen, Kleiderstoffe, porzellanene und metallene Gefäße, Spielsachen und Parfümerien, Waffen und Werkzeuge und noch tausenderlei andere Dinge, zum Beweis dafür, daß auch die schwarze Rasse dort zu Laude bereits nicht mehr auf dem Standpunkt des bedürfnislosen Diogenes steht. Man muß einen Einblick in einen solchen afrikanischen Bazar thun, um einen Begriff davon zu er-

halten, daß Handelsverbindungen mit dem „dunklen“ Continent nicht nur, wie noch immer engherzige Gegner einer colonialen Politik glauben machen wollen, einigen wenigen Industriezweigen der Heimath zu gute kommen.

Wir hatten übrigens hier auch Gelegenheit, den Bürgermeister der Hauptstadt kennen zu lernen, einen Schwarzen im feinsten Salonanzug, der nach der Versicherung der deutschen Kaufleute nicht nur, wie seine Landsleute, vornehme Manieren, sondern dazu wirkliche Intelligenz und namentlich auch eine klare Erkenntniß der großen Schäden seines Vaterlandes besitzen soll.

Unwillkürlich geriethen wir nach seinem Weggang in eine politische Discussion, die die Gegenwart und Zukunft des kleinen Negerstaates zum Gegenstand hatte und für mich wenigstens viel des Neuen und Interessanten bot.

Zwei ganz heterogene Elemente setzen die Bevölkerung Liberias zusammen, die nach der Gründung des Staates 1821 und später über den Ocean hierhergekommenen amerikanischen Neger und die vorher schon hier ansässigen Eingeborenen, die auch jetzt noch das Innere ausschließlich bewohnen, während die Ersteren mehr an der Küste sitzen. Eine Verschmelzung beider hat nicht stattgefunden und ist auch für immer ausgeschlossen. Beide Theile haben nur Haß und Verachtung für einander, der Amerikaner für die Einheimischen, weil er in seinem Gentlemankleide und Gentlemandüffel diese Letzteren für eine niedrigere Rasse ansieht; der Eingeborene für die Amerikaner, weil dieselben ihm als Usurpatoren und Parvenüs gelten, denen gegenüber er das Recht früheren Besitzes aufzuweisen habe.

Diese naturgegebenen Gegensätze sind verschärft worden und werden täglich noch verschärft dadurch, daß die amerikanische Rasse als die eigentliche Begründerin des Reiches und vermöge der ihr durch ihre größere Cultur gegebenen Ueberlegenheit das Scepter führt und zwar dies nicht in gerechter, als vielmehr in wahrhaft empörender Weise thut, das heißt, offen gesprochen, das Land und die Eingeborenen geradezu aussaugt. Die liberianische Republik ist eine Oligarchie und zwar der traurigsten Art. Fünf bis sechs

Familien, nicht mehr, haben nach und nach Alles an sich zu bringen gewußt. Diese erbärmliche, selbstfüchtige und habgierige Clique besetzt alle wichtigeren Stellen mit ihren Creaturen. In ihren unersättlichen Schlund verschwinden alle Staatseinnahmen, die übrigens infolge der ganz exorbitanten Zölle, die sie auf alle Waaren gelegt hat, gar nicht unansehnlich sind. Sie ist es auch, die daneben noch in der gewissen- und schamlosesten Weise, wo sie nur kann, Geld zusammengeborgt und das kleine Staatswesen allmählich in eine für seine Verhältnisse gewiß erschreckend hohe Schuldenlast von rund einer Million Dollars gestürzt hat, die noch in diesem Jahre den Staatsbankerott herbeiführen muß. Man kann sich denken, wie infolge so schreiender Mißstände nicht nur Einiges, sondern mehr oder minder Alles „im Staate Dänemark“ faul ist. Namentlich stellt die Armee der Landesvertheidigung ein so vollständiges Nichts, daß uns mehrmals der Rath gegeben wurde, doch das Reich in aller Schnelligkeit zu erobern. Fünf Deutsche mit guten Hinterladern, so sagte man allen Ernstes, seien eine für diesen Zweck völlig ausreichende Streitmacht.

Das Gelingen eines solch tollkühnen Wagnisses, würdig eines Cortes oder Pizarro, müßte übrigens durch die Unzufriedenheit der Eingeborenen wirklich an Wahrscheinlichkeit gewinnen. Machten doch einige von diesen, als sie kürzlich einmal den Präsidenten der Republik zu einem Diner an Bord eines Kriegsschiffes bringen sollten, bereits den Versuch, Se. schwarze Excellenz ins Wasser zu werfen, um auch ihrerseits einen „Staatsstreich“ zu haben. Der Herr Präsident verstand es übrigens damals, seinen Feinden sich mit anerkennenswerther Schnelligkeit zu entziehen. Paart sich doch gemeine Habsucht in so vielen Fällen mit feiger Niedertracht.

Man sieht, es genügt schon ein flüchtiger Besuch in dem unglücklichen Lande, um einen Einblick in die unerquicklichsten Verhältnisse zu erhalten. Was müssen da nicht erst die Weißen zu erfahren haben, die lange Jahre daselbst zuzubringen genöthigt sind. Gewiß aber wird jeder Menschenfreund mit mir in den Wunsch einstimmen, daß doch auch hier endlich eine gründliche Reform Platz greifen möchte. Dazu aber müßte freilich die ganze

erbärmliche Coterie, die bisher am Ruder saß, bei Seite geschoben werden und eine wirkliche Culturmacht an ihre Stelle treten.

Das Land mit seiner günstigen Lage am Atlantischen Ocean in verhältnißmäßiger Nähe von Europa, mit seinen zahlreichen Wasseradern und seinem fruchtbaren, ohne alle Zweifel auch erzeuhen, noch unausgebeuteten Innern sowie der, wie wir sahen, so gut beanlagten eingeborenen Bevölkerung müßte ja jede Bemühung um dasselbe auch reichlich lohnen und in der That bald ein kleines Indien darstellen.

Und sieht man nicht bloß auf materiellen, sondern zugleich auch idealeren Gewinn, so ist zu erwägen, daß hier auch eine recht geleitete christliche Mission große Erfolge erzielen könnte, da zwar mit den Amerikanern auch eine amerikanische Mission gekommen, aber eben dieses ihres Ursprungs wegen bei den Eingeborenen fast ohne alle Resultate geblieben ist. —

Wir machten einen Gang durch die Stadt. Die Straßen sind breit, im Uebrigen aber ganz vernachlässigt. Gras wuchert allenthalben auf dem groben Schotter, der sie bedeckt. Hier und da hat man versucht, einen Kinnstein rechts und links anzulegen, aber über den guten Willen ist man nicht viel hinausgekommen. Es giebt auch Straßenlaternen, oder richtiger es hat wohl einmal solche gegeben, denn gegenwärtig sieht man nur mehr die verwitterten Laternenpfähle, die vielfach wie lebensüberdrüssig auf die Seite geneigt sind. Einen um so wohlthuerenderen Eindruck machen die Häuser, die an diesen verlotterten Straßen stehen. Sie verdienen in vielen Fällen geradezu die Bezeichnung Villen. Saubere Gärten mit den farbenprangenden Blumen der Tropenwelt, dazu säulengeschmückte Veranden und Balcone dienen ihnen zur Zierde. An manchen wird überdies ein Consulatschild mit buntem Wappen sichtbar. Dem opulenten Charakter der Wohnungen entspricht auch die Erscheinung des Publikums, das in den allerdings recht wenig belebten Straßen bemerklich wird. Junge Dandies mit Cylinderhut, Watermördern, Glacehandschuhen und Lackstiefeln sind da keine Seltenheit. Damen in Modehüten mit rauschenden Seidenkleidern und reichem Goldschmuck um den Hals,

Alles natürlich Schwarze, oder höchstens einmal einige Mulatten, schweben an uns vorüber. Auch sonst machen sich vornehme Lebensgewohnheiten, bezüglich Nachahmungen amerikanischer oder europäischer Sitten und Genüsse geltend. Namentlich sieht man vielfach das englische Croquetspiel in den Gärten. Bei einer solchen Gelegenheit wurde uns auch eine Weiße, ihrer Nationalität nach eine Belgierin, gezeigt, die einen Neger zum Mann hat. Beiläufig war dies schon die zweite Frau heller Farbe, die diesem liberianischen Othello die Hand zum Bunde fürs Leben zu reichen den Muth besaß.

Nachdem man einige Zeit steile Gassen, die zum Meere niederlaufen, bergan gestiegen, gelangt man auf die allerdings mehr einer langgestreckten Wiese ähnlichen und in der That auch immer von Kühen und Schweinen belebten Hauptstraße der Stadt, die oben auf dem Ramm des Höhenzuges hinläuft und zuletzt zum Leuchthurmberg hinaufführt, mit welchem die ganze langgestreckte Erhebung ins Meer abfällt. Man hat hier eine recht hübsche Perspektive. Rechts und links in langer Flucht die netten Gartenhäuschen, oft von stolzen Mangobäumen mit roth und gelb gefärbten Blättern überschattet, und im Hintergrund der hochragende Thurm.

Von diesem letzteren ließen wir uns zu einer Erstiegung des Berges verleiten. Aber so niedrig und nahe derselbe auch von hier oben erschien, so mühevoll war doch in Wirklichkeit die kleine Excursion. Es war gerade Mittagszeit, die Sonne stand senkrecht über unserem Scheitel. Unter solchen Verhältnissen ist eine halbstündige Bergbesteigung in Afrika fast gleichbedeutend mit der Bewältigung eines Schneegipfels in Europa, wie wir denn auch bemerkenswerther Weise unter den sämtlichen Weißen in Monrovia wie auf unserem Schiffe nicht Einen fanden, der schon einmal den Weg dahinauf gemacht hatte.

Schweißtriefend klotzen wir vorwärts. Bei einem kleinen, schmucken Häuschen, aus dem eine recht nette Liberianerin herausgrüßte, machten wir eine kurze Rast. Wir betraten die Veranda, aber als ich mich, es waren nur wenige Stühle vorhanden —

auf das Geländer derselben setzen wollte, bat mich die kleine Schwarze, dies doch nicht zu thun, da sonst leicht das ganze Haus einfallen könne. Man kann aus dieser kleinen Episode einen Schluß ziehen auf die Solidität der liberianischen Bauart überhaupt. Wenn nur nicht auch das ganze Staatsgebäude derart wäre, daß es keinen Windstoß mehr vertragen kann.

Weiter oben, wo die Häuser aufhörten, passiren wir einen Phonolithbruch, aus welchem man unter Anwendung von Pulver Bausteine gewinnt. Von da ab stiegen wir immer mühsamer unter ungeheuren Blöcken von Eisenocker empor, die aber auf ihrer Außenseite infolge von Verwitterung eine ganz schwarze Farbe zeigten. Mehr und mehr kamen wir auch in den Bereich einer geradezu ungeheuerlichen Vegetation. Buschige Stauden und rankende Gewächse, hochstämmige Bäume und bodenliebende Blumen, Alles wucherte hier so durcheinander, hatte sich so innig mit den Armen umschlungen, daß, wäre nicht unser jetzt ganz schmaler, über glatte, schlüpfrige Basaltstufen führender Pfad gewesen, wir förmlich in dem absolut undurchdringlichen Chaos stecken geblieben sein würden.

Der Lohn, als wir endlich keuchend oben anlangten, war aber auch kein geringer. Westwärts das weite, öde Meer, unter den Strahlen der Aequatorial-Sonne wie ein Riesenspiegel funkelnd, nordwärts, jenseit der drunten in der Tiefe donnernden Brandung, in der Bucht unsre „Erna“, näher oder ferner von winzigen Canoes umgaukelt, nach Osten hin aber die Stadt, halb versteckt in ihrem Blättermeer, und jenseit derselben, dort wo der Hügelzug in die Ebene sich absenkt, die von dem schillernden, vielgewundenen Flusse durchzogene, dichtbebuschte Niederung, weit zu übersehen, bis hinaus in die große Wildniß des Hinterlandes, eine terra incognita, die noch kaum eines Weißen Fuß streift.

Lange starrten wir in das große, an geheimnißvollem Zauber reiche Bild hinein, bis Phöbus Apollo mit seinen Lichtpfeilen uns nöthigte, in der ärmlichen Wohnung des Leuchtturmwärter's, eines alten, griesgrämlichen Negers, eine Zuflucht zu suchen.

Aber da dessen Töchter, drei dralle, verschmitzt lichernde

schwarze Dirnen, gerade dabei waren, mit allerdings anerkennenswerther Fertigkeit weiße Wäsche, jedenfalls für die Jeunesse dorée drunten in der Capitale, mit gluthausstrahlendem Eisen zu plätten, so duldete es uns auch dort nicht lange.

In der Stadt drunten folgten wir dann — die Gastfreundschaft wird da draußen in Westafrika meist in ausgedehntestem Maße geboten und angenommen — noch einer Einladung in die von dem Geschäftsgebäude etwas entfernt auf der Höhe belegene Privatwohnung des Consuls Schmidt, was ich deswegen erwähne, weil wir dadurch Gelegenheit fanden, auch das Innere einer liberianischen Häuslichkeit kennen zu lernen, denn die Gemahlin jenes Herrn ist eine Einheimische. Wir wurden in einen großen Salon geführt, der durch seine luxuriöse Ausstattung fast blendete. Reiche Teppiche bedeckten den Boden, große Gemälde in glänzenden Goldrahmen nahmen die Wände ein, auf zierlichen Tischen lagen werthvolle illustrierte Prachtwerke, die Arbeiten eines Doré, Kaulbach, Thumann u. A., und selbst an einem Piano in kunstvoll geschnitztem Gehäuse, dessen Saiten freilich dem Tropenklima nur mit der bedauerlichsten Verstimmung sich unterworfen hatten, fehlte es nicht. Mehr aber als Alles dies, das man ja auch in Europa sieht, entzückte uns der unbeschreibliche Liebreiz der kleinen, schwarzen Hausfrau, die die holde Anmuth des Kindes mit der vollendeten Tournure der englischen Lady im Atlas-Schleppkleide zu vereinigen versteht. Nachdem sie uns in bestem Englisch mit herzgewinnender Freundlichkeit begrüßt, brachte sie einem Seden von uns eigenhändig einen Fächer, da wir nicht wenig unter der Hitze litten. Später, während kleine, flinke Negerknaben Rheinwein und Cigarren herumreichten, trug sie auf unsre Bitte auch ihr Bestes, ihr erst einige Wochen altes, völlig weißes Töchterchen herbei, auf dem ihre dunklen Augen mit unverkennbarem Stolze ruhten, eine eigenartige aber darum nur um so rührendere Illustration zu dem alten Thema: Mutterliebe, Mutterglück.

Die Nacht war schon herabgesunken, als wir den Rückweg nach dem Meere antraten. Der Marsch über die steilen, holprigen und finsternen Straßen hatte seine Schwierigkeiten, obwohl an

Stelle der säumigen Menschenkinder Mutter Natur selbst Laternen angezündet hatte. Denn überall auf dem Rasen blinkte uns der Schein der in der lichtreichen Tropenwelt so häufigen Leuchtkäfer entgegen. Auch sonst deckte die Dunkelheit noch Interessantes auf. Sie ließ uns durch Thüren und Fenster, die die Abendkühle geöffnet, hineinschauen in hellerleuchtete Salons, in welchen dunkelhäutige Schönheiten in hellen Hauskleidern sich bewegten und selbst manche Hand sich auf die Tasten legte, daß es laut durch die Stille der Nacht schallte. Welch ein friedliches und anheimelndes Bild, diese dunklen Häuschen mit den vielen lichterhellen Fenstern; wie fühlte ich mich immer wieder an die trauten Dörfer der fernen Heimath erinnert!

Schlechter noch als die Landreise, ließ sich die anschließende Bootfahrt an. Ein Tornado stand mit unheimlich düsteren Wolken am Himmel und ließ uns, als wir schon zehn Minuten vom Ufer fort waren, noch einmal dahin zurückkehren. Denn während eines Unwetters die Brandung passiren wollen, hieße sich einem fast sichern Tode aussetzen. Da indeß das Gefürchtete lange nicht eintreten wollte und der Horizont wieder heller wurde, wagten wir doch endlich die Fahrt. Wir drangen auch glücklich bis zum ersten „Brecher“ vor, aber eben, als wir im wildesten Strudel saßen, hob eine unversehens unter den Rachen rollende Woge das Steuerruder aus, so daß wir fast wehrlos der unmittelbar dahinter heranbrausenden zweiten Brandungswelle preisgegeben waren. Wir hatten von großem Glück zu sagen, daß sie über unser Fahrzeug in seiner ganzen Länge hinwegschob, wenn wir dabei auch ziemlich durchnäßt wurden. Unser Hetman hatte unterdeß mit großer Kaltblütigkeit das Ruder wieder eingesetzt und brachte uns schließlich auch mit heiler Haut bis an unseren Dampfer. —

Nach diesem ersten Anfang sollten wir gleich in den nächsten Tagen noch weitere Gelegenheit haben, Einblicke in liberianisches Land und Wesen zu thun. So fanden wir uns bereits am anderen Morgen, nachdem es in der Nacht, wie einer von der Schiffsmannschaft sich ausdrückte, „in Tauen“ geregnet, in der gleichfalls geräumigen, aber noch mehr als der Hafen von Monrovia mit

bösartigen Riffs erfüllten Bucht von Gran-Bassa. Auch hier genossen wir eines anziehenden Panoramas. In den üppigen Buschmassen der schöngebogenen Küste zeigen sich links entfernter die weißen Häuschen von Gran-Bassa, rechts näher die von Fishtown. Dahinter aber steigen ansehnliche Berge auf, unter denen zwei tafelförmige besonders auffallen. Sollten dort nicht Erze zu finden sein? Um uns hierüber etwas Gewißheit zu verschaffen, gingen wir auch hier wieder an Land.

Zu unserer Verwunderung hatten die von dorthier uns abzuholen kommenden Kruboy's bereits eine Art zweistimmiger Melodie, indem der Chorus auf den recitativartigen längeren Gesang eines Einzelnen mit einem Zweiflang aus Grundton und Terz antwortete. Die Fahrt war dann auch noch insofern merkwürdig, als wir jetzt eine von da ab an der ganzen westafrikanischen Küste sehr gebräuchliche Landungsart kennen lernten. Da nämlich das schwere Boot nicht ganz bis ans Trockne heranzufahren konnte, so nahte sich jedem von uns ein stämmiger Neger mit dem Ersuchen, auf seinen Hals zu klimmen und so ans Land zu reiten. Hierbei hatte einer unserer Gefährten das Mißgeschick, daß der Schwarze unter ihm ausglitt und er in seiner ganzen Länge ins Wasser geworfen wurde.

Die Scenerie am Lande war einfach, aber recht idyllisch. Eine Reihe schlichter Häuschen, darunter auch die deutsche Factorie, zieht sich, mit dem wohlklingenden Namen Fishtown belegt, am Strande hin. Aber sie haben einen seltenen Schmuck aufzuweisen. Eine Allee von wahrhaft gigantischen Baumwollbäumen, die wohl fast mit den berühmten Wellingtonien des kalifornischen Josemite-Thales nach Höhe und Umfang würden concurriren können, läuft vor ihnen hin. Eidechsen mit rothem Kopf eilen in geschäftiger Hast an den hundertjährigen Riesen auf und ab, während an ihrem Fuße in großer Zahl die mächtigen weißgealkten Delfässer der Factorie lagern, der Verschiffung gewärtig. Und davor das weite, blaue Meer, von dem eine so erquickliche Brise bis in die Gemächer der Häuser hineinweht, daß man wähnen möchte, hier sei endlich einmal gesunder Boden.

Ja, wenn der dichte, vielverschlungene, feuchte und endlose Modergerüche ausströmende Urwald, der den kleinen Ort landeinwärts begrenzt, nicht wäre! Freilich für den Naturfreund hat er auch seine Reize. Auf vereinzeltten Lichtungen ragen dort Kokospalmen empor, deren lange Wedel durch die an ihrem äußersten Enden aufgehängten zierlichen Nester der sogenannten Webervögel weit herabgebogen werden. Dahinter der blatt- und blüthenreiche tropische Forst, durch zahllose Lianen auf Meilen hin so zu sagen zu einem einzigen Ganzen verwebt. Wie oft mußten wir bei unserem kleinen Ausfluge dahinein unter Naturbrücken wegkriechen oder Naturverhaue übersteigen. Und doch finden sich in diesem Labyrinth noch immer einzelne, von scheuen Negern bewohnte Hütten, die unter einander durch enge Waldpfade verbunden sind. Sonst sahen wir als Inassen in dieser Wildniß nur noch Holztauben, interessant durch ihre bunte Färbung, der Schnabel roth, die Flügel dunkelgrün bis schwarz, der Bauch hellgrün.

Vor unserer Rückkehr zum Dampfer interpellirten wir natürlich noch den deutschen Agenten, unseren liebenswürdigen Gastgeber, bezüglich der vom Hafen aus sichtbaren Berge des Innern. Er gestand, daß er selbst noch nie bis dahin vorgedrungen, er habe indeß erkundet, daß bis dorthin ein Weg von zwei Tagen sei. Die Eingeborenen würden allenthalben willige Führer abgeben. Und was die Hauptsache, mehrere Hörner mit Quecksilber, die man ihm früher gebracht, machten es wahrscheinlich genug, daß es dort an Edelerzen nicht fehle. Er erbot sich auch, mit uns eine mehrwöchentliche Tour in jener Richtung zu unternehmen, wenn wir dazu Neigung hätten. Nun an dieser fehlte es uns allerdings nicht, aber unser Ziel hieß eben Kamerun, und darum fand uns der Abend wieder auf unserer „Erna“.

Am nächsten Morgen schon abermalige Bühnenvorwandlung. Wir lagen auf einer Rhede, die uns eigentlich weiter nichts sehen ließ, als eine lange bewaldete Küste. Von einer Ansiedlung schien, von einigen Häuschen abgesehen, die links im Busch versteckt lagen, keine Rede zu sein. Der Capitän löste uns das Räthsel, indem er uns mittheilte, daß die Stadt Sinoe (spr. Seinu), um deretwillen

er hier Anker geworfen, etwas landeinwärts an einem Flusse liege. Er rieth uns auch, einen Ausflug dorthin zu unternehmen, damit wir eine reizvolle afrikanische Stromlandschaft kennen lernten. Als wir uns dazu bereit erklärten, wählte er unter den bereits von der deutschen Factorei entsendeten Booten jenes, daß den bewährtesten Hetman aufzuweisen hatte, aus, und bald schwammen wir wieder im engen Rachen.

Dieser nahm aber seinen Cours nicht direct auf die Mündung des erwähnten Flusses zu, sondern steuerte zu unserer Bewunderung zunächst auf eine Anzahl riesiger Blöcke los, die rechts von uns das Gestade bildeten. An ihnen entlang läuft nämlich die einzig mögliche Fahrbahn. Bald waren wir unter den grotesken Felsen angekommen, über die eine üppige Pflanzenwelt ihre Vorposten in Gestalt von Palmenwedeln und Farnkräutern herunterstreckte. Auf vorspringenden Zacken wurden auch zahlreiche Habichte, auf Beute lauernd, sichtbar. Nachdem wir einige Zeit an dieser malerischen Staffage hingelaufen, erreichten wir die „Barre“, mit der auch der Fluß von Sinoe in das Meer fällt. In der langgestreckten Brandungslinie ist nur eine einzige enge Stelle, durch die man gefahrlos passiren kann. Unser Hetman fand dieses Thor mit bewunderungswerther Sicherheit; bald lagen die tosenden Wirbel hinter uns, und wir schwammen auf dem zwar sehr breiten, aber ganz stillen Strome.

Unsere wackeren Ruderer erholten sich hier zunächst etwas von ihrer sauren Arbeit. Hatte doch der Capitän dem Hetman bei der Abfahrt, um ihn in unserem Interesse anzufeuern, eine Flasche jenes den hochtrabenden Namen „Gin“ (Genèvre) führenden Fusels geschenkt, der das Leibgetränk der Kruboy's bildet. Dieser sollte jetzt der Garaus gemacht werden. Aber ehe ein Tropfen an menschliche Lippen kam, opferte der fromme Mann, ganz nach altklassischer Sitte, etwas der Gottheit, indem er es in das Wasser goß und dazu eigenthümlich pfiß. Das war der Dank dafür, daß wir glücklich die Scylla und Charybdis passirt hatten. Erst nachdem dieser Pflicht Genüge gethan war, trank der Mann und reichte darauf die Flasche auch seinen Gefährten. Denn das ist auch

wieder ein schöner Zug dieser Krus, daß sie stets Alles miteinander theilen, was sie übrigens nicht hindert, eintretenden Falls, das heißt, wenn irgend etwas die ihnen angeborne Rachsucht wachgerufen, auch Gift gegen die eigenen Stammesbrüder zu verwenden, mit dem sie, wie die meisten der afrikanischen Schwarzen, Bescheid wissen, gleich dem besten Apotheker. Für mich war bei jenem Reihumtrinken noch interessant, daß der Schnaps mit dem Flußwasser, das bemerkenswerther Weise schon dicht hinter der Barre völlig süß ist, verdünnt wurde, gewiß ein Beweis, daß der Schwarze ein so ausgelernter Säufer nicht überall ist, als den ihn Manche geflissentlich hinstellen.

Als wir weiterfuhren, that sich uns mehr und mehr eine in der That reizvolle Landschaft auf, die wohl viel Aehnliches mit amerikanischen Stromscenerien haben mochte. Menschliches oder thierisches Leben gab es hier nirgends. Die weihevollte Stille des Urwaldes herrschte allenthalben. Doch waren aus diesem letzteren jetzt die Palmen ganz verschwunden, dafür aber wucherten die Lianen und eine mannigfaltige Buschwelt in außerordentlicher Weise. Diese reiche Vegetation hatte sich selbst auf der Spitze eines mächtigen, schwarzen Felsens auszubreiten vermocht, der an einer Stelle mit senkrechten Wänden aus den trübgelben Fluthen stieg.

Der Fluß machte viele malerische Windungen. Bei einer derselben bekamen wir nach etwa zweistündiger Fahrt von der „Erna“ ab eine kleine Ansiedelung, auf dem rechten Ufer belegen, in Sicht. Das war Sinoe, vom Strome aus gesehen einer der weltverlorenen Niederlassungen nicht unähnlich, wie sie wohl Auswanderer in der amerikanischen Wildniß weitab von der belebten Welt anlegen.

Indeß auch in dieser Einöde öffnete ein deutsches Haus, die Wörmann'sche Factorie, uns wieder gastliche Thüren. Bald saßen wir an einem Tische, der, dies nur nebenbei, zum Schutz gegen die hier sehr zahlreichen und gefräßigen Ameisen mit den Füßen in Terpentinnäpfen stand. Freilich wenn wir unserm lebenswürdigen Gastgeber ins Gesicht blickten, da wollte uns die Freude an der idyllischen Einsiedelei vergehen. Stand doch dort deutlich von schweren körperlichen Leiden infolge eines verderbenbringenden

Klimas zu lesen. In der That gehört Sinoe in dieser Hinsicht zu den verrufensten Orten von ganz Westafrika.

Und doch war der wackere Agent auch noch anderen üblen Dingen ausgesetzt. Er durfte nach eingetretener Dunkelheit nie daran denken, sein Haus zu verlassen, da ihm einige Liberianer, denen er als schlechten Zahlern ferneren Credit verweigerte, den Tod geschworen haben. In der That hatte man auch bereits mehrmals auf ihn geschossen. Wie trostlos muß unter solchen Verhältnissen das schon an sich wenig beneidenswerthe Loos eines solchen Pioniers oder richtiger Märtyrers des deutschen Handels inmitten seiner großen Verlassenheit erscheinen!

Auch hier machten wir eine kleine Excursion durch die Stadt und ihre Umgebung. Dabei entdeckten wir zu unserer Ueerraschung, daß wir trotz der längeren Stromfahrt noch gar nicht so weit im Innern von Afrika seien, als man wohl hätte glauben können. Der Fluß hält sich nämlich bis zu diesem Punkte immer noch sehr nahe dem Meere, so daß Sinoe im Grunde auf einer schmalen Landzunge liegt, die nach Osten vom Strom, nach Westen vom Ocean begrenzt wird. Es gab auch hier recht nette Häuschen und viele der Bewohner riefen uns freundliche Grüße zu. Unter ihnen waren manche, die aus Trauer um einen verstorbenen Anverwandten ihren Kopf mit Glas ganz kahl geschoren oder — und das gilt namentlich von den Weibern — sich des Gesicht aus gleichem Grunde weiß geschminkt hatten. Originell mußte auch die Art heißen, wie diese Letzteren ihre Kinder tragen. Die armen Kleinen stecken auf dem Rücken in einer Art Bund, der durch Stricke vorn auf der Brust der Mutter festgehalten wird. Bei eintretendem Regen schlägt man etwas wie eine Tornisterklappe über das Ganze. Schließlich sollte uns hier auch der wahrhaft widerwärtige Anblick eines sogenannten Albinos, eines „weißen Negers“, der aber in diesem Falle ganz rosenroth aussah und gräulich roth-blondes Haar hatte, nicht erspart werden.

Wir waren deshalb wahrhaft froh, als das letzte der Häuser hinter uns zurückblieb, und wir ins Freie hinaustreten konnten. Welch eine Pracht der Natur daselbst nach dem eben erst ver-

lassenem widernatürlichen Schauspiele. Da standen rothfrüchtige Ananas neben hochaufgeschossenen Bananen und in Wassertümpeln gediehen unter rauschenden Schilfmassen die aronartigen Kolo kasien (*Colocasia escul.*) mit ihren fetten, schön gezeichneten und buntgefleckten Blättern. Hätten wir weiter vordringen können, so würden wir vielleicht auch den schillernden Leib einer Riesenschlange oder den dunkelhäutigen Koloß eines Elephanten, welche beide hier häufig sein sollen, erblickt haben. Aber die Luft war in diesem feuchtwarmen Naturtreibhaus so erstickend und pesthauchend, daß wir schon nach einstündiger Wanderung uns ganz matt fühlten und wie zerschlagen endlich wieder in der Factoriei anlangten. Trotzdem hätten wir, wenn es nur angegangen wäre, auch hier gern der Aufforderung unseres guten Wirthes, doch einen Vorstoß in das Innere zu unternehmen, Folge geleistet, und das um so mehr, als ja daselbst der noch mehrere Meilen weit schiffbare Fluß eine leichte Bahn dazu gewährt und nach der Versicherung der Natives sowie wirklich beigebrachter Proben auch dort oben am Strome in der Nähe einer bedeutenderen Regierstadt wirklich Silber, Gold (wohl in Grünstein), Quecksilber, Platina und, wie es scheint, selbst einige Arten von Edelsteinen, Edelopale und vielleicht gar Diamanten vorkommen.

Der folgende Tag, es war der 24. October, brachte uns den letzten Aufenthalt auf liberianischem Boden, der in einer Beziehung zugleich der denkwürdigste war. Um dies zu erklären, brauche ich nur den Namen „Nachtigal“ zu nennen, bei dessen Klang jeder Deutsche in der Heimath, ohne Unterschied der sonst so trennungskräftigen Parteeistellung, und was noch mehr sagen will, auch all die Deutschen da draußen, die durch das rauhe Leben in der Fremde vielfach für sentimentalere Rührungen unzugänglich geworden sind, sich von den Gefühlen der Dankbarkeit und der Trauer zugleich bewegt wissen. Es ist geradezu unbeschreiblich, welcher begeisterten Verehrung für jenen dem Vaterlande und der großen colonialen Sache viel zu früh entrißenen Mann der Reisende an der ganzen langen westafrikanischen Küste noch jetzt, so lange nach seinem Tode, und zwar häufig genug selbst bei den

rohen Eingeborenen begegnet, so daß es sich einmal so recht erfüllt hat: „Das Gedächtniß des Gerechten bleibet in Segen“. Der Ort nun, der die Ehre hat, diesen großen Todten in seiner Erde ruhen zu sehen, lag, als wir am gedachten Tage früh die Augen öffneten, vor unseren Blicken.

Ich gestehe, ich war etwas enttäuscht. „Cap Palmas“, da hatte ich mir — und ähnlich scheint es vielen Anderen gegangen zu sein — einen stolzen Berg im weiten Ocean gedacht, bis zu dessen sturmumbrauster Höhe das kleine menschliche Treiben nicht hinanreichte. Dort dachte ich mir den Mann schlafend, der schon im Leben mit seiner reinen, idealen Denkungsart so hoch über der Gewöhnlichkeit gestanden hatte. Statt dessen trat mir Cap Palmas jetzt als eine simple Handelsstadt entgegen. Und auch die Lage war so wenig grotesk. Aus bebuschter Küstenebene sprang, ganz ähnlich wie bei Monrovia, ein niedriger Rücken, der sich vor seinem Absturz ins Meer zu einer unbedeutenden Kuppenbildung aufschwang, gegen den Ocean vor. Auf seinen grasigen Flanken eine Anzahl sehr verstreut gelegener Häuschen unter gleichfalls recht dünn gesäeten Kokospalmen, droben auf jener Kuppe endlich ein niedriger Leuchtthurm neben einem schlichten Missionshause, das war das vielgenannte Cap Palmas. Aber mochte es sein wie es wollte, einen Besuch an Nachtigal's Gruft durften wir nicht unterlassen, wenn auch die Mehrzahl der Gefährten, der gerade an diesem Tage besonders gesteigerten Hitze sowie der am Strande dort besonders üblen Brandung wegen, die erst am Tage zuvor wieder einem Menschen das Leben gekostet hatte, ernstlich abriethen. Sie mochten an Bord bleiben und ihrem gewöhnlichen Vergnügen, mit einer Angelschnur die immer das ankernde Schiff umkreisenden, unschmackhaften und häßlichen, mit breitem Kopf und Bartschnurren versehenen sogenannten Raizenfische fangen oder nach den gleichfalls stets in der Nähe befindlichen Haien schießen, wir steuerten dem Lande zu, das wir auch trotz Strudel und Wogen glücklich erreichten.

Von der deutschen Factorie stiegen wir sodann unter der Führung eines Eingeborenen auf steilem Pfade über eisenschüssigen

Ocker, der von seinem Erze so intensiv gefärbt war, daß man zerbröckelte Ziegelsteine vor sich zu haben glauben konnte, zunächst auf den breiten Rücken der Landzunge empor, um dann droben ziemlich bequem gegen den höheren Aufsatz derselben, das eigentliche Cap Palmas, hin zu wandern. Kurz vor dem gedachten Culminationspunkte aber schlugen wir einen links abzweigenden Fußsteig ein, der durch blühende Büsche hindurch bald an die rechte Stelle führte.

Ein schlichtes, aber sauber weiß angestrichenes Geländer, an dem auch eine kleine Thür nicht fehlte, rahmte eine niedrige, aus Backsteinen aufgemauerte und gleichfalls weiß getünchte längliche Platte mit einem fargdeckelartigen Aufsatz ein. Das war das schlichte Monument, unter dem einer der Besten unserer Nation zu seiner Ruhe gebettet war. Das kleine Bauwerk wäre ja an sich eines Mannes, der sich in den Annalen seiner Zeit und in den Herzen seines Volkes ein dauernderes Denkmal, als Stein und Erz, gesetzt hat, nicht unwürdig gewesen, wenn die Umgebung sich nicht als so störend erwiesen hätte. Da lagen allenthalben zerbrochene Töpfe und verwitterte Bruchstücke von Ziegelsteinen, zwischen denen widerliches Unkraut wucherte. Auch stand in unmittelbarer Nähe eine kleine halbverfallene Hütte von indefinirbarem Charakter, die nebst noch einigen anderen, etwas weiter zurücktretenden Häusern die Aussicht nach dem ganz nahen Cap und dem Hafen versperrte. Nur südwärts war der Blick über das weite Meer frei. Hier brandeten die schaumbedeckten Wogen in fast senkrechter Tiefe neben der stillen Ruhestätte an wilden, schwarzen Klippenbänken und sangen mit Donnerstimme die Todtenklage für den einsamen Schläfer droben, den keine Thräne, kein Wort trauernder Liebe aus der fernen Heimath zu erreichen vermag.

In trüber Stimmung gingen wir, nachdem wir noch etwas von der duftigen Minze, die am Geländer der Gruft empor-schießt, zum Andenken mitgenommen, wieder davon. Hat doch auch ein Grab in der so gefahrreichen Tropenzone, selbst wenn es nicht das eines Nachtigal ist, etwas doppelt ernst Mahnendes: „wer weiß, wie nahe mir mein Ende“.

Von der historischen Stätte legten wir auch noch die wenigen Schritte bis zum äußersten und höchsten Theile des ganzen Höhenzugs, eine sanftgewölbte Nasenkuppe, zurück. Hier genießt man eine wunderbare Aussicht auf den ungeheuren Ocean, der die kleine Menschenbrust von Schauern der Unendlichkeit durchzittert werden läßt. Hier, das sagt man sich unwillkürlich, wäre eine Stelle für den großen Märtyrer der colonialen Sache gewesen. Und in der That ist er auch nur durch ein Versehen dort seitwärts gebettet worden. Die Landesregierung hatte diesen besseren Platz anstandslos bewilligt und noch jetzt hindert nichts, die theuren Gebeine exhumiren und hierher transportiren zu lassen. Wir haben dies aus bester Quelle, nämlich vom Consul Schmidt in Monrovia, in Erfahrung gebracht, welcher bei der ganzen Bestattungsangelegenheit eine Hauptrolle gespielt und sich nicht wenig verdient gemacht hat.

Auf dem Rückwege wanderten wir auf dem Plateau des Höhenzuges auch noch ostwärts ein gut Stück vorwärts bis zu einem Punkte, wo wir in der Niederung drunten die Negerstadt Cap Palmas erblickten, die von dem Hafenorte gleichen Namens, in welchem die deutsche Factorie liegt, verschieden und über eine halbe Stunde entfernt ist. Hier giebt es keine massiven Häuser mehr, sondern nur noch die grau-braunen Schilfhütten der Eingeborenen, die dicht wie Wespenester oder Termitenhügel bei einander stehen, flankirt von einer hart im Sonnenschein funkeln- den Lagune und einem dunkeln Walde zahlreicher Kokospalmen. Das Ganze erscheint weniger wie ein centralafrikanisches Bild, als wie eine Oasenlandschaft aus dem nördlicheren Theile des Continents, zumal auch das Tagesgestirn über uns gerade mit unerhörter Gluth niederleuchtete. Raum jemals auf der ganzen Reise hat es in solchem Grade sein ganzes Können entfaltet. Uns wurde mehrmals ganz schwindlig zu Muth, und nur der Schatten naher Palmen stellte unsere Kräfte zeitweilig her. Total erschöpft langten wir endlich wieder in den kühlen Räumen der Factorie an. Hier aber galt es noch einem sauren Geschäfte näher zu treten.

Es empfahl sich ja, bei der großen Schwierigkeit, die die Trägerfrage speciell im Kamerungebiete hat, den Versuch zu machen, unter den im Allgemeinen schon so dienstwilligen und dienstgeübten Krus Leute für die Expedition zu gewinnen. Und gerade Cap Palmas war mir von Sachkundigen als der rechte Recrutierungsort bezeichnet worden. In der That fand sich auch bald ein Hetman, der binnen Kurzem eine größere Menge Boys zusammenzutrommeln versprach. Leider kam er nach einigen Stunden nur mit sechzehn, meist ganz jungen Individuen an, die kaum einen günstigeren Eindruck hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit machten, als weiland die Hungerrecruten Falstaffs. Außerdem liefen diese Helden, als sie hörten, ich wolle sie nach Kamerun, und noch dazu ins Innere führen, spornstreichs davon. Die Dampfschiffe hatten eben alle brauchbaren Mannschaften schon weggeschleppt, nicht zu reden davon, daß die Krus überhaupt kaum anderwärts als auf dem Wasser oder an der Küste verwendbar sein sollen. Für eine Landreise benöthigt man schon ein etwas kriegerischeres Element.

Ueberhaupt aber machten die Bewohner von Cap Palmas von allen Eingeborenen Liberias den wenigst günstigen Eindruck auf mich. Wir hatten schon am Morgen, ehe wir an Land gingen, ein nettes Stückchen von ihnen gesehen. Kaum nämlich, daß der Dampfer still stand, so ruderten auch aus allen Himmelsgegenden Canoes in solcher Menge heran, wie ich sie nie wieder gesehen. Und nun begann von Seiten der schwarzen Insassen derselben, die gerade mit den Stammesgenossen von Monrovia in Fehde lebten, ein ganz tolles Schimpfen und Drohen gegen unsere Monrovianner. Ausdrücke wie: „ihr Nigger, ihr Buschmänner“ — beides die größten Beleidigungen innerhalb der ganzen dunkelhäutigen Welt — tönten in Masse von drunten herauf. Ja, endlich schwang sich ein besonders keckes Subject sogar auf das Deck der „Erna“ und fing an, auf einen der dort arbeitenden Krubohs loszuschlagen, was er freilich augenblicklich damit büßte, daß ihn der erste Officier am Kragen nahm und rücklings ins Wasser hinunterstieß. Der Sturz von solcher Höhe herab schadete nun zwar

dem Betreffenden nicht das Geringste, denn all die schwarzen Küstenbewohner Westafrikas schwimmen wie die Fische. Aber doch entflammte der Strafack die ganze wilde Meute zu unheimlicher Wuth. Ganz unverhohlen sprachen sie es aus, daß sie Jeden von uns, der sich ans Land wagen sollte, umbringen würden. Nun, wenn wir, wie beschrieben, trotzdem uns dies getrauten und es unversehrt ausführten, so ist dies nur ein Beweis dafür, daß es bei dem Neger vielfach noch weit ist vom Worte bis zu That. —

So mußte ich denn nun von der Küste Liberias scheiden, ohne die unentbehrliche kleine Armee von Schwarzen für meine Expedition gewonnen zu haben. Indes, ganz unverrichteter Sache ging ich nicht davon, einen Wollkopf hatte ich mir doch erobert, der mit mir davonselgte. Als ich nämlich noch in Monrovia bei Consul Schmidt weilte, wurde ich aus dem Zimmer gerufen und sah draußen einen kräftigen und gewandten Burschen von etwa siebzehn Jahren vor mir, der mir in recht leidlichem Englisch mittheilte, daß er gehört, ich wolle über Kamerun ins Innere, und mich daraufhin bat, ihn als persönlichen Diener zu engagiren. Er werde mir gern überall hin ohne Furcht folgen und überlasse es mir auch ganz, die Höhe des Salärs zu bestimmen. Ich sah mir den schwarzen Jüngling genauer an und erkannte alsbald an der ihm fehlenden Stirntätowirung, daß er kein Kru sei. Er setzte mir darauf auseinander, daß er dem Stamme der Beys angehöre, die gleich jenseit des Paulsflusses, Monrovia gegenüber, ihre Hütten haben. Daß er auch ein Prinz von königlichem Geblüt sei, vermochte mir freilich nicht mehr sonderlich zu imponiren, da ich schon in Erfahrung gebracht hatte, daß in Afrika die Prinzen so billig sind, wie bei uns die Sperlinge. Denn die Könige im schwarzen Erdtheil haben eigentlich nicht viel mehr als unsere Gemeindevorstände zu bedeuten und sind demnach, mit so großem Respekte auch das dupirte Europa wiederholt solche schwarzen Majestäten behandelt hat, nicht einmal hoffähig. Viel mehr wollte es für mich bedeuten, daß George, so nannte sich die junge Hoheit, schon in deutschen Factoreien gedient hatte. Ich engagirte ihn also und befahl ihm, am Abend an Bord zu sein.

Er fand sich auch richtig ein, trotzdem ihn seine hohen Verwandten nicht hatten so gefürchtete Pfade ziehen lassen wollen. Er hatte aber kurzen Proceß gemacht und war ihnen einfach davongelaufen. Freilich erschien er dafür nun auch fast nur in jenem berühmten Anzug, der nach unserem Urahn Adam benannt wird, ich will aber schon hier erwähnen, daß ich ihn späterhin an der Goldküste, mit etwas Kleingeld bewaffnet, an Land schickte, um in einer Factorci etwas Zeug zu kaufen, aus dem er, gewandt, wie er mit der Nadel war, sich bald eine ganz anständige Livrée zusammenslickte. Auch wurde er auf Anrathen des Capitäns alsbald beim Schiffskoch in die Lehre gegeben, um daselbst in der edlen Kochkunst wenigstens so viel zu profitiren, daß er später als Gastronom der Expedition fungiren konnte. Und wenn ich späterhin nach der mühsamen Landreise zwar keine gewichtigere Persönlichkeit, aber doch auch nicht dem zwirnsdünnen Suppenkasper im weltbekannten Struwelpeter ähnlich geworden war, so ist das nicht zum geringsten Theile das Verdienst meines geschickten Prinzen. —

Von Liberia aus hatten wir wieder drei Tage Seefahrt, wie denn überhaupt eine solche Reise mit den Wörmann'schen Dampfern, obwohl die Orte und Zeiten des Anlegens bewußt nur von mercantilen Interessen bedingt sind, doch unbewußt insofern wahrhaft sanitärisch, um nicht zu sagen dramatisch arrangirt ist, als immer, nachdem man etwas Landluft geathmet beziehentlich einige Landbilder geschaut hat, der weite Ocean wieder einem Zwischenactsvorhang gleich einige Zeit sich zwischen den Reisenden und den fieberhauchenden Continent schiebt.

Dabei blieb indeß von nun ab, wo die Küstenverhältnisse etwas besser sich gestalten, das Gestade, wenn auch in ziemlicher Entfernung, doch fast immer in Sicht. Dasselbe präsentirte sich jedoch längere Zeit nur als langgestreckter, einförmig buschiger Streifen; erst gegen Cape Coast Castle hin, das für uns indeß unsichtbar blieb, baute es sich zu waldigen Wällen auf, hinter welchen ganze Reihen höherer und malerisch geformter Kuppen, durch merkwürdig gleichmäßige Intervalle von einander geschieden,

zum Vorschein kamen. Daneben beanspruchten in dieser Gegend am Tage noch langgezogene Grasinseln, die seewärts fern riesigen Walfischen gleich an uns vorübertrieben, und Nachts großartige Grasbrände, die dort am Lande Eingeborene entfachten, unsere Aufmerksamkeit. Stundenlang lohten diese unheimlichen Fackeln, die einst schon vor mehr denn 2000 Jahren den Vater aller Afrika-reisenden, den Karthager Hanno, bei seiner Entdeckungsfahrt längs der Küsten des schwarzen Erdtheils schreckten, durch die Finsterniß und zeichneten einen blutig-rothen Feuerschein an den dunklen Himmel.

Die Temperatur zeigte jetzt kein Anwachsen mehr, sondern hielt sich im Allgemeinen, und so auch bis Kamerun hinunter, ziemlich constant zwischen 27 und 33° C., ja an einzelnen nebligen oder gar regnerischen Tagen, an denen es auch nicht fehlte, sank sie sogar bis auf 25 oder 26, wobei wir dann auf Deck fröstelten und wärmere Kleider hervorsuchen mußten. Um so dunstiger wurde dagegen durch die Länge der Zeit die Luft in den Kajüten. Die stählernen Flanken des Fahrzeuges mußten ja auch allmählich von den Gluthstrahlen der Aequatorialsonne wahrhaft durchglüht werden. Die Schlassfähigkeit nahm damit selbst bei den schlaf-liebendsten unter unseren Mitreisenden rapid ab; man konnte sich auf das Auftreten von Fiebern gefaßt machen. In der That hatten wir auch schon am ersten Tag nach der Abreise von Liberia einen ersten Anfall zu verzeichnen, und zwar war es merkwürdigerweise der robuste Capitän, der davon betroffen wurde.

Ähnlich wie das Quecksilber im Wärmemesser schien übrigens jetzt auch das des Barometers, das noch so kurze Zeit vorher unruhig auf- und abkletterte, unter den Wirkungen der Tropensonne in Lethargie verfallen zu sein. Denn es zeigte von da ab auf lange unverändert 760. Wir waren in die sogenannte Region der hohen Barometerstände gelangt.

Am 26. October kam in der Mittagsstunde Accra in Sicht, die Hauptstadt der englischen Goldküste und zugleich die einzige wirklich stadtartige Ansiedlung, die wir auf der ganzen Fahrt von Madeira ab bis Kamerun zu sehen bekamen. Soll sie doch auch

nicht weniger als 25000 Einwohner zählen, was in Centralafrika so viel bedeuten will wie bei uns etwa eine halbe Million. Von zwei starken Forts, auf deren Wällen die Flagge Albions weht, flankirt, thronen ihre stattlichen, blendendweißen Gebäude auf hoher Terrasse, die mit senkrechten, schwarzen Wänden zum Meere abbricht. Mit donnerndem Anprall berennen die ohne Aufhören heranrollenden Wogen die hochgebaute Feste, daß der weiße Schaum fast bis zu den Wohnungen der Menschen hinanspritzt, indeß der harte Basalt zeigt kaum Spuren ihrer Jahrtausende alten Umsturzbestrebungen.

So grotesk aber die Lage der englischen Colonialstadt nach der See zu erscheint, so wenig anziehend, ja wahrhaft traurig verdient sie nach der Seite des Landes hin genannt zu werden. Hier breitet sich überall nur ein nackter, verbrannter, weißgelblicher Boden aus, auf dem kaum einige Cactusbüschel, die dürren Kinder sonniger Steppen, ihre stachelichten Arme ausbreiten. Erst in weiterer Entfernung von der Küste steigen bewachsene Höhenzüge auf, in deren Bereich beiläufig die oft genannte Missions- und Gesundheitsstation Aburi gelegen ist. Derartige Asyle mit kühlerer Luft sind allerdings für die bedauernswerthen Weißen, die in dem Gluthofen, den Accra darstellt, weilen müssen, eine unentbehrliche Wohlthat. Wird doch der Gesundheitszustand der Stadt von den Engländern durch das Bonmot gekennzeichnet, daß für die Goldküste immer zwei Gouverneure unterwegs seien, einer, der mit dem Dampfer von zu Hause komme, und einer der als Leiche nach Hause verschifft werde.

Nach alledem wird man es begreifen, daß wir nicht sonderliches Verlangen trugen, dahinaus den Fuß zu setzen. Ist doch auch die Uferbrandung hier so schwer zu passiren, daß noch am Morgen des Tages, wo wir ankamen, drei Mann ertrunken waren. Auch unsern Capitän hätte ebendasselbst vor weniger Zeit fast das nämliche Geschick ereilt. Das Boot schlug, wie das so häufig an diesen Gestaden geschieht, mitten in dem eigentlichen Brecher um, „köppseiste“, wie man in der Schiffersprache sagt. Unser Freund, ein guter Schwimmer, versuchte nun, in dieser Weise das nahe

Land zu erreichen. Aber da warfen sich die biederen Kruboy's über ihn und faßten ihn in der löblichen Absicht, ihn zu retten, derart unpraktisch an Armen und Beinen, daß er sich fast nicht mehr zu regen vermochte. Erst, als er die unwillkommenen Helfer mit großer Anstrengung abgeschüttelt, gelang es ihm, festen Boden zu erreichen. Ein starkes Fieber aber mußte er doch als eine in den Tropen fast regelmäßig eintretende Folge längerer Durchnässung später über sich ergehen lassen. Auch wir bekamen einen allerdings mehr ergötzlichen Beweis von der Schwierigkeit einer Landung dort selbst zu sehen. Wir hatten in Liberia eine gut gekleidete, also schon vornehmere Negerin an Bord bekommen, welche nach Accra ging. Da das sie abholende Boot aber derartig von den ungestümen Wogen auf- und niederbewegt wurde, daß an ein Hinunterklettern, wenigstens für eine Dame, nicht gedacht werden konnte, so band man das arme Opferlamm in einem Lehnstessel fest, dann wurde der Dampftrahn in Bewegung gesetzt, die schwarze Last schwebte zappelnd und kreischend einen bangen Augenblick zwischen Himmel und Erde, und senkte sich dann in das harrende Boot nieder. Auch wir selbst hatten insofern unter der Unart der dortigen Küstensee zu leiden, als die wackere „Erna“ in der Nacht dermaßen von einer Seite zur andern rollte, daß an ein Schlafen gar nicht zu denken war. Ich verschaffte mir schließlich nur dadurch etwas Ruhe, daß ich mich einfach unter den Tisch und zwischen dessen feststehende Beine bettete. Freilich wer mich so gesehen hätte, würde wohl eher auf den Gedanken gekommen sein, daß meine in der That auffällige Position die gleiche Ursache habe, wie die des Gastes im „Schwarzen Walfisch zu Askalon“ in Schefel's bekanntem Commerzliede.

So unerquicklich aber die Nacht hier heißen mußte, so in mancherlei Hinsicht interessant war der Tag. Da nahte sich u. A., kaum daß der Anker niedergegangen war, ein englischer Zollbeamter, ein Neger in höchst schäbiger Uniform. Und wie merkwürdig nahm sich das ihn tragende Boot schon von Weitem aus, nicht anders, wie ein plumpe Ungethüm, das mit zahlreichen krummen Beinchen sich über das flüssige Element fortzieht. An dieser

ganzen Küste bis gegen Kamerun hin hat man nicht mehr die bei uns üblichen langen, sondern vielmehr ganz kurze, nebenbei gesagt, meist aus dem hier häufigen Mahagoniholz gefertigte Ruder, die in einer breiten, dreizackig ausgeschnittenen Schaufel endigen. Man nennt diese sonderbaren Instrumente Paddeln. Aber auch die Menschen, die dieselben führten, waren der Beachtung werth. Statt der Krus verwendet man nämlich hier und selbst noch längs der ganzen Sklavenküste die Landeskinder, die sogenannten Accra-boys. Dieselben unterscheiden sich aber in ihrer ganzen Erscheinung sehr zu ihrem Vortheil von den Krungen. Die Gesichter sind nicht mehr so breitknochig, sondern von einem gefälligen Oval, die Leiber überaus geschmeidig, und die Hautfarbe zeigt ein so entschiedenes Braun, daß die Burschen, namentlich wenn sie naß sind, täuschend den lebensgroßen Chocoladefiguren gleichen, die man etwa in den Schauläden der Firma Pezold und Kulhorn oder Jordan und Timäus zu sehen Gelegenheit hat.

Das Anziehende ihrer Erscheinung zu vollenden, tragen sie auf dem schwarzen Wollhaupte ziegelrothe Mützen, so daß man, wo ihrer eine größere Anzahl beisammen stehen, an ein Packet der früher gebräuchlichen Streichhölzer mit grellen rothen Kuppen erinnert wird. Auch ihr Wesen ist insofern ein anderes, als sie im Gegensatz zu den mehr passiven Naturen der Kruneger überaus lebhaft, munter und schelmisch sind. Namentlich wurden sie nicht müde, so lange ihre Boote, der Ladung harrend, an den Flanken der „Erna“ lagen, sich mit Hektor, dem Schiffshunde, zu necken. An Tauen, die über Bord hingen, kletterten sie gewandt wie Katzen bis zur Höhe des Deckes empor. Fuhr dann aber der wuthschnaubende Köter, sobald er nur ihre dunklen Köpfe über Bord auftauchen sah, bellend auf sie los, ließen sie sich blitzschnell wieder hinab oder sprangen auch mit kühnem Satz direct ins Meer, aus dem sie dann leicht wieder zum Boot zurückgelangten. Denn auch diese Küstenneger sind eine Art Amphibien, wenn sie auch nicht nach unsrer Art, sondern vielmehr nach Art der Thiere schwimmen, indem sie die Glieder abwechselnd vorwärts bewegen.

Uebrigens lernten wir hier auch noch andere Eingeborene, als

nur diese Factoreiarbeiter kennen. Es kamen wiederholt schwarze Jünger der edlen Goldschmiedekunst an Bord, die eine schon alte Industrie dieses Küstenplatzes bildet. Sie boten Arbeiten, darunter namentlich breite Ringe mit arabischen Buchstaben an, die durchweg recht geschmackvoll gearbeitet, indeß sehr theuer waren. Freilich bewies dafür auch die außerordentliche Weichheit des verwendeten Goldes, daß man es mit dem besten Materiale zu thun hatte. Dasselbe ist Waschgold aus den goldführenden Flüssen des Aschanti-Landes, das ja unmittelbar hinter dem englischen Territorium sich anschließt.

Weniger klar als die Frage nach der Herkunft des benützten Rohmaterials dürfte die nach der Herkunft jener auffallenden Kunstfertigkeit selbst sein. Es ist ja eine gewiß nur mit großem Dank anzuerkennende Thatsache, daß die an diesem Küstenstriche und theilweise selbst im Innern, so z. B. am Volta-Flusse, arbeitende Baseler beziehentlich Bremer Mission die Eingeborenen viele nützliche Handwerke gelehrt hat, aber daneben behauptet man doch wohl mit Recht, daß wenigstens die obengenannte Erzbearbeitung bereits lange vordem hier zu Hause war. Dies beweist u. A. schon die Anwendung arabischer Schriftzeichen, die von der christlichen Mission wohl kaum eingeführt worden sein dürften. Vielmehr weisen dieselben weiter nordwärts auf islamitische Stämme als Lehrer hin, und wenn man nun, etwa in der algerischen Kabylie, gesehen hat, welche Meister in Edelerz die Berber sind, so liegt die Vermuthung nahe, daß die Accra-Neger aus der Berührung mit diesen ihre technischen Fertigkeiten gewonnen haben. —

Genau zur selben Stunde, da wir die englische Colonialhauptstadt wieder verließen, dampfte auch die „Ella Wörmann“, die wir hier getroffen hatten, von dannen, aber sie zog, von Süden kommend, nordwärts, der trauten Heimath zu. Mit welchen Gefühlen mußten wir ihre Rauchsäule sich mehr und mehr dem Horizonte nähern sehen, da wir in gerade entgegengesetzter Richtung der unbekanntten Ferne zudampften.

Allerdings an Abwechslung sollte es uns in der nächsten Zeit nicht fehlen. Unser sonst so schnellsegelndes Fahrzeug mußte

von da ab fast die sämtlichen Handelsstationen besuchen, die von Accra bis Whydah in kleinen Entfernungen von einander an der Küste etablirt sind. Häufig hatten wir so von einem Hafenplatze zum andern nur 2—3 Stunden, in einem Falle sogar nur eine halbe Stunde zu fahren. Für eine Strecke, die man sonst leicht in einem Tage durchlaufen würde, benöthigten wir daher eine ganze Woche.

So interessant nun das auch für uns nach der Seite hin war, als wir dadurch eine ganze Anzahl afrikanischer Ortschaften, darunter auch einige vor Kurzem noch vielgenannte, wie z. B. Little Popo, kennen lernten, so hatte die Sache auf die Dauer doch auch ihr Ermüdendes. Und das um so mehr, als eine überaus große Gleichartigkeit in der ganzen Erscheinung dieser Küsten und ihrer Hafenplätze sich geltend machte.

Die Höhenzüge, die der Landschaft bei Accra wenigstens noch etwas Reiz verliehen hatten, waren bald ganz verschwunden, beziehentlich weiter ins Land zurückgetreten. Die ganze nächste Zeit präsentirte sich dem Auge nicht anders, als ein endlos geradlinig verlaufender, gelbsandiger Küstenstreifen, vor dem sich gleichfalls unübersehbar und ununterbrochen ein weißer Saum, von der schäumenden Brandung gebildet, hinzog. In geringer Entfernung vom Ufer pflanzten dann große Buschwälder, hie und da mit bedeutenden Palmenbeständen, zu folgen, welche im Gegensatz zu dem grellschimmernden Strand namentlich Nachmittags in so düstrier Beleuchtung standen, daß sie unsern dunkeln Nadelholzwäldern täuschend ähnlich erschienen. Hinter diesen Gestadewäldern endlich kamen als weitrer, ebenfalls fast regulärer Bestandtheil der Staffage Lagunen hinzu, deren trübe, bewegungslose Wasser, die sich unter Umständen, so z. B. bei Little Popo, bis nahe an den Horizont ausbreiteten, melancholisch durch die Lücken des Urwaldes schillerten.

Gleichartig wie die Natur mußten aber auch die Schöpfungen der Menschenhand in dieser Gegend heißen. Ob der Ort Abda oder Kita oder Bagida hieß, das war eigentlich ganz indifferent. Regelmäßig sah man da, wo wir Anker warfen, immer und immer

wieder eine dicht am Strande hinlaufende längere oder kürzere Reihe von weißgetünchten Häusern mit lustigen Veranden und häufig rothen Blechdächern vor sich, Missionsgebäude oder Handelsfactorien, die durch entsprechende Flaggen als englische oder französische oder deutsche Besitzungen gekennzeichnet wurden. Zur Seite oder dahinter dann noch die meist sehr zahlreichen aber dürftigen, schmutziggrauen Schilfhütten der Eingeborenen, eng an einander geschichtet — und das Bild ist fertig. Rechnet man schließlich hinzu, daß wir über Tag meist angenehm kühle Seebrise hatten von durchschnittlich 27—28° C., die sich aber während der Nacht in einen gluth- und pesthauchenden Landwind von 32° C. und wahrhaft erschlassender Wirkung verwandelte, daß meist, sobald wir Anker geworfen hatten, ein Europäer mit bleichen Fieberzügen oder ein stutzerhaft gekleideter schwarzer Clerik aus den Factorien zum Besuch heranruderte, so wären wir im Grunde mit allen Sehenswürdigkeiten und Erlebnissen dieser Tage zu Ende.

Nur das Aus- und Einladegeschäft, obwohl im Grunde auch immer unter den nämlichen Verhältnissen sich abwickelnd, bot fortgesetztes Interesse. Bei Tagesanbruch schon sah man drüben am Land die Boote, von denen jede Factorie mehrere zu besitzen pflegt, ins Wasser heruntergeschoben werden. Aber noch ehe sie weit gerudert, warf sich dann die schwarze Bemannung gewöhnlich dreimal im Boote derartig nieder, daß dasselbe ganz verlassen schien. Darauf stellte sich der Hetman auf das Hintertheil des Fahrzeugs, und indem er das dreizackige Ruder hoch in die Luft hielt, flehte er zu seinen Göttern um glückliche Fahrt. Dann kürzeres oder längeres Kreuzen quer vor den unaufhörlich heranstürmenden Wogenmauern, bis ein ruhigerer Moment erscheint. Als bald legen sich unter den heftigsten Gesticulationen und Commandoworten mit einem Schlage die Ruder aus, das Boot macht eine halbe Wendung meerrwärts — und blitzschnell fährt die kleine muthige Schaar in den brausenden Hexenkessel hinein. Meist bleibt es dann einige Augenblicke unsichtbar, als ob es der wilde Strudel verschlungen, oder kommt höchstens einmal flüchtig, auf dem Scheitel des Wellenberges balancirend, zum Vorschein, bis es

endlich, nicht selten nahezu senkrecht aufgerichtet, mit kühnem Sprunge über den letzten der „Brecher“ hinwegsetzt, um nun in ruhigerem Fahrwasser dem Schiffe zuzueilen. Ähnlich gestaltet sich natürlich auch die Rückfahrt zum Lande.

Vielfach allerdings glückt das schwierige Manöver nicht, das Boot schlägt in der Brandung um, und nun sieht man — ein höchst komisches Bild — die schwarzen Wollköpfe im weißen Wasserschaume treiben. Haben die rüstigen Schwimmer dann endlich wieder Boden unter den Füßen, so müssen sie noch lange im Wasser arbeiten, um die schwimmenden Waaren wenn möglich zu bergen. Bei solchen Unfällen laufen die braven Menschen auch noch ernstere Gefahr. Das Meer leider aber wimmelt in jenen Gegenden förmlich von Haifischen, und diese halten sich gerade gern mitten in der Brandung auf. Da passirt es denn gar nicht selten, daß einem der armen Burschen von den gierigen Thieren ein Arm oder ein Bein abgerissen wird. Trotzdem bleiben sie immer guten Muthes, und ihr munterer Gesang schallt den ganzen Tag über die Gewässer. Auch noch eine Tugend konnte ich an ihnen bemerken. Nicht selten baten sie statt des ihnen für besonders tüchtige Leistungen verheißenen Schnapses um Geld, oder, wie in einem Falle, wo ihrer einige ganz aus freiem Willen einen vollen Tag für das Schiff gearbeitet hatten, auch nur um etwas Brot, das sie dann mit größter Gier verzehrten. Und da wolle man uns glauben machen, der Fusel sei dem Neger immerdar das Höchste und bilde das einzige Mittel, ihn zur Thätigkeit zu bringen? Scheint doch, um das gleich bei dieser Gelegenheit mitzuerwähnen, nicht einmal mehr die sonst von dem Neger doch als so unentbehrliche Voraussetzung seines Glückes betrachtete Vielweiberei das alte Ansehen bei ihm zu besitzen, seitdem europäisch-christliche Einflüsse ihn haben treffen können. Wenigstens rühmte sich einer dieser Accraleute in unserer Gegenwart, daß er „gerade so wie die Weißen“ nur eine Frau habe, also „richtig“ verheirathet sei.

Zur Ergänzung meiner Schilderung des Ausladewesens, wie es an jenen Küsten üblich ist, muß ich noch hinzufügen, daß durch-

aus nicht alle mit uns angekommenen Güter per Boot ans Land gingen. Was schwimmen konnte und unbeschadet seines Werthes schwimmen durfte, das mußte auch so ins Wasser hinunter. Bauhölzer und Bretter, von denen wir eine große Menge mit uns führten, wurden in Bündel gepackt und diese dann, immer eine größere Anzahl hintereinander angekoppelt, von einem Boote ins Schlepptau genommen. In ähnlicher Weise verfuhr man mit den großen Spiritusfässern, von denen einmal nicht weniger als zwölf über die bewegte Wasserfläche an langem Taue in vielfachen Windungen dahintanzten. Auf einigen der mächtigen Orthostesen saßen nach Art des Mephisto in Auerbach's Keller schwarze Reiter, um die Bewegungen dieser originellsten aller Seeschlangen zu leiten. Und auch wenn die eichenen Ungethüme endlich glücklich am Strand angekommen waren, konnte die Arbeit noch nicht beendet heißen. Dann mußten die schweren Tonnen noch die meist sehr steile Uferböschung hinaufgerollt werden, wobei dieselben nicht selten wieder ins Meer zurückrollten und so die Aufgabe der fleißigen Schwarzen zu einer wahren Sisyphusthätigkeit gestalteten.

Sieht man in dieser Weise, welche außerordentliche Erschwerung dem Handel in Westafrika erwächst, so wird gewiß bald der Gedanke in der Seele aufsteigen, daß dies auf die Dauer doch nicht so fortgehen kann, zumal wenn, wie ja zu erhoffen ist, die Transactionen zwischen Europa und dem „schwarzen“ Erdtheil noch zunehmen werden. Es muß früher oder später die großartige Technik der Neuzeit, die vor keinem Hinderniß zurückgeschreckt, auch hier eine Abhilfe erfinden. Und ich meine, daß dies nicht einmal so schwierig sein dürfte. Man könnte ja gewiß in dem hier überall so seichten Uferwasser mächtige eiserne Träger fundiren, auf welchen lange Laufbrücken über die üble Brandung hinweg bis in das jenseitige ruhigere Fahrwasser oder auch gleich bis zum Dampfer führten. Hätten doch auch derartige freilich sehr kostspielige Anlagen in diesen Breiten, wo Sturm und Hochfluthen unbekannte Dinge sind, eine Schädigung durch die Elemente nicht zu befürchten.

Vielleicht, das sei bei dieser Gelegenheit gleich bemerkt, wird eine spätere Zeit auch noch in einer zweiten Hinsicht die Verhältnisse besser auszubenten und die Flüsse Westafrikas, die jetzt durch Katarakte, Sandbänke und Barren so viele Schwierigkeiten verursachen, zugänglicher zu machen verstehen. Ich denke dabei vor Allem an den Volta, der eine halbe Stunde hinter Adda, der nächsten Station östlich von Accra, ins Meer mündet. Das ist ein überaus breiter und tiefer Strom, der weit in das productenreiche und handelsbelebte Hinterland hineinführt. In seiner Nähe liegt z. B. noch im Gebiete von Aschanti, aber ganz nahe bei Dahome, die große Handelsstadt Salaga, die über das Congogebirge hinweg Verbindungen mit dem Niger und speciell mit Timbuktü unterhält. Aber wie tritt jenes wichtige Gewässer in den Ocean ein? Wir hörten schon in Adda ein dumpfes Brausen und sahen dann eine ganz unverkennbar ein gutes Stück über dem Meeresniveau erhabene Wassermauer, die in weitem Kreise Strudel und Brandung umgaben. Auch erschien die See selbst noch bis zu unserer Fahrbahn heraus schmutzig gelb gefärbt von den erdigen Massen, die der ungestüme Strom mit sich führt. Unter solchen Verhältnissen vermögen nur kleine Dampfer und auch diese nur mit großer Anstrengung und Gefahr in die Mündung des Volta hinein zu gelangen.

Daß aber der Handel unseres Erdtheils mit Afrika, den die principiellen oder eigentlich richtiger principlosen Gegner der Colonialpolitik geflissentlich als einen unwesentlichen hinzustellen lieben, Verkehrserleichterungen, wie wir sie oben angedeutet haben, wirklich verdienen würde, das dürfte schon die mir an Ort und Stelle und von bestunterrichteter Seite her gewordene Angabe beweisen, daß eine einzige deutsche Factorie in Little Popo einen jährlichen Umsatz von zwei Millionen Mark erzielt. Derselbe Gewährsmann schätzte den Jahresumsatz sämmtlicher deutschen Handelsniederlassungen an der afrikanischen Westküste auf mindestens fünfzig Millionen.

An einzelnen Punkten dieser Küstenstriche findet übrigens gleich auf dem Deck jedes der einlaufenden Schiffe eine Art Fahr-

markt von außerordentlicher Lebhaftigkeit statt. Wir beobachteten einen solchen namentlich in Sita, dem dritten Anlegeplatz von Accra aus. In zahlreichen Canoes schwammen die Eingeborenen heran und legten an Bord unter betäubendem Schreien und Feilschen alle möglichen Waaren zum Verkauf aus, der sich, nebenbei bemerkt, hier überall schon mittelst baarer Münze vollzieht. Da brachte man Schlachtvieh, alles auffallend klein und mager, Ochsen, kaum höher als ein großer Fleischerhund, dann Truthühner, deren Beine mit denen der Störche betreffs der Dürre hätten concurriren können, aber trotzdem pro Stück sechs Mark kosteten, ferner Enten und Hühner, letztere im Gewicht kaum unsere Tauben erreichend; auch welsartige Fische, bis 120 Pfund wiegend, erschienen und erwiesen sich später bei Tisch als wirklich vortrefflich. Sie kamen aber auch aus den Lagunen der Umgegend, denn die vielfach freilich in wahren Regenbogenfarben schillernden Fische, die das Meer in diesen Breiten birgt, haben fast ausnahmslos ein auffallend trockenes, geschmackloses Fleisch, das nicht selten auch von unappetitlich schwarzer Farbe ist.

Außer Fleischwaaren lieferte die improvisirte Messe zahlreiche Früchte, diese zu niedrigsten Preisen, so Kokosnüsse, Bananen, Ananas, Orangen, und zwar Apfelsinen sowohl wie kleine überaus saure Citronen. Beide Varietäten erschienen in dunkelgrüner Schale, obwohl sie völlig reif und, was die erstgenannte angeht, auch sehr schmackhaft waren. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß überhaupt fast sämtliche im tropischen Westafrika gedeihenden Citrusarten an ihren Früchten die gelbe Färbung vermissen lassen.

Die betriebsamen Kitaller begnügten sich aber nicht mit der Lieferung von Eßwaaren. Sie faßten ihren Beruf auch von einer idealeren Seite auf und schleppten alle möglichen und selbst unmöglichen Objecte naturwissenschaftlicher Forschung, todt und lebendig, herbei. Da gab es Affen, Papageien, Riesenschlangen, Leguane, fast so groß wie Krokodile, ja selbst einen jungen, verdrießlich in all das lärmende Treiben hineinschauenden Leopard brachte man in einem hölzernen Käfig heran, dazu die verschiedensten Felle, Häute und Skelette. Denn man muß wissen, daß

die Mannschaft eines Afrikafahrers mit derartigen Dingen einen wahren Handel zu treiben pflegt und bei der Rückkehr in einen europäischen Hafen sich die billig eingekauften Raritäten von Thierhändlern und Sammlern theuer bezahlen läßt. So kam es denn, daß es von da ab an Bord unseres Dampfers in den wundersamsten Stimmen pfiß und johlte, und da ein Affe seine Pfote, dort ein Papapei seinen Schnabel aus rasch zusammen-genagelten Behältern streckte.

Es fehlte selbst an Erzeugnissen einer einheimischen Industrie bei diesem Schachergeächte nicht. Man brachte schöne, farbenreiche und überaus handfeste Stoffe, die aus nur etwa acht Zoll breiten, gewebten und dann aneinander genähten Streifen bestanden. Dazu kamen noch Mützchen etwa von der Form und Größe der Studenten-Käppis, die geradezu meisterhaft aus gelben, braunen und schwarzen Gräsern geflochten waren, eine Specialität der Sklavenküste.

Bei solchem Handel blieben aber, was unser Schiff anging, die Weißen immer nur die Käufer. Das ist indeß nicht bei allen Fahrzeugen so, die Westafrika berühren. Vielmehr pflegen Engländer und noch mehr Afrikaner einen wahren Bazar an Bord zu haben, aus dessen Waaren-Quodlibet sie zu Schleuderpreisen an die Neger verkaufen, natürlich zum großen Schaden der am Strande etablirten und darum mit höheren Speesen arbeitenden Factoreien. Sind doch diese letzteren überhaupt schon durch die ungeheure internationale Concurrnz, die sie dort aushalten müssen, gezwungen, ihre Artikel billigst abzugeben. Beispielsweise kaufte ich in Little Popo baumwollene Unterjacken fast für weniger Geld, als in Hamburg.

Die letzte der Stationen, die wir an diesem handelsbelebten Küstenstriche anliefen, Whydah (spr. Weida) mit Namen, war zugleich die interessanteste von allen. Waren wir doch damit in das Gebiet von Dahome eingetreten, bei dessen bloßer Nennung schon Manchem daheim die Haut schauert. Unwillkürlich fallen einem ja all die Mordgeschichten ein, die man bereits als Kind gehört, wie der Bluthund, der das Land regiert, frühmorgens die Schwelle

seines Schlafgemachs nicht überschreiten darf, ehe nicht zwei Menschenleben zum Opfer gefallen sind, wie er einmal die Vertreter der verschiedensten europäischen Nationen zu einer der von ihm beliebten Mahlzeiten einlud und dabei mit eigener Hand zwei Negerknaben, die ihm auf verdeckten Schüsseln blanke Schwerter präsentirten, das Haupt abschlug, oder aber wie er einen Palast aus Lehm, der mit dem Blute von mehreren Tausenden hingeschlachteter Jungfrauen geknetet wurde, aufbauen ließ u. dergl.

Manches mag ja gewiß von diesen Schauergeschichten wahr sein, obwohl sich kaum denken läßt, daß die Regierung des Landes eine solche Vergeudung von Menschenmaterial nicht schon als unfehlbares Mittel zum baldigen Ruin des wenig bevölkerten Gebiets perhorresciren sollte. Wie dem aber auch sein mag, gewiß ist es, daß Dahome das einzige geordnete Staatswesen an der ganzen westafrikanischen Küste darstellt. Das erkennt man schon vom Schiffe aus.

An dem Strande stehen hier lediglich einige große Schuppen, die Lagerräume der europäischen Händler. Nur über Tag, von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends, dürfen dieselben daselbst weilen, die Nacht aber müssen sie in der Stadt zubringen, die, ebenfalls Whydah genannt, in geringer Entfernung aus dem umgebenden Palmenwalde schaut. Ohne Zweifel liegt diesen Einrichtungen die Absicht, eine feindliche Ueberrumpelung zu erschweren, zu Grunde. Der Sultan, der den Weißen solche Beschränkungen auferlegt, sorgt aber dabei auch für die Sicherheit ihres am Strande gebliebenen Eigenthums. Zahlreiche Wächter, die man übrigens auch am Tage am Ufer auf und ab patrouilliren sieht, behüten dasselbe, und thatsächlich wird nie etwas gestohlen. Auch sonst noch besteht eine strenge Ordnung, überall aus Rücksichten auf die Sicherheit des Reiches erwachsend. Niemand darf ohne Erlaubniß der „Chiefs“, einer Art Polizeibeamter, deren Oberhaupt zwischen dem Strande und der Stadt Whydah wohnt, das Land betreten oder verlassen. Will eine der europäischen Factoreien für irgend Jemand eine solche auswirken, so ist ein den Namen der Firma tragender Stock an jenen Großwürdenträger zu senden.

Noch ungleich mehr erschwert ist die mehrere Wochen in Anspruch nehmende und mehrere tausend Mark Kosten verursachende Reise nach der Hauptstadt, die immer nur von Einzelnen unternommen werden darf. Dieselbe hat nebenbei auch noch deßhalb ihr Bedenkliches, weil der despotische Herrscher dortselbst Europäer und namentlich Doctoren, deren Wissen er sehr zu schätzen weiß, bei im Uebrigen sonst guter Behandlung leicht ein Jahr lang und darüber bei ihm zu bleiben zwingt. Die Strandwächter sollen angewiesen sein, alle Träger des beregten Prädicats, die das Land betreten, nach der Residenz abzuliefern, und man erzählte auf dem Schiffe, daß die bekannten Reisenden Dr. Passavant und Dr. Pauli, die per Lagune von Groß-Popo hierher kamen, beinahe jenem Geschiede verfallen wären. Dabei wurde aber auch betont, daß, wer unter der Führung des Capitäns oder eines weißen Agenten nur als Durchreisender ans Land gehe, kaum etwas zu gefährden habe.

Auch der Handel ruht ganz in der Hand des Sultans, beziehentlich seiner Satrapen; erscheint ihm der Preis, den die Factoreien für die Landesproducte zahlen, einmal zu gering, so erläßt er ein entsprechendes Verbot, und nicht ein einziger Palmkern wird mehr zum Verkauf gebracht, bis die Weißen sich fügen. Dieselben müssen übrigens den Großen des Reichs auch öfters ansehnlichere Geschenke machen, während das Volk für die europäischen Waaren nur immer noch niedrigere Preise zahlen möchte. Infolge solcher Verhältnisse ist das Geschäft hier jetzt sehr gedrückt, und einer von den Agenten, die wir sprachen, meinte, es werde wohl bald ganz eingehen.

Und doch ist dieses Gebiet in vielfacher Hinsicht ein so günstiges, das Klima eines der gesündesten in ganz Westafrika, der Boden, der sich überall, so weit man vom Schiffe aus sehen kann, mit der üppigsten Pflanzenwelt bedeckt zeigt, fruchtbar, das Volk endlich sehr industriell und bildungsfähig. Da läßt sich der Wunsch nicht zurückdrängen: Möchte hier ebenfalls bald eine europäische Hand das Scepter führen!

An Bewerber fehlt es ja auch nicht. Namentlich erscheint

Portugal sehr interessirt. Es hat sogar ein kleines Fort in der Stadt Whydah, das es freilich so wenig in Acht nimmt, daß man vor Kurzem die dort befindliche Garnison mit Proviant zu versorgen und abzulösen vergessen konnte. Wären den armen Kriegern nicht die deutschen Kaufleute beigeprungen, so wären sie wohl gar verhungert, da die Eingeborenen für die fremden Usurpatoren natürlich nur wenig Interesse haben. Ob aber überhaupt Portugal geeignet sein würde, das Ländchen materiell und moralisch zugleich zu heben, möchte ich schon deshalb bezweifeln, weil dasselbe, wie man behauptet, bereits jetzt dort unsaubere Geschäfte betreibt. Thatsache ist es, daß gleich nach uns ein portugiesisches Kriegsschiff einlief, das den Zweck hatte, schwarze Arbeiter von hier nach den Kaffeepflanzungen auf der unsernen Insel San Thome zu bringen, die zwar officiell als frei erworben bezeichnet zu werden pflegen, in Wahrheit aber immer vom Sultan, der einen ausgedehnten Sklavenhandel betreibt, gekauft sein sollen.

Wie dem aber auch sei, so leicht dürfte es bei der schlechten Beschaffenheit der Wege, die im ganzen Lande nur schmale Fußpfade im dichten Urwalde sind, und dem herrschenden Fanatismus keiner europäischen Macht werden, sich in den Besitz des verheißungsvollen Ländchens zu setzen.

Auch von drinnen, aus dem Volke heraus, ist an eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse nicht zu denken. Die Verfassung ist, wie man sah, eine überaus festgefügte Autokratie, beiläufig mit unverkennbarem hierarchischen Untergrund. Die Fetischmänner, die Priester des Landes, machen schließlich Alles, sie halten selbst den Sultan in engen Normen. So darf er z. B. unter keiner Bedingung das Meer sehen, ohne Zweifel nur deshalb nicht, weil, wie die schlaue Raste richtig erkennt, von dorthier leicht eine aufklärende Luft wehen könnte.

Trotz der straffen Disciplin aber fehlt es selbst in diesem verschlossenen Lande an helleren Ideen nicht. Es gährt hie und da unter der geknechteten Masse, und vor einigen Jahren unternahm ein intelligenter Kopf sogar einen Umsturzversuch, doch fiel er nur zu bald der Wachsamkeit der „Chiefs“ zum Opfer. Man

sieht, es giebt in Afrika noch viel zu thun. Denn daß aus den weiten Vorrathsräumen unserer „Erna“ sogar eine elegante Equipage, die sich der Sultan in Europa bestellt hatte, auftauchte, um auf schwankem Rahne ans Ufer zu gelangen, darf doch wohl kaum noch als der Anfang davon betrachtet werden, daß die Cultur ihren Einzug ins Land hält.

Diese Carosse eines schwarzen Herrschers war übrigens das einzige Interessante, was das Ausladegeschäft an diesem Strande bot, bei Weitem nicht. Auch ein feines Meublement, für eine Factorie bestimmt, stieß vom Schiffe ab, um jedoch gar bald in der Brandung derart Schiffbruch zu leiden, daß die Plüschdivans auf den salzigen Fluthen trieben. Die letzteren geberdeten sich aber auch an diesem Punkte am ungestümsten. Nahezu vier Tage mußten wir hier zubringen, da lange Zeit gar nicht an ein Arbeiten mit den Booten zu denken war. Zwar lag der Fetischmann, angethan mit langem, weißen Hemde, stundenlang dort am Strande, bald auf den Knien, bald auf dem Antlitz, um das entfesselte Element zu beschwören. Indeß der trotzige Ocean heulte und tobte fort, so daß wir selbst genöthigt wurden, während der Nacht weiter hinaus auf See zu gehen, um nicht vom Anker losgerissen und in die Brandung hineingetrieben zu werden. Als dann noch ein furchtbares Gewitter kam, und die dunkle, wallende Wassermasse auf weithin ganz rotharoth beleuchtet erschien im Abglanz der kolossalen elektrischen Entladung droben, da gab es ein Schauspiel, so unheimlich schön, daß es seinen Eindruck auf keine Seele verfehlen konnte.

Freilich, daß ich es nicht ganz unerwähnt lasse, bei mir war die Empfänglichkeit in jener ganzen Zeit, wo unser Seedampfer durch die große Zahl der so dicht bei einander belegenen Handelsplätze zu einer Art Botenfrau herabgedrückt erschien, nicht mehr die alte. Und das kam daher, daß das Fieber, dieser finstere Gast Centralafrikas, der früher oder später ausnahmslos Jeden heimsucht, der dorthin seinen Weg nimmt, schon jetzt seine Rechte auf mich geltend machte.

Es war am 29. October, vor Lome, als ich mit Schmerzen

im Rücken und eigenthümlicher Schwere in den Gliedern erwachte. Dazu gesellte sich ein kalter Schweiß, der mit gelegentlichen Schüttelfrösten Hand in Hand ging. Auch Brechneigung, die mich indeß lange lediglich qualvoll würgen ließ, stellte sich ein. Meine Kräfte nahmen dabei von Stunde zu Stunde ab, während das Gefühl allgemeinsten Unbehaglichkeit sich rasch steigerte. Ich vermochte kaum mich noch zu bewegen; lag ich aber, so befiel mich ein ohnmachtartiger Taumel, der, weit entfernt, erquickender Schlaf zu sein, alle Augenblicke von jähem Aufschrecken unterbrochen wurde. Nicht genug damit, so verfiel ich nun — denn das Afrikafieber ist selten nur eine physische Krankheit — auch in die unerquicklichsten seelischen Zustände. Eine jammervolle Muthlosigkeit, hie und da in jene absolute Apathie übergehend, die man mit Bismarck's treffendem Worte als „das Gefühl allgemeinsten Würstigkeit“ bezeichnen könnte, bemächtigte sich meiner. Zeitweise stellte sich außerdem, und das war noch peinlicher, auch große Unruhe und Beängstigung ein. Saß ich, so trieb es mich zu gehen, und ging ich, so zog es mich gewaltsam zum Stuhle zurück.

In dieser elenden Situation diente es mir doch etwas zur Beruhigung, daß wir schon von Weitem ein vor der nächsten Station, Bagida, ankerndes deutsches Kriegsschiff wahrnahmen. Dasselbe mußte ja einen Arzt bergen und „*praesente medico nil nocet*“. Aber noch eine Nacht trennte uns von dem erschnittenen Erretter, und wie diese ausfiel, wird man sich denken können. Nie sind mir die Stunden so lang geworden, als damals.

Am nächsten Tage lagen wir Seite an Seite mit dem Kanonenboot „Cyclop“, und der treffliche Arzt Dr. Lenz stieg an Bord. Er fand, daß mein Zustand weniger als Fieber, denn als hochgradige nervöse Affection, hervorgerufen durch das ungewohnte Klima, zu bezeichnen sei und verordnete mir Salzsäure mit Rhabarber-Tinctur in täglichem Wechsel. Auch versprach er mir Chloralhydrat, das wir nicht an Bord hatten, zu senden, damit ich vor Allem einmal ordentlich zu schlafen vermöge. Leider aber war das letztere, als es mit der Etiquette: „gut vor Feuchtigkeit zu schützen“ bei uns ankam, bereits in der feuchten Wärme ganz zerschmolzen, und so

kam es, daß ich, da der Cyklop schon wieder davongedampft war, noch mehrere ruhelose Tage hatte, bis endlich meine gute Natur von selbst wieder sich erholte. Ich ahnte freilich nicht, daß es nur ein kurzer Waffenstillstand, wie solcher ja so oft ernsterem Kampfe vorausgeht, sein sollte.

Nachdem wir endlich in Dahome unsere Ladung bis auf die bei der herrschenden Brandung durchaus untransportablen Salzsäcke gelöscht hatten, wobei komischer Weise die Briefpost einem handfesten Neger auf den Rücken gebunden wurde, gingen wir von dort wieder in See und sahen abermals zwei Tage nichts denn Himmel und Wasser, da die „Erna“, um das weit vom Massiv Afrikas gegen das Meer vorspringende Nigerdelta zu vermeiden, einen großen Bogen seewärts beschreiben mußte. Wie that mir nach meinem Siechthum die Luft da draußen auf freiem Ocean so wohl!

Als wir am 7. November erwachten, hatte sich dieser letztere freilich merkwürdig verändert. Statt der prächtigen blauen Farbe zeigte jetzt das Wasser ein schmutziges Gelb, das nur durch einige weiße Schaumkämme in der Ferne eine Unterbrechung erlitt. Am Horizont liefen unzusammenhängende, nebelgraue Buschmassen hin, die sich mehr und mehr zu einem Halbkreis um uns zusammenzogen, so daß wir schließlich auf einem großen Landsee zu fahren schienen. Auch die Brandungslinien kamen uns auf beiden Seiten näher, die Fahrbahn, mitunter durch eine schwimmende Boje angedeutet, wurde eng wie ein Fluß und nahm auch an Tiefe rasch ab. Das ununterbrochen ausgeworfene Loth zeigte bald nur noch 4 Faden. Die Schifffahrt wurde schwierig. Es war klar, daß wir uns im Mündungsbereich eines großen Stromes befanden. In der That verlieren sich auch hier zwei große Wasseradern, der New Kalabar, links von uns, und der Bonny, zu unserer Rechten, in den Schoß des Oceans.

Wir benützen indeß weder den einen noch den andern, sondern laufen an langgezogenen Sandbänken mit zahllosen Pelikanen und anderen Wasservögeln, sowie an der winzigen Insel Breaker Island, welche die nette kleine Villa eines Engländers und auf

grasigen Plätzen sich tummelnde Rinder und Schafe in ein hier gewiß am wenigsten erwartetes Idyll verwandeln, vorbei in einen der vielen Arme, englisch Creek geheißen, ein, welche jene Flüsse innerhalb ihres Mündungsgebietes nach allen Seiten hin entsenden, um in dieser Weise, ganz ähnlich wie so viele andere afrikanische Ströme, darunter auch der später zu schildernde Kamerun, ein weites Terrain in ein Gebiet zu verwandeln, von dem man nicht mehr weiß, soll man es noch Land oder bereits Wasser nennen, und das man vielleicht am treffendsten mit einem vollgefogenen Schwamme vergleichen kann.

Auch wir erhielten einen dem entsprechenden Eindruck. Raum, daß der gedachte Canal uns aufgenommen, so umgab uns auch schon von allen Seiten ein dichter Urwald, aber von welcher origineller Art! Ueberall hohe dürre Stangen, vielfach gekrümmt und verbogen, die an der Seite gleichfalls magere, erst an den Spitzen mit dünnem Blattwerk umhüllte Nester aussenden, unten aber auf einer Art Gestelle von knorrigen, weit aus dem Boden sich emporhebenden Wurzeln stehen.

Das sind die vielgenannten Mangroven, die hartnäckigsten Gegner, die der Pionier der Cultur im dunklen Erdtheil findet, so zu sagen ein Naturzaun, eine Riesenhecke, mit der das afrikanische Ufer sich vor den Gästen, die der dienstwillige Ocean über seinen Rücken gleiten läßt, zu schützen versucht hat. Diese eigenartigen Gewächse verschlingen sich mit ihren dünnen Armen und knöchigen Füßen zu einem unentwirrbaren Knäuel, und der Untergrund, auf dem sie stehen, accompagnirt ihnen; nie von der Sonne getroffen, bildet er einen scheußlichen, schwarzen Brei, der etwas an den Urschlamm erinnert, aus welchem die alten griechischen Naturphilosophen die feste Erde gebildet sein lassen.

Ueber diesem Riesensumpfe nun, in dem Milliarden von abgestorbenen Nester lagern, und ungezählte Muschelthiere verwesen, die zur Zeit der Ebbe, wenn das Meer sich aus diesem feuchten Kerker wieder zurückzieht, zwischen den hohen Stelzenwurzeln hängen bleiben, die Tropensonne mit ihrer Brüthitze — dann kann man sich wohl denken, was für Giftdünste da entbunden werden

müssen, zum Verderben alles dessen, was da lebt, mit alleiniger Ausnahme scheußlicher Amphibien und Reptilien, der Krokodile und Eidechsen, der Kröten und Schnecken, die, selbst Kinder früherer Erdbildungsperioden, in dieser so zu sagen noch nicht fertig gewordenen Schöpfung sich in ihrem wahren Elemente fühlen.

Freilich der Mensch in seinem unaufhaltsamen Drange hat sich auch schon da hinein gewagt; wir sahen hie und da am Rande dieser vorweltlichen Forste einzelne elende Hütten, aus welchen fast ganz nackte Eingeborene uns anglozten, oder auch festliegende Canoes mit Schilfdächern, die schwimmende Wohnungen abgaben, ganz wie in längst verflossenen Entwicklungsperioden der Menschheit. Aber diese Spuren von Leben fanden sich immer nur, wo inselartig ein etwas soliderer Boden zu Tage trat, den dann aber auch stets Palmen und blühende Schlingpflanzen in ein Musterbild tropischer Ueppigkeit verwandelten.

Mehrere Stunden fuhren wir durch diese stille Welt, in der nur das Rauschen unserer Dampfmaschine widerhallte. Weitere Creeks, die bald rechts, bald links in unseren Canal mündeten oder auch gleich quer über denselben wegliefen, machten die Orientirung so schwer, daß wir oft nicht mehr wußten, nach welcher Himmelsgegend wir denn eigentlich segelten. Man kann sich denken, daß hier die Schifffahrt nicht leicht ist. Das Loth mußte wieder fleißig arbeiten, doch hatten wir fast immer noch 6 Faden Wasser. Die Atmosphäre zeigte sich dagegen um so wandelbarer. Bald hatten wir sengende Gluth, bald wieder auffallende Kühle.

Endlich, es war bereits Mittag vorüber, ein Kanonenschuß von unserer „Erna“, den die dichten Baumcoulißen rechts und links mit langem Echo beantworteten. Wir sind am Ziele. Auf einer ganz kleinen Lichtung, eben nur so groß gemacht, als es unumgänglich nöthig war, rings vom Urwald fest umfangen, steht eine Ansiedlung, die etwa an eine Schneidemühle an einem der amerikanischen Riesenströme erinnert. Ein Haus im Bau, die neue englische Factorie, daneben ein riesiger Speicher und ein Wohngebäude aus rothem Wellblech, wie der Karren einer wan-

dernden Kunstreitertruppe anzusehen, beide deutscher Besitz, das ist das ganze New Kalabar.

Dasselbe befand sich früher weiter stromabwärts, aber das Bestreben, den Delproducenten des Hinterlandes näher zu kommen, hat die betreffenden Kaufleute bewogen, höher flußaufwärts sich anzusiedeln. Denn der New Kalabar gehört in die erste Reihe der sogenannten Oil-River. Deshalb haben sich einige englische Händler selbst noch zwei bis drei Stunden weiter oben, bis wohin der Strom schiffbar ist, niedergelassen.

Es währte nicht lange, so bekamen wir auch schon Besuch. Herr Kaiser erschien, der Besitzer der deutschen Factorie, ein echter „Selfmademan“, der früher im Dienst einer der englischen Firmen stand, sich aber dann zur Selbstständigkeit durchgearbeitet hat. Auf seine Einladung hin fuhren wir mit ihm über den ganz stillen Strom zum nahen Land, von wo wir sofort zu einer Jagdexcursion in den Wald aufbrachen, denn man hatte uns den Reichtum desselben an Leoparden und den in ganz Westafrika zu findenden kleinen Antilopen längst aufs wärmste geschildert.

Leider erwiesen sich unsere darauf gegründeten Hoffnungen in der Folge als eitel. Wenn — was noch dahin steht, denn Westafrika, das sei gleich hier bemerkt, ist im Allgemeinen ein thierarmes Gebiet — wirklich jenes Wild dortselbst so zahlreich vorkommt, so ist es doch nur in der Nacht, wenn man sich auf Anstand stellt, zu erlegen. Wir wurden aber für unsere Mühe, denn es war sehr dunstig im Walde und unartige Ausläufer von allerhand Bäumen zwangen uns, bald über sie hinwegzuvoltigiren, bald unter ihnen durchzukriechen, durch die paradiesischsten Scenerien entschädigt. Namentlich wucherten hier außer den mannigfaltigsten Palmen auch prächtige, hochstämmige Ricinusse und stolze Mahagonibäume, aus deren kostbarem Holz man in der Gegend Canoes verfertigt. In dem weichen Humusboden bemerkten wir auch zahlreiche Löcher, die von den dort sehr häufig vorkommenden Landkrabben herrührten.

Als wir mit eintretender Dämmerung in die Factorie zurückkehrten, war der lustige Saal derselben bereits von Windlichtern

festlich erleuchtet, und die Tafel wurde von kleinen, allerliebsten Negerbuben gedeckt. Wir genossen in der Folge außer mannigfachen Erzeugnissen der europäischen Küche auch verschiedene einheimische Gerichte, unter denen Palmölsuppe mit viel afrikanischem Pfeffer von unglaublicher Schärfe, dann Yamspurée und gefüllte Landkrabben, letztere prächtig roth, besonders hervorzuheben wären. Außer delicatem Champagner gab es als Getränk, man staune, auch Münchener Pilsbier.

Und dazu eine von unseren gewandten und geistsprudelnden Wirthen, Herrn Kaiser und seinem Bruder, immer wieder aufs Neue entfachte Unterhaltung, die namentlich auch reiche Belehrung über die noch so wenig bekannte dortige Gegend bot. So erfuhren wir z. B., daß der Fluß von da ab, wo seine Schiffbarkeit aufhört, sich rasch verengt, so daß er wohl nicht, wie noch manche Karten es darstellen, nur ein Mündungsarm des Niger ist, sondern als selbständiger Wasserlauf aufgefaßt werden muß, der von den Erhebungen des Hinterlandes, vielleicht einer Fortsetzung des die ganze Küste begleitenden Conggebirges, herabkommt. In dieser Weise findet man ihn beiläufig auch schon in die Perthes'sche Jubiläumskarte eingetragen. Das Klima schilderten die Herren als trotz der umgebenden feuchten Wälder recht leidlich, eine Aussage, die auch der mitanwesende Arzt der englischen Factorie bestätigte. Noch mehr wurde das Volk gerühmt. Zwar bekriegen sich die einzelnen Stämme unter einander, aber sie haben durchgängig strenge Gesetze und sind überaus geschickte Handelsleute. Sie zeigen ein leidliches Familienleben und legen namentlich großen Werth auf viele Kinder. Den Weißen, den sie als eine Gottheit („Schuschu“) verehren, bringen sie das größte Vertrauen und viel Dienstwilligkeit entgegen. Sogar der Gong, der, in der Veranda der Factorie hängend, die Bestimmung hat, die Boys zur Arbeit zu rufen, wird von ihnen als heilig betrachtet. Man sieht, Europa hat hier eine recht bequeme Pforte zum Herzen des Continents; schade, daß dieselbe nicht die schwarz=weiß=rothe Farbe trägt!

Nachdem wir noch manches Lied, darunter auch die alte und

doch immer neue „Wacht am Rhein“ gesungen, daß es wunderbar durch die offenen Fenster in den stillen, dunklen Urwald hinaus schallte, fuhren wir zu unserer, mit ihren bunten Laternen auf dem stolzen Strome schwebenden „Erna“ zurück, nicht ohne daß uns zuvor noch der mitgeladene englische Agent zum Frühstück für den nächsten Tag gebeten gehabt hätte.

Aber hier in Afrika gilt das alte: „Unverhofft kommt oft“ mehr als anderwärts. Am nächsten Morgen hatte ich zunächst starkes und andauerndes Gallerbrechen. Trotzdem aber ruderte ich mit den Gefährten zu dem Engländer hinüber. Derselbe bewohnte zur Zeit noch eine sogenannte Hulk. Es ist dies in der Regel ein altes, außer Dienst gestelltes Segelschiff, das nach Wegnahme seiner Masten ein Schindel- oder gar Strohdach erhält, wodurch es eine fatale Ähnlichkeit mit einem der großen Schafställe unserer Rittergüter gewinnt. Trotz dieses meist wenig imponirenden Aeußeren hat eine solche Hulk mancherlei Annehmlichkeiten. Ist man nämlich die hohe Schiffstreppe emporgestiegen, so gelangt man zunächst auf das schattige und lustige Mittel- und Vorderdeck, wo die Handelsgeschäfte vor sich gehen und in einer Ecke die Küche ihren Platz gefunden hat. Auf diesem weiten Raume hantiren die Kruboyz, treiben sich verkaufend oder kaufend allerlei Eingeborene herum, lagern Fässer und Ballen. Ganz anders das Hinterdeck, das meist etwas höher liegt. Es ist mittelst Wände, Thüren und Fenster zur Wohnung des Agenten ausgebaut und enthält in der Regel recht nette Zimmer, wo nicht gar einen größeren Salon.

Die Hulk von New Kalabar war nun gerade eine der best- eingerichteten an der ganzen Westküste. Sie entbehrte sogar nicht einer Art lustiger Veranda, wo für uns bereits ein opulentes Frühstück aufgetragen war. Nach diesem entfaltete der lebenswürdige Gastgeber, ein Deutsch-Schweizer, noch alle möglichen Talente zu unserer Unterhaltung. Er blies z. B. vortrefflich Flöte und spielte auch Harmonium, denn man muß wissen, daß dieses letztere Instrument, das sich in den Tropen ungleich besser hält als ein Clavier, fast in keiner Factorerei fehlt. Man sieht

also, es ließe sich unter der heißen Sonne schon leben, wenn nur das böse Fieber nicht wäre, das hier überall ein Hauptthema jedes Gesprächs bildet, da es Jeder kennt und Jeder fürchtet.

Auch mir sollte es die schönen Stunden buchstäblich verbittern. Ich vermochte ungestraft nicht das Geringste zu genießen, und Nachmittags trat eine solche Schwäche hinzu, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Wie sollte ich zum Dampfer zurückkommen? Aber der treffliche Herr Zeller, so hieß unser Wirth, kam mir in meinem Elend zu Hilfe. Er nahm mich in seine starken Arme und legte mich in sein eigenes Bett. Hier blieb ich fiebernd auch die ganze Nacht liegen, während sich der opferbereite Mann draußen im Salon bettete. Meine Gefährten unternahmen aber vor der Rückkehr zum Dampfer noch eine Excursion in die nahe Negerstadt, die, gleichfalls dicht am Strome in der Umrahmung des Urwaldes gelegen, von New Kalabar aus schon sichtbar wird.

Am nächsten Morgen rief die „Erna“ mit dröhnender Dampfpeife zur Abfahrt, und nun mußte ich, so schwach ich auch noch war, das traute Quartier doch verlassen. Gegen elf Uhr segelten wir dann davon und befanden uns, nachdem wir unterwegs einmal aufgelaufen aber glücklicherweise bald wieder abgekommen waren, schon nach zwei Uhr wieder auf freier See. Eine sechzehnstündige Reise führte uns nun ohne weiteren Aufenthalt unserem vorläufigen Ziele zu.

Am 10. November früh sechs Uhr, also einundvierzig Tage nach der Abfahrt von Hamburg, waren wir vor der Mündung des Kamerunflusses, das heißt da, wo wir uns zu Anfang unseres Buches fanden.





III.

Kamerun-Panorama.

Ein wenn auch nur mit der Feder und in flüchtigen Umrissen gezeichnetes Bild von Kamerun, wie wir es im Nachstehenden dem Leser geben möchten, ehe wir ihn in das Innere des Landes hineinführen, ist gewiß nichts Unnützes, da Kamerun, von der Natur unverkennbar zu einer bedeutsamen Pforte von Innerafrika und von unserer Reichsregierung zum Sitz der Centralverwaltung unserer gesammten Besitzungen an der tropischen Westküste bestimmt, trotz der übrigens nur relativen Ungunst seines Klimas und sonstiger Schwierigkeiten der Verhältnisse, und trotz des darauf basirten, nichts desto weniger aber gleichwohl recht kurzichtigen und parteibefangenen Urtheils der politischen oder richtiger unpolitischen Gegner unserer colonialen Sache, doch ohne allen Zweifel noch eine große Rolle zu spielen berufen ist, ganz ähnlich wie dies dem einst ja auch so übelberüchtigten Ostindien oder auch Java beschieden war.

Unser Griffel muß sich zu oben genanntem Versuche aber um so mehr getrieben fühlen, als man, ungeachtet aller vorhandenen Karten und Schilderungen, doch noch immer in weiten Kreisen den unrichtigsten Vorstellungen gerade bezüglich des rein Außerlichen, des Topographischen begegnet. Da suchen die Einen die wichtige Ansiedlung direct am Fuße des gewaltigen Pils, der

allerdings ihren Namen trägt, Andere sprechen und schreiben selbst von einer Kamerun-Bai u. dgl.

Wie ganz anders stellt sich die Sache in Wirklichkeit dar! Der Reisende findet sich bei der Annäherung an das ersehnte Ziel zunächst vor einer allerdings mehrere Kilometer breiten Einfahrt, welche links von langgezogenen, graublauen Buschmassen, rechts dagegen von einer weit vorspringenden, schmalen, sandigen Landzunge begrenzt wird. Dort haben wir das Cap Kamerun, das aber in Folge seiner dichten Bewachung und der im eigentlichen Sinne des Wortes verschwommenen Art des Mangrove-Terrains überhaupt nichts weniger als ein Cap in der gewöhnlichen Bedeutung, das heißt eine scharfe, halbinselartig vorspringende Landspitze bildet. Ganz anders die Sanddüne zur Rechten. Hier beginnen die einmal unvermeidlichen Mangrovetwälder erst etwas weiter rückwärts, auf dem freien Terrain im Vordergrund aber erheben sich mehrere weißglänzende Häuschen, die bei dem erstaunten Fremdling in der That den Eindruck eines unserer nordischen Seebäder hervorrufen, selbst ehe er noch erfährt, daß dort wirklich und wahrhaftig ein solches unter dem stolzen Namen „Kaiser-Wilhelmsbad“ eröffnet und damit der ursprüngliche Name der langgestreckten Halbinsel Suellaba (spr. Swellaba) mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Im Schimmer der aufgehenden Sonne stehend, rings vom unermesslichen Ocean bespült, mußte die kleine, freundliche Niederlassung auch uns ganz heimathlich anmuthen, aber wir sollten sie erst später näher kennen lernen. Jetzt gilt es noch: Vorwärts. Bereits ist von Suellaba, das zugleich auch dafür die Station bildet, der Lootse, ein gut gekleideter und sogar etwas deutsch redender Neger, herübergerudert und führt uns durch die an Strudeln und brandenden Untiefen reiche Enge. Nun befinden wir uns in dem, in diesem seinem untersten Theile allerdings nach allen Seiten seeartig ausgedehnten, kaum noch überschaubaren Kamerunfluß. Man nennt diese Gegend auch die Barre, da sich in der That vom Meere bis hier herein eine unterseeische Sandbank hinzieht. Hier bleiben die großen Seedampfer nicht selten

liegen, ohne sich weiter flußaufwärts zu wagen. Auch wir trafen daselbst ankernde Fahrzeuge, und zwar zu unserer größten Freude deutsche Kriegsschiffe, die von Zanzibar gekommenen Corvetten „Prinz Adalbert“ und „Stosch“ sammt dem zu ihrer Begrüßung von Kamerun heruntergeeilten Kanonenboot „Cyclop“. Wahrlich ich hätte gewünscht, daß die leider noch immer zahlreichen Deutschen, deren Herz so flau für das Vaterland schlägt, den großen Moment miterlebt hätten, wo da draußen im wildfremden Lande die riesigen ehernen Kolosse, Sinnbilder ebenso unserer Kraft wie unserer Weltmission, vor dem Auge auftauchten und die schwarzweiß-rothe Flagge uns ihren Gruß zuwehte. Ich meine, sie hätten doch auch etwas von der freudigen Genugthuung, daß wir nun endlich eine nationale Heimath haben, verspüren müssen.

Auch unsere „Erna“, die nach dem Süden weiter wollte, blieb dort bei den stolzen Schlachtschiffen vor Anker liegen. Wir stiegen auf einen kleinen Flußdampfer über, der uns abzuholen von Kamerun gekommen war, und bald lag das schwimmende Haus, das uns so lange beherbergt, weit hinter uns. Vom Deck, den Masten und Masten der Kriegsschiffe schauten uns Hunderte von kräftigen Matrosen nach. Dann aber ward es einsam um uns her. Rechts und links von dem Riesenstrom und seinen gelben Wassermassen nur die endlosen, mattfarbigen Mangrovewälder, bald etwas vortretend, bald wieder weit zurückweichend. Hier und da bricht sich ein breiter, trüg fließender Creek durch ihre dunklen Labyrinth Bahn, um sich mit dem Hauptstrom zu vereinigen. Das ist aber auch die ganze Abwechslung. Nirgends ein Haus oder ein Segel. Und um die Starrheit der Staffage noch zu vermehren, schaut links aus nebliger Ferne das Riesenhaupt des Bifs herein, unnahbar, fast überirdisch.

Je stiller es aber um uns war, um so lauter ging's auf unserer kleinen, indeß flink dahinschießenden Yacht zu. Die sechs ganze Wochen mehr oder minder gedämpfte Lebenslust wollte doch einmal zu ihrem Rechte kommen. Auf dem lustigen Oberdeck des trefflich eingerichteten Fahrzeuges, eines Eigenthums der Hamburger Firma Sanzen und Thormählen, war eine förmliche

Rneiptafel etablirt, und wenn der lustige Gesang der Zecher an derselben nicht mehr laut genug däuchte, dann wurde auch noch die Dampfpeife gezogen, daß es schrill über die weiten Gewässer und zu den todten Urwäldern hinüber schallte.

Nur mir machte ausnahmsweise der fröhliche Lärm wenig Vergnügen. Denn ich war mein Siechthum seit New Kalabar noch nicht wieder los geworden. Völlig kraft- und muthlos lag ich da. Selbst der schöne Anblick, der uns nach etwa 2 $\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt von der Barre aus — es sind fünf deutsche Meilen von da bis Kamerun — zu Theil wurde, vermochte mich nur wenig zu interessiren. Zu unserer Rechten baute sich nämlich jetzt das Ufer zu einem etwa 30—40 m hohen Walle auf, der, so steil er auch aus den Fluthen stieg, sich doch mit der köstlichsten Tropenflora besetzt zeigte. Das matte Blaugrün der Mangroven wurde hier von dem lichtdurchhauchten Hellgrün der Flora des festen Bodens jener Breiten verdrängt, und wo die Böschung gar in senkrechte Abstürze überging, da hingen üppige Schlingpflanzen mit bunten Blumen und fette Farnkräuter über die gelbbraunen Lehmwände herab. Auf der Plattform aber, zu der die kleine Terrainschwelle oben sich erweitert, werden unter riesigen Palmen, Bananen, Baumwollbäumen u. dergl. die grau-schwarzen Hütten der Eingeborenen sowie das fast schloßartige Gebäude der englisch-amerikanischen Mission sichtbar, während die Factoreien der Europäer als eine ganze lange Reihe mehr oder minder stattlicher, mit Höfen und Gärten umgebener Gebäude sich dicht darunter am Wasser hinzieht. Selbst der Fluß erscheint jetzt belebt. Denn auf ihm liegen wohl ein halb Duzend von theilweise allerdings recht altersschwachen, aber darum nur um so malerischeren Hulks, umschwärmt von rauchenden Dampfern, hochmastigen Segelschiffen und schlanken Canoes.

Das ist Kamerun, das vielgenannte, ein Bild, dessen allerdings immerhin bescheidene Schönheiten doch wenigstens um deswillen des Eindrucks auf den zum ersten Male hierher Kommenden nicht ermangeln werden, als die ganze Scenerie so rasch und unvermittelt auftritt.

Unser Fahrzeug blieb mitten im Strome liegen; ein Boot und im Anschluß an dieses die kräftigen Schultern einiger Krubohs beförderten uns weiter an Land. Die letztgedachte originelle Transportweise ist hier namentlich zur Zeit der Ebbe — denn die Gezeiten reichen vom Meer bis hierher und selbst noch ein Stück weiter stromaufwärts — um so nöthiger, als dann das zurückweichende Uferwasser einen breiten Moraststreifen zu Tage treten läßt, der bis vor die Thore der Factoreien — gewiß nicht zum Besten der Insassen derselben — hinreicht.

Wir wandten uns zuerst nach dem Wörmann'schen Besitzthum, dem ansehnlichsten des ganzen Ortes. Ein großer Hof und ein Garten mit allerhand südlichen Gewächsen, die unter Anderem auch dazu dienen müssen, einen vielbenützten Regelschub zu überschatten, umschließen ein geräumiges und auch in seinem Aeußeren recht gefälliges Haus, das in seinem Parterre, wie dies fast in allen Bauwerken gleichen Zweckes in Westafrika der Fall ist, die Lager Räume für die europäischen Waaren enthält, während eine breite, steinerne Freitreppe zu der im ersten Stock belegenen Wohnung der Beamten emporführt, die außer der lustigen, mit Schaukelstühlen und Divans besetzten Veranda noch einen großen Speisesaal und eine Anzahl über denselben herumbelegener freundlicher Schlafstuben enthält.

Wir wurden auch hier wieder mit der freundlichsten Zuborkommenheit aufgenommen, beziehentlich bewirthet. Doch fehlte es bei der Menge der daselbst angestellten Kaufleute an Räumen, um uns auch Nachtquartier zu gewähren. Ein Hôtel aber existirt auffälliger Weise noch nicht in Kamerun, man müßte denn das kleine Logirhaus, das droben in der Stadt ein Eingeborener unterhält, das aber keine Kost bietet, so nennen wollen. In unserer Verlegenheit kam uns der Kanzler des Gouvernements, Herr von Puttkamer, ein Mann von jener herzugewinnenden Liebenswürdigkeit, die den echten Cavalier auszuzeichnen pflegt, zu Hilfe. Er wurde nicht müde, herumzulaufen und nachzufragen, bis er uns endlich wirklich auf der Hulf von Sanzen und Thormählen Quartier ausgewirkt hatte.

Dort wohnten wir denn auch während der wenigen Tage, die wir der letzten Vorbereitungen zur Reise ins Innere wegen unumgänglich in Kamerun zubringen mußten. Und wir waren dort recht wohl aufgehoben. Nicht allein, daß die beiden auf dem großen Fahrzeuge hausenden jungen Kaufleute, die Herren Hofmann und Krasemann, uns leiblich aufs Beste versorgten, es fehlte auch an geistiger Anregung nicht, da zu den Mahlzeiten und an den Abenden sich auch noch andere Angestellte der Firma, die sonst am Lande zu thun hatten, einzufinden pflegten. Dazu war auch die Luft mitten auf dem großen Strome eine recht leidliche, und die Aussicht frei und unbehindert.

Früh am Morgen lag gewöhnlich ein leichter Nebel über den schmutzigen, aber rasch und unter Gurgeln und Rauschen dahinfluthenden Wassern des Flusses. Um diese Zeit pflegte die Temperatur kaum 25—27° C. zu überschreiten. Aber auch späterhin, wenn die Sonne höher stieg, war die Luft unter der Einwirkung einer meist bis zum Abend wehenden Seebrise recht angenehm. Dann pflegte es auch lebendig auf dem Riesengewässer zu werden. Rähne mit mächtigen Elefantenzähnen, von denen nicht selten welche einen Werth von 1000 und 1500 Mark repräsentirten, oder mit Delfäffern oder wohl gar auch mit Schafen und Ziegen, welche letztere den Insassen der Hülks für ihre Tafel offerirt wurden, fuhren hierhin und dorthin, auch die langen Kriegs- und Festcanoës der Duallas, wunderbar roth und weiß bemalt, in denen sich nicht unter 50 und mehr feingepukzte, vielfach überspannte, will sagen mit Sonnenschirm versehene Neger und Negerinnen befanden, glitten häufig unter lautem Gesang vorüber, oder es wurden auch die fein mit Polstern ausgeschlagenen Sollen von Europäern sichtbar, mittelst derer Kruboy's in einer Art bunter Uniform ihre in sauberstes Weiß gekleideten und mit dem unvermeidlichen Kortheilm bewehrten Herren nach einem etwa eben eingelaufenen englischen oder deutschen Dampfer führten, dessen Rauchsäule schon lange zuvor weit unten auf dem Strome beobachtet worden war.

Ueber die so belebte Wasserfläche glitt dann wohl das Auge

hinweg, um drüben auf dem am Factoreisstrande stundenlang in dem lauen Wasser unter tollem Plätschern und Kreischen sich tummelnden jungen Negervolke zu ruhen oder sich am Anblick des Naturpalmengartens zu erfreuen, den der Höhenzug dahinter darbietet. Auch stromaufwärts war die Aussicht nicht uninteressant. Dort schlossen Mangrovewälder dichtester Art den Fluß, doch derart, daß diese Baummassen von zwischen ihnen sich durchzwängenden Creeks in mehrere Inseln zerlegt wurden, die von Weitem wie schwimmende Riesenboskets anzusehen waren. Auf dem linken Ufer endlich herrschte im Gegensatz zu dem des regsten Treibens vollen Gestade von Kamerun die Ruhe des Grabes. Nichts unterbrach hier die endlosen Mangroveeinöden, die in der Ferne im fahlgelben Dunste sich zu verlieren pflegten. Der gewaltige Recke, der dort drüben allerdings seinen Thron aufgebaut hatte, der Feuerspeier außer Dienst, Namens Kamerun Pik, liebt es ja nur selten, sich über Tags vor menschlichen Augen sehen zu lassen. Er ruht dann, ein echter Sohn des warmen Südens, hinter seinem Wolkenvorhang. Erst am Abend, wenn am allmählich klar gewordenen Himmel die Sonne in purpurner Gluth versinkt, kommt bald die, bald jene seiner großartigen Linien, gleich als ob er nach dem Schlummer die Glieder noch zu dehnen pflege, zum Vorschein, bis schließlich der ganze überwältigende Bau, der in eine dreizackige Spitze wie in eine Krone ausläuft, vor dem überraschten Auge steht.

Aber die Dämmerung ist in den Tropen nur kurz. Der „alte Götterwagen“ (*θεῶν ὄχημα*), wie das Alterthum schon die ungeheuerliche Pyramide nannte, entweicht wieder in geheimnißvolles Dunkel, bis etwa die auch hier fast allnächtlich aufziehenden Gewitter mit ihren Blitzstrahlenbündeln da oder dort die Contouren des Berges, wenn auch nur für Augenblicke, gespensterhaft aus der Finsterniß in blendende Tageshelle treten lassen.

Um diese Zeit pflegt allerdings auch die erquickende Seebrise in einen brodemartigen, nicht selten unverkennbare Leichengerüche herbeiwehenden Landwind, der dem Schooße der Mangrovewüsten entsteigt, umzuschlagen. Die Temperatur hebt sich rasch um einige

Grad, und der Schweiß dringt dem Europäer aus allen Poren. Leider konnten dann auf unserer Hult nicht einmal die Fenster des großen und schönen Decksalons geöffnet werden, da eine plötzlich daherkommende Windsbraut, wie sie die Tornados oft erzeugen, nur zu leicht die Lampen löscht, die dort nach seemannischer Vorschrift unterhalten werden müssen.

So war es denn auch hier in Kamerun wieder die alte Geschichte, die in den Tropen immer neu bleibt: angenehme Tage, üble Nächte. Natürlich konnte ich unter solchen Verhältnissen noch nicht so bald Besserung in meinem Befinden erwarten, vielmehr stellte sich bereits am zweiten Tage nach unserer Ankunft ein Fieberanfall ein, stärker als alle anderen zuvor, der zwar so jäh, wie er gekommen, auch wieder verschwand, gleichwohl aber eine noch für mehrere Tage anhaltende große Schwäche hinterließ, die mich, da sich gleichzeitig auch dysenterieartige Verdauungsbeschwerden bemerklich machten, ernstlich an die Heimkehr denken machte. Man wird sich aber über einen derartigen Beschluß kaum wundern, wenn man bedenkt, daß die starken Chinin-Dosen (nicht selten 1—1½ g), die da draußen nöthig sind, oder auch genommen zu werden pflegen, wenigstens im Anfang nach dem Anfall eine Art Taumel zurücklassen, in welchem man volle Zurechnungsfähigkeit kaum noch besitzt. Ich vermochte am Abend jenes Tages nicht einmal zu hören, was der mich wieder besuchende Arzt zu mir sprach. Alles Reden klang mir vielmehr nur wie das Geräusch eines fernen Wasserfalls, und als ich dann, dem Rathe des erfahrenen Doctors folgend, die in der Zeit des Fiebers immer vorhandene und wegen der dadurch leicht herbeigeführten Gehirnaffectationen nicht ungefährliche Schlafneigung mit aller Energie bewältigte und mich mit zu Tische setzte, glitt ich bald ohnmächtig vom Stuhle.

Allein es war doch, als ob mit dieser böartigsten Attaque das Fieber seine Kraft erschöpft habe. Die starken Schweiß, die bei mir alsbald, nachdem die Hitze, die in den inneren Handflächen wie brennendes Feuer anzufangen pflegt, nach dem Kopfe sich fortgepflanzt hatte, einzutreten pflegten, mochten die eingeath-

meten Bacillen wieder aus dem Körper vertrieben haben, wie denn an der ganzen Westküste das Fieber nur so lange noch für bedenklich gilt, als die Haut trocken bleibt, und Seder als wohlgeeignet für Afrika gilt, der leicht transpirirt. Nach auffallend kurzer Zeit fühlte ich mich wieder ganz frisch, Appetit, Verdauung, sowie Lebens- und Reiselust waren zurückgekehrt, ja sogar ein gesteigertes Wohlbefinden eingetreten. Wer war froher als ich! Durfte ich doch nun hoffen, daß ich zum Besten der mir aufgelegten wichtigen Mission längere Zeit frei vom Fieber bleiben würde. Wenigstens entsprach diese Annahme der allgemeinen Erfahrung da draußen, die auch dahin geht, daß gerade die kräftigsten Naturen zuerst befallen werden, um ebenso bald sich wieder zu erholen, während die unheimliche Krankheit, je später sie auftritt, auch um so gefährlicher wird. Wie man weiterhin hören wird, hat sich dies letztere auch bei meinem Reisegefährten bewahrheitet.

So ging's denn nun auch unverweilt an die Arbeit. Bald stand ich drüben in der Wörmann'schen Factorie mitten unter den verschiedenartigsten Waaren, von denen es galt, eine Auswahl behufs Mitnahme auf unsere Reise zu treffen. Denn wie man weiß, ist baare Münze im Innern von Afrika noch ganz unbekannt und nur Bezahlung mit Waaren möglich. Wenn man aber fragt, warum wir die betreffenden Artikel nicht schon in Europa uns verschafft hatten, so ist zu erwidern, daß die allmächtige Mode auch im „dunklen“ Erdtheil ihr Wesen treibt, und der Geschmack der Neger bezüglich der in Frage kommenden Dinge ein stets sich verändernder ist. Nur die Kaufleute an der Küste vermögen hierüber Auskunft zu geben. Und die Herren in der Wörmann'schen Factorie thaten dies auch mir gegenüber mit einer Bereitwilligkeit, für die ich auch noch hier besonderen Dank aussprechen muß.

Das erste aller Zahlungsmittel im Hinterlande ist Tabak. Derselbe besteht in etwa 50—60 cm langen Streifen, den sogenannten Blättern, von denen je fünf unten an den Stielenden zu einem „Had“ zusammengebunden sind. Wie man mir sagte,

kommt die Waare in diesem Arrangement bereits aus Amerika und ist, was man nicht von allen Importartikeln Europas in Afrika behaupten kann, wirklich von guter Qualität. Natürlich ist der Werth dieser Tauschwaare, wie der aller anderen, je nach der Gegend ein verschiedener, er nimmt, wie man sich denken kann, nach dem Inneren hinein in raschen Progressionen zu und, wie wir später zu berichten haben werden, kann man hie und da für ein Blatt Tabak schon recht erkleckliche Einkäufe machen. Im Durchschnitt aber — so hat der Gebrauch schon den Markt fixirt — gilt ein solches etwa 8 Pfg., das heißt ein „Had“ = ca. 40 Pfg. Von diesen letzteren bilden dann wieder 50 ein sogenanntes Kru, das heißt ein Werthobject von 20 Mark oder 1 Pfd. Sterl. engl.; das Gewicht anlangend, machen $2\frac{1}{2}$ dieser Krus eine sogenannte Trägerlast = 50 Pfund aus, so daß also der Preis des Pfundes der Waare sich auf etwa 1 Mark stellt. Bei dieser Gelegenheit sei gleich bemerkt, daß im Kamerungebiet auch alle anderen Waaren nach dem „Kru“ berechnet werden, nur daß bei dem mit der Gegend wechselnden, bez. steigenden Werthe der ersteren auf ein solches von den betreffenden Artikeln bald mehr, bald weniger gehen. So bilden beispielsweise im Hinterlande bereits zwei Sonnenschirme ein Kru, während an der Küste vielleicht vier oder noch mehr auf ein solches gehen. Ähnlich ist es mit den Stoffen u. dergl., sowie es reciprok auch wieder mit den Producten der Neger gehandhabt wird. Hat ein solcher z. B. im Gouvernement für irgend ein Vergehen ein Kru zu bezahlen, so heißt das, er muß von dem oder jenem Landeserzeugniß, Del, Elfenbein u. s. f., so und so viel beschaffen.

Man wird aus dieser kleinen mercantilen Abschweifung bereits erkennen, wie dabei beide Theile zu profitiren vermögen, indem doch natürlich sowohl die Verkaufswaaren, die der Weiße, als die, die der Eingeborene auf den Markt bringt, einen Selbstkostenpreis haben, der mehr oder weniger unter dem Annahmewerth des Krus = 20 Mark oder Schillinge zu stehen kommt.

Um zu dem Tabak zurückzukehren, so glaube man aber ja nicht, daß der Neger denselben unbesehen nimmt. Er besieht und

beriecht ihn vielmehr mit einer auf wirkliche Sachkenntniß gestützte Sorgfalt und prüft auch die einzelnen Blätter nach Länge und Breite, um sodann die, welche das Examen nicht bestanden und etwa zu klein oder von dumpfem Geruche waren, dem Weißen einfach zur Auslösung gegen bessere zurückzugeben. Ganz ähnlich verfährt der Schwarze, um dies gleich hier zu erwähnen, auch anderen Waaren gegenüber, er prüft z. B. ganz ähnlich wie etwa eine deutsche Hausfrau Kette und Einschlag der Stoffe, findet rasch etwaige Fehler und schlechte Fäden heraus und stellt selbst an Farbe und Muster Anforderungen, die oft recht schwer zu befriedigen sind.

Ich will daher schon an dieser Stelle vor dem so weit verbreiteten Irrthum warnen, nach welchem man von dem Neger schlechthin als einem „Wilden“ spricht, eine Anschauung, die eine Masse elender Abbildungen in unseren Schauläden noch mittelst der lächerlichsten Uebertreibungen unterstützen. Schon längst haben einsichtsvolle Geographen betont, daß man, von wenigen, überdies degenerirten, also nicht normalen, sondern Ausnahmestände darstellenden Stämmen abgesehen, überhaupt auf der Erde nicht Wilde und Culturmenschen, sondern nur Völker niederer und höherer Cultur unterscheiden solle. Dieser wichtige Satz gilt auch von den Eingeborenen Kameruns und zwar sogar, wenn nicht selbst in noch erhöhtem Grade von denen der Hinterlande. Wir werden bei ihnen Einrichtungen und Anschauungen finden, die unter Umständen selbst nach unseren Begriffen bewunderungswerth, um nicht zu sagen beschämend erscheinen. Wie könnte es denn auch anders sein! Wo Menschen zusammenleben, muß die gegenseitige Berührung auch klärend und befruchtend wirken und im Laufe der Zeit Sitten und Normen schaffen, die wohl häufig noch viel Rohes und Falsches, aber doch zugleich immer auch Gutes und Hoffnungsreiches in sich bergen werden. Hat sich doch auch unser so gerühmtes Culturleben auf die nämliche Weise erst herausentwickelt.

Es giebt, zu dieser Erkenntniß führt das Reisen unter jenen verkannten Rassen unvermeidlich hin, etwas allgemein Menschliches und ewig Wahres, das als unverwüßlicher Keim in jeder Rasse steckt. Das ist aber nicht nur ein theoretischer Satz, der etwa

gegen gewisse Naturwissenschaftler die Einheit des Menschengeschlechts bezeugt, sondern namentlich eine eminent praktische Wahrheit, die, was speciell Kamerun anlangt, ebenso unserer Colonialpolitik wie einer zukünftigen Colonialmission mahnend und hoffnungserweckend Weg und Lohn zeigt. —

Doch zurück in den allerdings dunstigen und warmen „Store“ der Factorie. Der nächstwichtige Tauschartikel nach dem Tabak ist das Zeug, das von den Eingebornen zur Anfertigung ihrer Lendenschürze angenommen, indeß häufig auch, fast ebenso wie der Tabak, an Stelle der Münze unter ihnen selbst weiter gegeben wird. Es kommen hierbei ausschließlich baumwollene Stoffe mit großen oder kleinen Phantasiemustern von zumeist dunkelblauer oder grüner Färbung zur Verwendung. Besonders begehrt ist der sogenannte *smal Madras*, ein geringwerthigerer Artikel, doch geht auch bessere, selbst halbseidene Waare, bei der auch feinere Farben, namentlich rothe und blaue Streifen, zur Geltung kommen. Die Maßeinheit ist hier der „Faden“, der, wie das auch in dem ursprünglich englischen Worte (*Fathom-Maß*) liegt, eine Länge von etwa 3 Ellen darstellt. Auch hier sind übrigens die schwarzen Empfänger peinlich und messen oft mit ausgebreiteten Armen nach. Der Geldwerth eines Stückes Zeug von dieser Länge schwankt, je nach der Qualität des Stoffes, zwischen 1,20 und 5 Mark. Größere Zahlungen gehen nach ganzen „Stücken“ vor sich. Man sieht, es ist falsch, wenn man, wie viele Leute bei uns noch immer thun, glaubt, dem Neger könne jede heimische Schundwaare mit irgend welchen verlegenen Mustern und zu jedem beliebigen Preise aufgeschwindelt werden. Es kommt im Gegentheil oft genug vor, daß die oder jene Art Zeug, von der der Factoreileiter, der lebhaften Nachfrage entsprechend, große Vorräthe kommen ließ, unterdeß nicht mehr beliebt ist und die Firma deßhalb einen bedeutenden Verlust erleidet. Der Handelsverkehr mit dem Neger ist überhaupt complicirter, als man sich zu Hause denken mag und namentlich ist es nicht so leicht, den Neger zu „leimen“; der schwarze Bursche ist im Allgemeinen überaus schlau und ein geborener Händler trotz dem geriebensten Schacherjuden.

An die Stoffe sind als unentbehrliche Tauschmittel noch baumwollene Unterjacken, schwarz-weiß oder roth-weiß gestreift oder, was noch vornehmer, von himmelblauer Färbung, sodann bunte Taschentücher und Regenschirme, die zugleich als Sonnenschirme dienen, anzufügen. Von den letzteren hatte ich bereits in Hamburg zum Preise von 1 Mark pro Stück erworben, für die ich namentlich weiter drinnen im Lande geradezu reißenden Absatz fand. Wie schon angedeutet, profitirte ich dort an einem Stück nicht weniger als 9 Mark, da man die traurigen Nachwerke überall gern für 10 Mark annahm.

Von anderen Waaren erwähne ich dann noch böhmische Glasperlen, mit denen sich Kinder, Weiber und häufig sogar Männer zu schmücken lieben. Doch macht die herrschende Mode von diesen zur Zeit auch nur eine kleinere, dunkelrothe Sorte absetzfähig. Recht gut gehen ferner Mundharmonikas, Tischmesser und Taschmesser, Angelhaken, wenigstens im Bereich der Flüsse, kleine, runde Wandspiegel und noch viele andere Galanterie- und Kurzwaaren. Selbst Nähadeln sind recht begehrt, da die Negerweiber geschickte und fleißige Näherinnen sind, wie man denn in den Küstengegenden selbst der Nähmaschine schon begegnet.

Sehr hohen Werth haben endlich Waffen aller Art, Säbel, Degen und ganz besonders Schießgewehre. Es ist eben auch eine der vielverbreiteten, irrigen Ansichten, wenn man den Neger für besonders feig hält. Er ist allerdings als Naturkind sehr schreckhaft, aber in vielen Fällen legt er diese Eigenschaft durch Gewöhnung bald ab. So wird er auch mit der Schußwaffe meist sehr rasch vertraut, und ich habe nicht wenige kennen gelernt, die, weit davon entfernt, das Gewehr beim Abfeuern seitwärts von sich zu halten, recht fest zielten und gut trafen. Und doch bedienen sie sich fast ausnahmslos der miserablen Steinschloßflinten, wo ihnen nicht Engländer in ihrer bekannten selbstüchtigen Rücksichtslosigkeit bereits Hinterlader in die Hände gespielt haben. Auf alle Fälle wissen sie diese letzteren voll zu würdigen und einmal bot mir ein König für ein einziges meiner Mausergewehre 2 Ochsen an, die einen Werth von mindestens 450 Mark darstellten. Man

sieht, Gewehrfabriken könnten hier ein glänzendes Geschäft machen, wenn nicht, und das mit vollstem Rechte, die deutsche Colonialregierung den Verkauf von Hinterladern an Schwarze streng verboten hätte. Ja man müßte vielleicht noch weiter gehen und in Uebereinstimmung mit der Baseler Mission an der Goldküste, die neben Schnaps auch kein Pulver verkauft, auch die Abgabe von letzterem verbieten, wenngleich die weißen Händler behaupten, das in den Factoreien geführte Fabrikat dieses Artikels sei so schlecht, daß man es als ungefährlich bezeichnen könne. So gar harmlos ist indeß die Waare doch nicht, und es könnte leicht einmal eine Zeit kommen, wo den Weißen aus diesem freilich sehr lebhaften Handel noch schlimmere Verwicklungen erwachsen, als sie die bekannten Kameruner Vorgänge darstellten.

Natürlich wählten wir der Schwierigkeit des Transportes wegen weder Pulver noch Gewehre für unsere Zwecke, ebensowenig wie Rum, der freilich, nachdem die Weißen dem Neger einmal den Geschmack für Spirituosen beigebracht haben, gleichfalls überaus gewinnreich zu verwerthen ist. Aber auch manche andere Artikel hätten wir besser bei Seite gelassen, so z. B. Ohrringe, da die Negerinnen im Hinterlande komischer Weise nur Schnupftabaksdosen in den Ohren tragen. Dafür wären eine Menge Sachen recht angebracht gewesen, die in den Factoreien noch nicht geführt werden. Es wird eben daselbst, wie ja das auch, da die Herren an die Scholle gebunden sind, kaum anders sein kann, gewissermaßen nach einer Schablone gearbeitet, das heißt ein stehendes Repertoire von Waaren so zu sagen beibehalten. Soll dasselbe eine sachentsprechende Erweiterung erfahren, so muß man die Bedürfnisse der Neger an Ort und Stelle studiren, also im Lande drinnen weilen. Es legt sich demnach auch von diesem Gesichtspunkte aus ein Vorschieben der Factoreien ins Innere, beziehentlich ein Anlegen von festen Stationen daselbst nahe, soll anders der Besitz der Colonie unserer Industrie wirklich den vielseitigen Consum bescheeeren, den wir uns davon versprochen haben. Auf alle Fälle wird man schon nach unserer kleinen Darlegung erkennen, daß man mit etwas Glasperlen und Flittertand bei den

„Wilden“ dort doch nicht so bequem Furore macht und Berge Goldes verdient, als etwa Kinderbücher uns glauben machen wollen. Es erfordert auch dieser Zweig des Welthandels Arbeit und Anstrengung.

Die uns durch die letzten Zurüstungen zu unserer Expedition erwachsenden, allerdings nicht so geringen Arbeiten verhinderten uns natürlich nicht, uns auch die „Stadt“ oder richtiger die Städte Kamerun anzusehen. Denn da droben auf dem früher beschriebenen Plateau liegen mehrere Negerortschaften, doch sind sie so eng aneinander gerückt, daß es gar nicht zu merken ist, wo die eine anhebt und die andere aufhört. Ein steiler Pfad hinter der Factorie führt hinauf, und bald steht man auf der breiten Hauptstraße. Wie in den meisten Negerdörfern, die ich sah, sind hier die Häuser ganz eng aneinander gestoßen, so daß, da dieselben auch meist von gleicher Höhe und gleicher Form sind, jede Häuserzeile gleichsam nur ein einziges, endlos langes Gebäude zu sein scheint. Hier und da macht sich aber gerade in Kamerun schon eine auffallende Abweichung von diesem Typus der schwarzen Ansiedelungen geltend.

Es giebt da Häuser, die sich vornehm von den anderen abgefordert haben. Sie besitzen richtige Wände von Holz oder gar aus Backsteinen, sowie Thüren und Fenster. Fragt man aber, wer die Eigenthümer sind, so heißt es immer: „Christen, Leute von der Mission“. Wie unschön erscheinen daneben die anderen Wohngebäude. Das sind nichts als dunkle Schuppen, nur mit einer Thüröffnung versehen und ohne Umstände gleich auf den nackten Lehm Boden aufgesetzt, wenn auch in ihren einzelnen Bestandtheilen mit einer gewissen Kunst verfertigt.

Eine ähnliche scharfe Scheidung wie unter den Bauwerken macht sich auch bezüglich der Menschen selbst geltend. Man sieht nicht wenige, die im anständigsten Anzuge einhergehen und namentlich Weiber, deren einfache, aber saubere Kattunkleider bis zum Halse hinanreichen. Fragt man aber, wer sind diese Leute, so lautet die Antwort wiederum: „Christen, Leute von der Mission“. Das ist gewiß bemerkenswerth. Und wenn nun auch wirklich das

Christenthum dieser Menschen eine innere, sittliche Wirkung noch nicht gehabt hat, so meine ich, muß doch schon diese äußere Wandlung als ein erfreulicher Anfang begrüßt und als Sporn für weitere Arbeit genommen werden.

Uebrigens muß zur Ehre auch der noch nicht Befebrten gesagt werden, daß sie in ihrer Kleidung decenter erscheinen, als so viele andere Stämme, und als man wohl bei uns glaubt. Die wilden, fast völlig nackten Kameruner, von denen man bei uns fabelt, existiren in Wirklichkeit nicht. Die Lendenschürzen, die daneben auch noch aus besseren, schönfarbigen Stoffen zu bestehen pflegen, reichen hier in der Regel von der Höhe der Achselhöhlen bis zu den Knien hinunter.

Auch das, was man noch in manchen Reiseberichten liest, daß der Stamm der Duallas, der hier an der Küste sitzt, besonders häßliche, blöde Gesichter zeigen soll, trifft keineswegs zu. Man sieht vielmehr bei diesen Menschen meist recht angenehme Züge, denen oft nur die weiße Hautfarbe fehlt, um von denen unserer Rasse gar nicht unterschieden zu sein. Ich habe unter dem weiblichen Geschlechte nicht selten auch wirkliche Schönheiten gefunden.

Weniger Günstiges läßt sich allerdings von dem Charakter sagen. Die Einwohner von Kamerun leiden namentlich an einem schweren Fehler, aus dem auch die mancherlei Unannehmlichkeiten, die unsere junge deutsche Colonialpolitik dort gefunden hat, abgeleitet werden müssen, das ist ein ganz außerordentlicher Dünkel. Daher kommt der geringe Respect vor dem Weißen, der zähe Widerstand gegen die von diesem gebrachte Cultur, daher auch ihre Arbeitscheu nicht nur, sondern auch ihre Verachtung der Arbeiter. Ich habe wiederholt Redensarten wie die aus ihrem Munde anhören müssen: „Was denken Sie nur, wir sind keine Krubohs, wir sind Gentlemen“. Für mich und die mir übertragene Expedition war diese Art oder vielmehr Unart des Dualla-Charakters insofern noch besonders fatal, als ich dem gegenüber nicht daran denken konnte, hier schon die benöthigten Träger anzuwerben. Hätten sich solche wirklich gefunden, so würden sie ungeheure Forderungen ge-

stellt und dann doch wenig geleistet, sicher aber sich immer widerpenstlig gezeigt haben.

Um indeß nicht von vornherein total an einem Erfolg der Culturarbeit auch unter dieser freilich schwer zu behandelnden Sippe zu verzweifeln, muß man erwägen, daß jener Fehler nicht in ihrem Naturell begründet ist, sondern sich, wie dies ja immer unter ähnlichen Verhältnissen zu gehen pflegt, durch den leichten und fast mühelosen Gewinn, den ihnen der Zwischenhandel gewährt, und der sich vielfach auf 200—300 Procent beläuft, herausgebildet hat. Es ist daher zu hoffen, daß, wenn durch eine directe Handelsverbindung zwischen den productiven Hinterländern und dem Europäer jene reichen Goldquellen für die Duallas unterbunden und diese Letzteren so zur Arbeit genöthigt sein werden, auch eine gesündere und der Civilisation zugänglichere Anschauung unter ihnen sich Bahn brechen wird. Man sieht, auch schon von diesem Gesichtspunkte aus, legt sich für uns eine Occupation des Inneren der Colonie nahe.

Man darf sich indeß zufolge unserer obigen Darlegung nicht die Kameruner als gänzlich müßig denken. Im Gegentheil läßt ein Gang durch die Straßen eine gewisse Geschäftigkeit wahrnehmen. Man sieht da Männer Fischerneze flechten, Frauen aus Streifen von den Blättern der Banane, die höchst kunstvoll und mit vieler Accurateffe um die Blattrippen dieses Baumes gewunden werden, lange, den Versatzstücken unserer Bühnen ähnliche, feste und doch ganz leichte Tafeln herstellen, aus denen man dann die Wände der Häuser bildet, indem man sie als Füllung für das aus Latten von gespaltenem Bambus hergestellte Gerippe der Gebäude benützt. Andere Angehörige des schönen Geschlechts drehen mit der Hand nicht weniger geschickt große, runde Gefäße aus feuchtem, grauem Thon, in die sie auch noch allerhand Verzierungen eingraben, um sie dann an der Sonne zu härten und in der Wirthschaft zu benutzen.

Von einem doch noch nicht ganz verlorenen Zuge zur Thätigkeit zeugen endlich auch die prächtigen ausgedehnten Wälder von Bananen überall hinter und neben den Städten und die gut

gehaltenen Pflanzungen von Kolokasien, die im Schatten jener Bäume gedeihen.

In einem Falle konnte ich selbst davon Zeuge werden, daß man sich die Mühe der Kindererziehung nicht verdrießen läßt. Ein Vater spielte mit einer Anzahl prächtiger kleiner Buben, indem er sie kleine, spitze Muscheln auf einer Holzscheibe gegen einander drehen lehrte. Es fehlte nur noch das ominöse: „Messieurs, faites votre jeu“ — und die Roulette wäre fertig gewesen.

Es wird wohl Niemand nach Kamerun kommen, der nicht den Wunsch hegte, doch auch die Stätte zu besuchen, wo unsere junge Marine zum ersten Mal für die coloniale Sache fechten mußte. So machten denn auch wir uns dahin auf, um so mehr, als wir damit zugleich den Weg zum Sitz der Colonialbehörden einschlugen, denen wir uns vorzustellen die Absicht hatten.

Wir bestiegen deshalb wieder unser Boot, denn zu Land kann man wegen einiger tiefer Creeks, die in den Höhenzug einschneiden, nicht gut nach dessen westlichem Theile, der historischen Soßplatte, die unser Ziel war, gelangen. So fuhren wir denn stromabwärts, an dem idyllischen Landhäuschen, das der unglückliche Pantänus bewohnte, ehe ihn, der krank und schwach war, aufgeregte Negerhaaren fortschleppten und abschlachteten, vorbei bis zu einer Stelle, wo eine erst neuerdings angelegte Knüppeltreppe an dem jäh abfallenden Gehänge mitten durch eine paradiesische Vegetation aufwärts führt. Hier ist der Punkt, wo unsere todesmuthigen Seeleute landeten und zum Sturm gegen die auf der Höhe belegene Soßstadt vorgingen.

Freilich von dieser letzteren ist jetzt auch nicht die geringste Spur mehr zu sehen. Die deutsche Hand, gründlich wie ihre Art ist, hat auch hier dementsprechend aufgeräumt zur ernstesten Warnung für die Schwarzen, daß man uns, so friedlich wie wir sonst sind, nicht ungestraft herausfordern darf. Heutzutage findet man oben auf dem geräumigen Plateau, in dessen Nähe westlich der ganze Hügelzug sein Ende erreicht, indem er zu dem breiten, sogenannten Doctor-Creek abbricht, nur noch eine weite, mit einzelnen Palmen gezierte Grassfläche. Das ist die sogenannte Soßplatte. Einzig

und allein ein kleines Häuschen ist übergeblieben, dessen Holzwände noch die Kugelspuren zeigen. Hier, in engen aber recht freundlichen Räumen haben die drei Herren der Colonialregierung, Gouverneur Baron von Soden, Kanzler von Puttkamer und Secretär Dr. Krabbes ihr vorläufiges Heim, bis der projectirte Gouvernementspalast fertig gestellt sein wird.

Derselbe wird übrigens auch dort oben seinen Platz finden, da auf dieser Höhe, so gering sie auch sein mag, doch eine ganz andere Luft weht, als drunten am übelriechenden Strome und in den Schmutzpfützen des Ufers, in deren Mitte buchstäblich die Factoreien stehen. Würden diese letzteren ebenfalls, wenigstens so weit die eigentlichen Wohnungen der Beamten in Frage kommen, dahinauf sich ziehen, so dürfte das Sterben unter diesen wohl bald nicht mehr so häufig sein als jetzt.

Leider trafen wir da droben von den gedachten Herren nur die beiden zuletzt genannten an. Der Gouverneur weilte, da er damals gerade häufig vom Fieber geplagt wurde, in dem doch immer noch gesünderen Kaiser-Wilhelmsbad. Somit hatte ich denn Gelegenheit, auch dieses noch näher kennen zu lernen.

Einer der kleinen Dampfer, die, wenn auch in ganz unregelmäßigen Fahrten, die benachbarten Handelsplätze zu besuchen pflegen, nahm mich dahin mit. Wieder umrauschte uns, wie wir da ankamen, der mächtige Strom in der monotonen Umrahmung der Mangrovewälder, bis über der weiten Wasserwüste die weißen Häuschen des jungen Curortes auftauchten. Eine kleine Bucht an der Innenseite der Landzunge ergiebt einen recht guten Hafen, und so setzten wir denn bald unsern Fuß auf den Boden des kleinen Eldorado.

Zwei Männer haben um die Gründung desselben das größte Verdienst, Freiherr von Soden, der den Platz so zu sagen entdeckte, und Herr Ingenieur Schrahn, der ihn bebautete. In der That hat die Localität viel für sich. Mit ziemlicher Regelmäßigkeit erscheint hier ein kühler, erfrischender Seewind. Aber auch wenn derselbe einmal ausbleibt, und die Hitze dann auf dem sandigen Terrain eine allerdings sehr bedeutende ist, muß die

Luft, da man ja so zu sagen im Schooße fast unübersehbarer Wasserflächen sitzt, doch eine ungleich reinere und gesündere sein als droben in Kamerun. Natürlich darf man nicht erwarten, daß hier alle Uebel der Tropen fern bleiben. Ebenso wie das nun einmal unvermeidliche Fieber, behauptet auch die infame Insectenwelt der Tropen ihre Rechte. Vor Allem quälen die Mosquitos und noch mehr die sogenannten Sandfliegen den Menschen. Diese letzteren pflegen in allen Niederungen der tropischen Westküste zu hausen. Der Neuling allerdings neigt dazu, sie zuerst nur für winzige Staubtheilchen zu halten, die in der Luft wirbeln, bis er plötzlich scharfe Nadelstiche in seinem Gesichte verspürt. Das sind die Wirkungen dieser Thierchen, die trotz ihrer fast mikroskopischen Kleinheit doch im Stande sind, den Menschen, den Herrn der Schöpfung, in wahre Verzweiflung zu bringen. Da erkennt man in der That, mit welchem Rechte orientalische Völker die Fliegen von dem Teufel geschaffen sein ließen.

Abgesehen davon macht aber die junge Ansiedlung einen wahrhaft anheimelnden Eindruck. Auf grasiger Fläche, gegen die die schaumbedeckten Wogen des weiten Oceans in nie gestörter Regelmäßigkeit unter dumpfem Losen heranrollen, tummeln sich hier, ganz wie in der fernen Heimath auf einem großen Gutshofe, muntere Ziegen und blökende Schafe, auf deren Rücken häufig weißgefiederte, langbeinige Fischreihher stehen, um sich und den Thieren zu Nutz die zahlreichen Insecten zu vertilgen, die sich dort einquartiert haben. Auch an grunzenden Schweinen und gackern-den Hühnern ist kein Mangel. Und wunderbar, alle diese Haus-thiere, denen sonst das Tropenklima so wenig zusagt, sie gedeihen hier. Deßhalb hatte auch das Kanonboot Habicht daselbst einige bei ihm an Bord heruntergekommene Schafe so zu sagen in Pension gegeben, die allmählich hier Fett ansetzten.

Das „Herrenhaus“, das inmitten dieses ländlichen Treibens thront, ist allerdings nur ein kleiner, aus Holz aufgeführter Bau, der aber in seinem Innern doch recht wohnlich erscheint. Herr Schrahn hat dieses Häuschen für sich bestimmt, er will aber nicht nur für den Gouverneur noch eine Villa errichten, sondern denkt

auch an den Bau eines größeren Hôtels, das hier allerdings recht am Platze sein dürfte. Es würde Zuzug nicht nur durch die Reisenden, die von Europa hierher kommen, sondern namentlich auch von Seite der in Kamerun droben angesiedelten Weißen finden, die immer von Zeit zu Zeit eines Luftwechsels bedürfen, um nicht zu Grunde zu gehen. Für einen strebsamen jungen Mann, der über etwas Capital verfügt und mit dem Hôtelwesen nicht ganz unvertraut ist, würde sich darum in Kaiser-Wilhelmsbad gute Gelegenheit bieten, sein Brod und noch mehr zu verdienen.

Thatsache ist es, daß der gastfreundliche Ingenieur schon jetzt das ganze Jahr über sein Häuschen voll Gäste hat und viele abgewiesen werden müssen, die gleichfalls Seeluft schnappen möchten.

Auch ich traf daselbst eine ansehnliche Gesellschaft, unter der sich namentlich mehrere Officiere von dem vorübergehend hier ankernden „Cyklop“ befanden. Da gab es denn nun beim Mittagsmahle, das u. A. auch ein nordisch-heimathliches Gericht, Salzfleisch und Erbsen, lieferte, allerhand anregende Gespräche. Der Gouverneur ließ seinen köstlichen schwäbischen Humor spielen, während dagegen der Ingenieur mit tiefster Entrüstung aus seinem Leben im Dienste Stanley's berichtete. Es war ihm dort die Aufgabe zugewiesen gewesen, den von dem berühmten Amerikaner beschafften Dampfer über die Katarakten nach Stanley Pool zu befördern. Dabei war ihm überall reichlicher Proviant verheißen worden. Statt dessen aber hatte man dann aus Mangel an Allem Monate lang kümmerlich von Wurzeln leben müssen, so daß unser wackerer Landsmann sammt seinen Begleitern dem schwersten Siechthum verfiel und nur wie durch ein Wunder dem Tode entrann. Wir hatten denn einen neuen Beitrag zur Charakterisirung Stanley's und seines Treibens, und ich kann es mir gerade jetzt, wo der Streit für und wider diesen so brennend geworden ist, nicht versagen zu betonen, daß auch alle anderen Angestellten des großen Entdeckers, die ich auf dieser Reise zufällig kennen lernte, ohne Ausnahme in der ungünstigsten Weise über Senen urtheilten. Und da gilt denn doch der alte Grundsatz: „Nemo omnes fallit, omnes neminem.“ So viele belastende Stimmen geben sicher zu denken.

Nach aufgehobener Mahlzeit begaben wir uns hinter das Haus. Hier schließt sich der die Landzunge bedeckende Urwald an, der reich ist an den seltensten Gewächsen, namentlich auch an Gift- und Gewürzpflanzen, darunter auch Ingwer, sowie den verschiedensten Farnkräutern. Mit unsäglicher Mühe haben die genannten Schöpfer des kleinen Curorts diese üppige Wildniß durch Anlage von breiten Promenadenwegen, Ruheplätzen mit Bänken, Aussichtspunkten mit vollem Meeresblick u. s. w. bis weit hinein in einen Park verwandelt. Selbst ein kleiner Gemüsegarten wurde dem Forste abgerungen, wo nun im Schatten von Palmen und Bananen, von des Gouverneurs eigener Hand gesäet, unsere schlichten Küchengewächse, Radieschen, Mohrrüben u. a. gedeihen.

Auch sonst fehlt es in dem kleinen Paradiese von Suellaba an Zerstreuungen nicht. Man kann das ganze Jahr hindurch in dem nahen Ocean Seebäder nehmen, die betreffs der Stärke des Wellenschlags nichts zu wünschen übrig lassen. Man kann in der stillen Hafensbucht gondeln oder dem Jagdvergnügen sich hingeben, letzteres natürlich ohne Jagdpacht zu zahlen oder eine Karte lösen zu müssen. Das flüssige Element wie das Festland bieten Gelegenheit dazu. Der Kamerunfluß, wenn er auch nicht, wie überschwängliche Reiseberichte behauptet haben, an Thieren wimmelt, wenn man namentlich bei einer flüchtigen Fahrt auf ihm gar nichts von diesen, besonders weder Krokodile noch Flußpferde zu sehen bekommt, ist doch reich an Fischen aller Art und birgt auch eine große, mit einem weichen, fast transparenten Schild versehene Schildkröte, die man dort Lederschildkröte (wohl *Trionchysis* Gray) nennt. Aus dem Meere aber steigen in nächtlicher Stunde riesige Seeschildkröten auf den Strand, um ihre Eier zu verscharren.

Zur selben Zeit wird es dann auch im Walde lebendig. Pinselohrschweine durchwühlen den Boden nach Früchten und Wurzeln, und der Elefant gräbt sich mit dem ihm eigenen Instincte Wasser aus dem weichen Erdreich. Beide Thiere wagen sich häufig selbst bis ans Haus hinan und rumoren daselbst, daß man aus dem Schlaf erwacht.

Sich für meine Person konnte freilich der Jagdpassion nicht

nachgeben. Ich saß die meisten Stunden des Tages auf der Veranda, wo bei Seewind nicht mehr als 25° C. selbst in der Mittagszeit zu sein pflegen, und berieth mit dem Gouverneur meinen Reiseplan. Herr von Soden neigte sich zu der Ansicht, daß ich am besten thun werde, wenn ich von Old Kalabar aus den Oberlauf des gleichnamigen Flusses zu erreichen suchen würde, um von drinnen heraus durch das Hinterland von Kamerun zu kommen. Allein abgesehen davon, daß meine Instruction klar und deutlich sagte, daß ich von einem Punkte der Küste innerhalb des deutschen Schutzgebietes auszugehen habe, und daß es sich bei meiner Reise ja darum handelte, zu versuchen, ob man von außen nach innen gelangen könne, während die Tour in umgekehrter Richtung Flegel's Aufgabe war, so konnte ja auch bei einem Vorgehen von jener englischen Besizung aus leicht eine Collision mit den englischen Händlern sich ergeben, die ich streng zu vermeiden angewiesen war und die übrigens mir auch für ein Weiterkommen unschwer die größten Hindernisse hätte bereiten können. Auch ahnte ich damals schon, was mir später zur Gewißheit wurde, daß von Kalabar nach der Küste von Kamerun zu dieselbe Handelsperre besteht wie in umgekehrter Richtung.

So blieb ich denn bei der Mungo-Linie, für die ich mich schon zu Hause entschieden hatte, da sie die eigentliche Herzader des ganzen Gebietes bildet, stehen, wenn auch der Herr Gouverneur, der jenen Fluß bis zu dem sogenannten Fall herauf kennen gelernt hatte und damit von allen Weißen bisher am weitesten ins Innere gelangt war, mir versicherte, daß es da oben nur unbewohnte Urwildniß gäbe, und ein Buschmensch, den zu fangen ihm geglückt sei, sich ganz ungeberdig benommen und ohne den ihm offerirten Trank anzunehmen, wieder entwischt sei. Daß ich späterhin diese irrige Ansicht, die sich bei einem Reisenden, der lediglich das wohl wegen seines ungesunden Charakters allerdings fast ganz unbewohnte Flußthal gesehen hat, nur zu leicht bilden kann, widerlegen und bezüglich des Hinterlandes von Kamerun das gerade Gegentheil nachweisen konnte, möchte ich als Hauptverdienst meiner kleinen Reise ansehen.

In Suellaba hatte ich auch die Ehre, von dem Commandanten des „Cyclop“ zu einem Souper an Bord zusammen mit dem Gouverneur eingeladen zu werden. Leider wurde der Letztere wieder unerwartet von einem heftigen Fieber überfallen. So mußte ich denn allein gehen. In stolzer Freude betrat ich das saubere Deck des Schlachtschiffes. Da die blitzenden Geschützrohre und dort die treuen Gesichter unserer „Jungens“, ja, lieb Vaterland, kannst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht auch auf weitem Ocean, an ferner fremder Küste, wo es gilt, die deutsche Fahne zu schirmen und die deutsche Wohlfahrt zu fördern.

Die Stunden, die ich drunten in der eleganten Kajüte nur allein mit dem Herrn Commandeur verlebte, waren sehr genüßreiche, nicht nur im materiellen Sinn. Der treffliche Officier hatte die ganze Erde gesehen, und wußte in schlichter und doch fesselnder Darstellung die buntesten Bilder zu entwerfen. Und dabei schaute das milde Antlitz unseres Heldenkaisers von der Wand, als wolle es uns zurufen: „Alles fürs Vaterland, auf dem Throne wie in der Hütte, daheim wie in der Ferne!“ Auch ich ging ja einen dunkeln und ungewissen Gang in diesem erhebenden Dienste.

Spät kehrte ich ans Land zurück, aber gleichwohl sollte ich noch nicht das Lager aufsuchen dürfen. Unter der Veranda saßen bei hellem Lampenschimmer noch die Gäste des Hauses, darunter auch mein wackerer Arzt, bei vergnügtem Kartenspiel und funkeln dem Rheinwein. Ich mußte mich zu ihnen gesellen und so genoßen wir noch lange der lauen Nachtluft, während uns zu Füßen der mondbeglänzte Ocean rauschte und hinter uns der dunkle Urwald flüsterte, bis ein Windstoß unerwartet dahersauste und unser Licht ausblies. Ein Tornado war, ohne daß wir etwas gemerkt hatten, aufgezogen. Wir behielten kaum Zeit, uns in das Zimmer zu flüchten, dann prasselte unter gellendem Donner ein sündfluthartiger Tropenregen nieder, der stundenlang anhielt.

Am nächsten Tag erschien, von Herrn von Puttkamer freundlich entsandt, die Dampfbarkasse des Gouvernements mit Herrn Dr. Krabbes an Bord, um mich abzuholen. Allein die Gastfreundlichkeit von Suellaba hielt uns allzupest. Es begann schon

fast zu dunkeln, als wir endlich davonfuhren. Eine Nachtfahrt auf dem Riesenstrom des Kamerun hat aber unter allen Umständen ihr sehr Bedenkliches, selbst wenn der Steuermann mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist, was bei unserem Fahrzeuge nicht der Fall war. Heimtückische Sandbänke und Untiefen durchziehen die breiten Gewässer und verlegen die Fahrbahn bald auf die, bald auf jene Seite. Der Schiffersmann muß auf die spärlich gelegten Bojen und auf gewisse Merkmale am fernen Ufer achten, will er nicht Gefahr laufen, auf Grund zu rennen, was bei der reißenden Art des Stromes wenigstens für kleine Fahrzeuge recht verderblich werden könnte.

Nun war aber auf uns bald schon die stockfinstere Nacht herabgefallen, denn der Mond ging erst später auf. Die Ufer waren unsichtbar geworden, nach allen Seiten nur die ungeheure, dunkle Wasserwüste, die mit ihren zahlreichen Strudeln uns umrauschte, als wolle sie uns in ihre schaurige Tiefe hinunterziehen. Das im Verhältniß zu seiner geringen Breite viel zu hohe Schiffslein wankte häufig in besorgnißerregender Weise herüber und hinüber. In solcher Noth erschien uns endlich die Rettung von ganz unerwarteter Seite. Wir gewahrten plötzlich, wie vor uns, wenn auch noch fern, eine ganze Kette von flimmernden Lichtlein sich quer über den ganzen Strom zog, so daß es schien, als ob eine lange Brücke mit Gaslaternen über denselben führe. In Wirklichkeit aber waren es zahlreiche Boote von Negern, die in solcher Weise sehr oft in der Nacht dem Fischerhandwerk obzuliegen pflegen. Wir waren glücklich. Hatten wir doch nun eine feste Marke für die einzuhaltende Richtung, und nicht lange mehr währte es, so lag unsere alte Hülk vor uns, die mit den vielen erleuchteten Fenstern des Decksalons auf ihrem hohen Hintertheil wie ein schwimmendes Schloß anzusehen war.

Wir hätten nun nach dem Innern aufbrechen können, zumal auch, Dank dem verständnißvollen Entgegenkommen der Herren Kaufleute in der Wörmann'schen Factorie, bereits alle unsere Waaren mittelst Packleinwand oder, wo das nicht anging, unter Benutzung von Blechkoffern, wie sie da draußen sehr üblich und

auch recht nöthig sind, sämmtlich in Trägerlasten zu je fünfzig Pfund verpackt, zur Hand waren. Allein schon jetzt traten uns recht erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Die Wörmann'sche „Dualla“, der einzige der vorhandenen Dampfer, welcher nach seiner Bauart befähigt gewesen wäre, den Mungo aufwärts zu fahren, wurde gerade einer längeren Reparatur unterworfen. Er hatte eben bei einer solchen Tour sich mehrere bedeutende Schäden zugezogen. Uebrigens war jetzt, wo bereits die Trockenheit sich eingestellt hatte, wahrscheinlich der Wasserspiegel jenes Flusses schon so gefallen, daß überhaupt an die Passage mit einem Dampfschiffe nicht mehr gedacht werden konnte. Dieselbe aber mit Booten zu bewerkstelligen hätte eine Zeit von einer bis zwei Wochen erfordert, und das war mehr als wir Gesundheits halber riskiren durften. So viele Tage im offenen, engen Fahrzeuge unter senkrechter Sonne im eingeschlossenen Flußthale sich zu bewegen, mußte ja schon ohne alle Frage sich dem Fieber zu sehr exponiren heißen.

So beschloßen wir denn, den Landweg nach dem oberen Mungo zu versuchen, da wir einmal, wie bereits erwähnt, in der Richtung dieses Flusses ins Hinterland einzudringen Willens waren. Dafür gab es aber zwei Möglichkeiten. Wir konnten die Wasserscheide des Abo überschreiten, über die eine in der That viel benutzte Handelsstraße führt. Hierzu rieth Herr von Puttkamer, der sich sogar erbot, uns auf jenem von ihm schon oft befahrenen Flusse so weit zu bringen, als derselbe schiffbar ist. Man weiß indessen, daß bei Gelegenheit der Kamerunkämpfe auch blutige Verwickelungen zwischen unseren Leuten und den Abo-Völkern sich einstellten, auf die im Bereiche der Letzteren völlige Beruhigung noch nicht gefolgt zu sein schien. Herr von Puttkamer rieth darum schließlich selbst von diesem Plane ab.

So blieb denn nur noch der Weg, der von Victoria aus nordwärts ins Land hineinführt. Der bekannte Reise-Correspondent der „Kölner Zeitung“, Böller, hatte von demselben als einer Handelsstraße schon in seinen Berichten gesprochen, ohne ihn jedoch selbst begangen zu haben, da er ja im Allgemeinen bei seiner Bereifung von Kamerun sich nur wenig von der Küste entfernte.

Außer dem Vortheil, eine noch nie von einem Weißen in ihrer ganzen Länge durchmessene Route kennen zu lernen, die, was ich später aufs Bestimmteste erkennen konnte, der betretenste und zukunftsreichste aller ins Innere führenden Wege im Gebiete der ganzen Colonie genannt werden muß, bot sich mir dabei zugleich noch die Möglichkeit, die leidige Trägerfrage, die Cruz aller Afrikareisenden, die sich, wie wir bereits andeuteten, für Kamerun noch zu einer besonderen Schwierigkeit zuspitzt, zu erledigen. Einstimmig versicherten mir die deutschen Herren, daß ich in Victoria Leute genug finden werde.

Aber, eine weitere Schwierigkeit — wie dahin gelangen? Victoria ist freilich nur etwa acht Meilen in Luftlinie von Kamerun entfernt, und der Weg dorthin nicht schwierig. Man fährt entweder über das offene Meer, wozu ein guter Dampfer etwa fünf Stunden benöthigt, oder man benützt die vom Kamerunfluß abzweigenden und bis nahe ans Ziel führenden Creeks. Dieselben sind indeß mehrfach so eng und seicht, daß die meisten Fahrzeuge den ersterwähnten Weg vorziehen, der allerdings einen ziemlichen Umweg darstellt.

Leider aber besteht nun eine regelmäßige Verbindung zwischen den beiden wichtigen Orten, von denen man den einen den Brennpunkt der Wasserwege, den anderen den Brennpunkt der Landwege der Colonie nennen könnte, überhaupt nicht. Man kann nur mit Gelegenheit die Reise machen, eine solche aber bot sich gerade für eine übersehbare Zeit nicht. Und ein Boot zu benützen ging um deßwillen nicht an, weil wir circa eine Tonne (zwanzig Centner) Gepäck hatten, das, selbst wenn wir es in einem kleinen Fahrzeug hätten unterbringen können, dann doch insofern wieder gefährdet gewesen wäre, als auf der letzten Strecke des Weges, wo man auf alle Fälle die offene See passiren muß, nur zu leicht Wasser über Bord schlägt. Und eine Durchnässung konnte unser kleiner Bazar nicht vertragen. Auch drohen bei einer Bootfahrt durch die Creeks, denn nur diese kann ein so kleines Schiff benützen, noch andere Gefahren. An den Ufern haufen feindselige und räuberische Schwarze, wie denn auch in der Zeit meines Aufent-

haltes im Lande ein die Post von Kamerun nach Bimbia führender Kahn beschossen und ausgeplündert wurde, wobei u. A. auch sämtliche für meine schwedischen Freunde in Mapanja bestimmten und von diesen mit Sehnsucht erwarteten Brieffschaften verloren gingen.

Zum Glück für mich fand sich schließlich doch noch ein Ausweg. Der zu einer englischen Hulk gehörige Küstendampfer „Redland“ sollte gerade in der Zeit nach Bimbia gehen. Für eine relativ immerhin geringe Summe ließ sich der sehr zuvorkommende englische Agent bestimmen, die Fahrt bis Victoria auszudehnen und uns sammt unserem Gepäckberg dahin zu befördern.

So war denn schließlich nach allem Hängen und Bängen, Laufen und Kaufen der letzte Abend herangekommen. Er wurde uns durch die große Güte des Kanzlers von Puttkamer noch zu einem recht festlichen. Derselbe hatte unter Entbietung der sämtlichen am Orte anwesenden Deutschen, die sich auch in freundlichster Weise dazu hatten bereit finden lassen, eine Abschiedsfeier an Bord unserer Hulk veranstaltet. Bald war an langer Tafel ein ganz solenner Commers in Gang, dem der Kanzler auf allgemeine Aeclamation hin präsidirte. Bei recht trinkbarem Hamburger Elbschloßbier erklangen unter Harmonium-Begleitung die alten und doch unvergänglichen Zaubers vollen Studentenlieder, und zündende Reden feierten Alles, was einem deutschen Herzen heilig und theuer ist, vom Herrscher auf dem Thron bis zum Herzliebchen im trauten Kämmerlein. Auch an freundlichen Wünschen für unsere Reise hinein ins dunkle, unbekante Land fehlte es nicht, bis wir endlich spät in der Nacht mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehen“ auseinander gingen.

Leider sollte dies letzte Wort nicht bezüglich all der lieben Gesichter in Erfüllung gehen, so kurze Zeit auch die Trennung währte. Es gilt ja eben auf dem Boden des dunklen Erdtheils noch in ganz anderer Weise als sonst wo:

„Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben.“





IV.

Ins Innere.

Von Kamerun bis auf die Flanken des Pils.

Es war ein heller Morgen, als wir, der Kalender zeigte den 20. November, zum Deck unseres Engländers, der nicht einmal eine Strickleiter besaß, emporturnten. Mehrere der rasch erworbenen Freunde kamen noch herbeigerudert, uns die Hand zu drücken, und als wir dann den von Frühnebeln rauchenden Strom hinabdampften, wehten uns auch zahlreiche deutsche Flaggen von den Hulks herab und vom Lande her einen Abschiedsgruß zu. Das machte Muth zum schweren Werke. Das Vaterland selbst schien uns mit den im Winde wallenden Fahnen seinen Segen mit auf den Weg zu geben.

Nach wenig Stunden schon nahm uns das offene Meer auf. Jedoch nicht lange sollte es bei dem Blick über die eintönige Wasserfläche bewendet bleiben. Links taucht wie ein Kopf aus Gazewolken die dunkle Kuppel von Fernando Po aus den Nebeln auf, rechts aber werden die zwar niedrigen, indeß vielgestaltigen, vom üppigsten Grün übergossenen Bergreihen von Bimbia sichtbar, hinter welchen, wie ein Vater hinter einer halbwüchsigcn Knabenschaar, der immer höher emporewachsene Kamerunpik in noch halb verschwommenen Umrissen aufragt. Wer hätte da in

dem Bette bleiben können, das der Capitän in für einen Engländer gewiß seltenen Sorglichkeit für uns in der Kajüte hatte herrichten lassen. Auch das starke Rollen, dem der kleine Küstenfahrer auf der leicht gewellten See verfiel, vermochte uns nicht in den landschaftlichen Genüssen zu stören, die sich uns in dem Maße, als wir uns dem Lande näherten, stets reichlicher erschlossen.

Schon erblicken wir die weißblinkenden Häuschen von Bimbia. Dann gleiten wir an steilen Lehnen hin, die von einer überquellenden Pflanzenfülle wie die phantastisch gemalten Coulissen in einem Feenmärchen eingenommen erschienen, ohne daß der aus schlanken Palmenwedeln und seltenen Riesenblättern gewebte Mantel zu verhindern vermag, daß drunten am brandenden Wasser die nackten, schwarzen Basaltknochen der Erhebung herausgucken, uns zu beweisen, daß auch die Hügel von Bimbia vor Zeiten von denselben Mächten geschaffen wurden, denen der Kamerunpik seinen himmelragenden Aufbau verdankt. Beiläufig ist dieses kleine Paradies auch eins der affenreichsten Gebiete weit und breit, und endlich mischt sich mit dem Dufte seiner zahlreichen Blüthen selbst der Dunst von Petroleum, das dem Boden des kleinen Wunderlandes entquillt, wenigstens wenn die Angaben von dort ortskundigen Deutschen nicht trügen.

Auch in einen tiefen, flußartig ins steile Terrain einschneidenden Meeresarm, die „Kriegsschiffbucht“, schaut man wie in einen in das lichte Zauberreich des Urwaldes hineingetriebenen Schacht. Alles dies, so berauschend es schon zu wirken vermag, wird aber weit in den Schatten gestellt von der Herrlichkeit dessen, was sich uns zeigt, wenn wir das weit vorspringende Cap Ambas umsegelt haben.

Die gleichnamige Bai liegt dann vor uns. Eine kleinere und eine größere Insel, die letztere mit einem Häuschen des Reisenden Rogozinski, das indeß von den zahlreichen Gläubigern des immer geldbedürftigen Polen längst in Beschlag genommen ist, auf pflanzenüberwucherter Höhe, dann eine ganze Anzahl von dunklen Klippen, vom riesigen, noch von Fischern bewohnten und

mit Bäumen bestandenen Block bis zum beinahe dem Auge verschwindenden Riff herab, scheinen fast eine Sperrkette über die weite Bucht zu ziehen. Auf der schön geschwungenen Küste tauchen aus einem Meer von Grün die malerisch zerstreuten Häuschen von Victoria auf. Unmittelbar hinter dieser Strandidylle aber, so dicht, wie oft im Leben der tiefste Ernst hinter hellem Lachen, pflanzt sich der breite, langgezogene Wall des Kamerun-Gebirges auf, angethan mit dem makellosesten Grün tropischen Wachstums wie mit einer Sammettapete bis hinauf in jene schwindelnden Höhen, wo endlich alles Leben erstirbt und über äquatorialer Ueberfülle die todte Starrheit arktischer Zonen mit grauen, nackten Gipfeln sich ihr Reich aufgebaut hat.

Lange hielten wir den Kopf da hinauf gerichtet, bis uns fast das Genick steif wurde. Ich hatte vordem schon viel Schönes auf der Erde gesehen, die Einfahrt in das tannendunkle Christiania und in das orangeduftende Neapel, in die Bai von Algier und in das goldene Horn, aber was war das Alles gewesen gegen dieses majestätische Schauspiel, das die zwei erhabensten Sinnbilder der Unendlichkeit, das Meer und die Welt der Berge, beide durch so gewaltige Repräsentanten vertreten, im engen Rahmen eines einzigen Bildes vor das geblendete Auge des winzigen Menschenkindes rückte! Hier erst aber, hier auch ganz und voll, ist das im Eingange unseres Buches erwähnte kühne Wort Reichenows am Platze: Der Erdball hat nichts Gleiches aufzuweisen. Und der Reisende etwa, der nach Afrika nur ginge, um das Schönste unserer jungen Besizung zu sehen, dürfte nicht mit dem so wenig bietenden Kamerun und seinen tristen Mangrove-Einöden sich begnügen, sondern müßte nach diesem Stück Erde kommen, dessen stolzer Name wahrlich berechtigt genug ist: Victoria. —

Mühsamer noch, als wir den „Redland“ in Kamerun erstiegen hatten, klangen wir, nachdem derselbe in der Wunderbucht Anker geworfen, zum Wasserspiegel nieder. Denn da das Meer noch immer etwas unruhig war, wurde das ausgesetzte Boot nicht wenig auf- und niedergeschleudert. Dabei passirte mir das Malheur, daß ich mit der rechten Hand zwischen den Rand des letzteren und

die Schiffswand gerieth, wobei mir ein großes Stück Haut abgequetscht wurde. Ob das ein böses Omen war?

Ich gestehe, in der Aufregung des großen Momentes dachte ich daran sowie an den allerdings nicht geringen Schmerz nur wenig, sondern feuerte die rudernden Kruboy's an, daß wir wahrhaft über die wogenden Wasser flogen. Nach einiger Zeit merkten wir wohl, daß uns weißer Schaum und besonders gährende Fluthen umgaben, doch ließen wir uns auch dadurch nicht im Mindesten geniren, bis wir endlich den Fuß auf das gelobte Land setzen konnten. Bald darauf standen wir auch in der nahen Wörmannschen Factorie, einem nur bescheidenen Häuschen, in dem aber die Gastlichkeit, die wir allenthalben an der Westküste gefunden, gleichfalls nicht fehlte.

Der Agent, Herr Berghaus, ein noch junger Mann, auf dessen bleichem Gesichte indeß wieder einmal die Wirkungen des böseartigen Klimas deutlich zu sehen waren, schien allerdings zunächst nicht wenig erstaunt, daß wir schon den ziemlich weiten Wasserweg vom Dampfer aus zurückgelegt hatten, und fragte uns, wer uns denn dabei als Führer gedient. Als wir erwiderten, Kruboy's vom Schiffe, die noch niemals hier gewesen, hätten uns gerudert, schlug der liebenswürdige Mann die Hände in hellem Schrecken über dem Kopfe zusammen, indem er rief: „O, es giebt ja nur eine einzige schmale Passage durch die Klippenkette, die unterseeisch das Wasser durchsetzt, und die kennen lediglich die Leute im Orte. Rechts und links davon droht der sichere Tod. Wie konnten Sie denn da unverfehrt durchkommen?“ So hatten wir uns denn, ohne es zu ahnen, am Rande des Verderbens hinbewegt und wir erschrafen noch nachträglich darüber, wie der „Reiter über den Bodensee“ in dem bekannten Gedichte, glücklicherweise ohne wie er von diesem Schrecken getödtet zu werden.

Unser Wirth wußte übrigens trotz der schlechten Verbindung zwischen Kamerun und Victoria bereits von unserem Reiseproject und sagte uns, daß selbst oben am Kamerunberge bei den Schweden unsere bevorstehende Ankunft bekannt geworden sei. Das hätte auffallen können, wenn wir nicht schon vorher gewußt hätten, daß

in Afrika wie in jedem uncultivirteren Gebiete die Fama, die mündliche Ueberlieferung, die Stelle unserer Zeitungen vertritt und jede Neuigkeit, von Ort zu Ort weitergegeben, sich rasch wie die Ringe, die ein ins Wasser geworfener Stein erzeugt, bis in die abgelegensten Gegenden fortpflanzt. Im Dualla-Gebiete ist das überdies infolge der bekannten Trommelsprache, deren Töne wir seiner Zeit auf unserer Hult von früh bis Abend vernehmen mußten, noch besonders erleichtert. Wir wollen hierbei aber gleich betonen, daß eine so rasche Fortpflanzung von Nachrichten da, wo, wie z. B. bezüglich unseres Reiseziels, im Interesse der Sache Verschwiegenheit herrschen muß, auch recht störend werden kann. Gewiß hatten wir nur jener das Mißgeschick, daß uns später von aufgebotenen Söldnerschaaren der Weg verlegt wurde, zu verdanken, wie wir denn — um dies im Voraus zu bemerken — ohne allen Zweifel nicht einmal so weit ins Innere gelangt wären, wie es uns wirklich zu kommen glückte, wenn wir nicht durch forcirte Märsche von sieben und mehr Stunden, wie sie in der Tropenwelt wohl noch selten gemacht worden sind, so zu sagen selbst dem eilenden Gerüchte noch voraus geeilt wären.

In Victoria ist, von der unvergleichlichen Lage abgesehen, nicht viel des Interessanten zu finden. Immerhin bietet dem Colonialpolitiker schon der Lagerraum der kleinen Factori Bemerkenswerthes. Elfenbein und Del, sonst die beiden Pole, um die sich der Handel an der Westküste nahezu ausschließlich bewegt, treten hier fast ganz zurück, und an ihrer Stelle erscheinen zwei andere kaum weniger wichtige Landesproducte, Gummi und Cacao, auf der Bühne, der erstere in länglichen, etwa faustgroßen, grauweißen, feuchten Stücken, der letztere in gelben Kernen, die den Mandeln ähnlich sehen.

Auch ein Spaziergang durch den Ort lohnt sich. Rechts und links in einem Naturpark, wie ihn die fruchtbarste Phantasie nicht reicher erfinden könnte, die schmucken Häuschen, aus denen die neugierigen Schwarzgesichter herauseilen, uns mit einem freundlichen „good evening“ zu begrüßen, das aus Kindermund doppelt anheimelnd erklingt. Auf einem Hügel am Strande steht die zwar

des Thurmes entbehrende, im Uebrigen aber auffallend stattliche Kirche der Baptistenmission. Dicht daneben, mit vollem Meeresblick, seitwärts von einem tiefen Thälchen begrenzt, durch welches die klaren, kalten Fluthen des droben in den lustigen Höhen des Hochgebirges geborenen Victoria=Rivers dem nahen Ocean zu-eilen, das Missionshaus selbst, ein wahrhaft „herrschaftliches“ Gebäude, um eine Berliner Bezeichnung zu gebrauchen, mit großen blinkenden Fenstern und weiten, eleganten Gemächern, die schönste aller Wohnungen, die ich in Westafrika sah.

Wir traten ein, um dem Missionar Herrn Hays einen Besuch abzustatten. Der sehr jugendliche Priester rief auch seine ihm vor Kurzem erst durch einen schwarzen Missionar angetraute Gattin herbei, die schon sieben Jahre als Missionslehrerin im Orte gewirkt hatte. Die für eine Engländerin auffallend lebhafteste Dame wußte denn auch manches Interessante über die eigenartigen Verhältnisse Victorias zu erzählen, und wir verließen recht befriedigt das prächtige Daheim, ohne zu ahnen, daß die junge Frau, die im vollsten Sinne des Wortes in guter Hoffnung in die Zukunft blickte, nach wenigen Tagen schon auf dem Todtenbette und einige Stunden später, wie es die klimatischen Verhältnisse der Tropen bedingen, im Grabe liegen sollte. Die Geburt eines Knäbleins hatte ihr das Leben gekostet. Von den nach Afrika kommenden Weißen scheinen eben die Frauen noch weniger Widerstandsfähigkeit zu besitzen als die Männer, namentlich unter Umständen, wie die vorliegenden. Auch die Gattin des Baptistenmissionars in Kamerun hatte kurz zuvor für diese Behauptung einen traurigen Beleg geliefert. Sie war sogar noch während der sogenannten Flitterwochen dahingerafft worden.

Als wir von der lustigen Höhe des Missionshauses wieder hinabstiegen, erklang gerade das Abendglöcklein, in so fernem, wildem Lande doppelt ergreifend, und aus den versteckten Palmenwaldthälern des Kamerungebirges schallte als Antwort ein leises, summendes Echo, wie ein Unterpfand dafür, daß, wenn auch spät, doch auch in diese entlegene und schwer zugängliche Wildniß die christliche Cultur eindringen wird.

Wir verbrachten den Abend auf der Veranda unseres freundlichen Quartiers. Das Meer rauschte zu unseren Füßen, auf dem Rasen glühten die Leuchtkäfer, und zur Seite stand der dunkle Urwald. Frösche und Grillen, diese beiden Hauptmusikanten des tropischen Afrikas, die auch schon am Tage, wengleich versthöhlener Weise, ihr schrilles Lied erschallen lassen, erwachten zu tausendstimmigem Gesang, der schließlich wie ein einziger, endloser Ton vor dem betäubten Ohre des Fremdlings schwirrt, nur selten einmal überboten von dem Krächzen eines Raubvogels oder dem Gekreisch eines aus dem Schlafe geschreckten Affen.

Wunderbar, wie sich das menschliche Ohr auch an dieses mißtönende Concert gewöhnt, daß man, kommt man wieder in nördlichere Breiten, fast vor der Stille erschrickt, die dort in der Natur herrscht, dem Müller gleich, der aus dem Schlafe fährt, wenn seine klappernden Räder stehen bleiben.

Uns war an diesem Abend recht wohlilig zu Muth. Eine kühle, mit feinen Blumendüften erfüllte Luft fächelte uns die Stirn, und wir hielten mit der Ansicht, daß es hier doch recht gesund und angenehm zu leben sein müsse, nicht zurück. Aber unser trefflicher Gastgeber gestand weder das Eine noch das Andere zu. Das Klima anlangend, so bemerkte er, daß die Fieber an diesem Punkte, jedenfalls infolge der Ausdünstungen eines dicht hinter dem Orte sich hinziehenden stagnirenden Creeks, häufiger und heftiger seien, als selbst in Kamerun. Weiter klagte er über die zahlreichen und bössartigen Mosquitos, die ein Schlafen ohne Mosquitoneß, einen das ganze Bett umspannenden Gazeschleier, der schon am Nachmittage geschlossen sein muß, fast unthunlich erscheinen ließen, und endlich und vor Allem über die Menschen, unter denen er, von dem Baptistenmissionar abgesehen, als einziger Weißer wohnen muß.

Die Bevölkerung von Victoria setzte sich denn allerdings auch aus den zweifelhaftesten Bestandtheilen zusammen. Sie hat sich theils von Fernando Po her, wo die schwarze Rasse unter dem schlaffen spanischen Regime auch nicht besser geworden, theils sogar aus den fluctuirenden Massen des unteren Congo recrutirt.

Schwarz, Kamerun.

So konnte es geschehen, daß vor Kurzem einer dieser unruhigen Menschen, mit dem Herr Berghaus geschäftliche Differenzen hatte, den Letzteren mittelst zweier großer Messer, die er nach ihm warf, umzubringen drohte. Er hätte das auch ausgeführt, wenn ihn nicht der gerade hinzugekommene wackere Knutson mit seiner nervigen Schwedenfaust überwältigt und entwaffnet hätte.

Seit die deutsche Herrschaft sich in Kamerun festgesetzt hat, ist nun allerdings, wie der Agent uns nicht verhehlte, eine Wendung zum Besseren eingetreten. Die Victorianer sehen der Ausdehnung derselben auch auf ihr Terrain bereits mit Resignation, theilweise sogar mit einer freudigen Erwartung entgegen. Auf alle Fälle aber haben sie durch die siegreichen Kämpfe in der Nachbarstadt drüben einen ganz heidenmäßigen Respect vor uns bekommen. Ganz besonders fürchten sie die deutschen Kanonen mit einer fast an Aberglauben grenzenden Scheu. Hierfür nur einen Beweis.

Als die üblen Gefellen vor einiger Zeit eine unter deutschen Schutz gestellte, eine Stunde westlich von ihnen an der Küste belegene Stadt beschossen hatten, und der „Cyklop“ auf der Rhede von Victoria erschien, da bemächtigte sich Aller ein panischer Schrecken. Mit zitternden Händen vergruben sie ihr Bestes, wie weiland die Römer, als es hieß: „Hannibal ante portas“, und bezahlten dann schleunigst die ihnen auferlegte Buße von 50 Pfd. Sterl., namentlich nachdem der Commandant eines gleichfalls anwesenden englischen Kriegsschiffes, an den sie sich flehentlich wandten, erklärt hatte, daß er sie nicht zu schützen vermöge.

Die Victorianer haben aber nicht nur vor der deutschen Kriegskunst, sondern auch vor der deutschen Betriebsamkeit Respect. Sie ahnen, daß, wenn diese erst einmal in ihr fruchtbares Gebiet einzieht, das letztere dann nicht mehr lange so brach liegen bleibt, wie es jetzt der Fall ist. Daher sucht Jeder noch in der letzten Stunde so viel Land als möglich an sich zu reißen und in Plantagen zu verwandeln, nebenbei ein Beweis, daß der Neger unter Umständen auch freiwillig zur Plantagenarbeit zu bringen ist. Der Grund und Boden aber ist hierorts infolge davon im Preise sehr gestiegen.

So mag es sich wohl auch mit erklären, daß die Baptistenmission — die englische Regierung hat sich bekanntlich bereit gezeigt, Victoria, ihren letzten Besitz im Kamerungebiet, ebenfalls an Deutschland zu cediren, wenn dieses zuvor die Ansprüche jener religiösen Genossenschaft befriedigt — für ihr Eigenthum in der Stadt von Deutschland 7000 Pfd. Sterl. fordern konnte.

Damit würden allerdings nicht weniger als drei Häuser, darunter das beschriebene schöne Wohnhaus, das, nebenbei bemerkt, auch einen trefflichen Consulatsitz abgeben könnte, sowie eine große, mit 9000 noch jungen, also jedes Jahr einen höheren Ertrag liefernden Kakaobäumen bepflanzte Plantage erworben werden, für eine deutsche Missionsgesellschaft gewiß eine lockende Aussicht. Kame eine solche damit doch zugleich so zu sagen in ein warmes Nest, das sie anderwärts erst mühsam sich herrichten muß.

Oder will man sagen: „Laßt doch die Baptisten einfach auch unter deutscher Herrschaft weiter am Platze bleiben, da ja doch die Religion und darum auch die Mission univervellen, internationalen Charakter hat? Muß man darauf nicht erwidern, daß dieses internationale Werk unter den Händen seiner Vollzieher überall unwillkürlich den Stempel der betreffenden Nation annehmen wird? Wo Engländer missioniren, werden, wer wüßte das nicht, selbst unbewußt englische Sympathien gepflegt. Soll also unsere junge Colonie eine Mission haben, so müßte es eine deutsche sein, wollen wir uns nicht selbst schädigen und ewig Fremdlinge im eigenen Gebiete bleiben.

Um mit jener unserer Abendunterhaltung in der deutschen Factorie zu Ende zu kommen, will ich übrigens nur noch erwähnen, daß Herr Berghaus auch, gerade so wie wir, den Mangel einer regelmäßigen Verbindung zwischen Kamerun und Victoria schwer empfand. Er theilte unsere Ansicht, daß etwa eine Telephonverbindung und die Einrichtung einer, wenn auch nur eine Woche um die andere stattfindenden Fahrt eines kleinen Küstendampfers, dem es an Fracht wie an Passagieren nie fehlen würde, sowie späterhin wenigstens auch die Errichtung eines Berufsconsulates

oder besser noch die Verlegung eines Theiles der Colonialregierung von Kamerun nach Victoria sehr am Platze sein würde.

Ist es doch auch gar nicht zweifelhaft, daß mit der Zeit das Letztere dem Ersteren ebenbürtig, wenn nicht überlegen sein wird. Denn es ist ja jetzt schon in leitenden Kreisen zum Princip geworden, daß die Colonie Kamerun nicht bloße Handelscolonie bleiben darf, sondern Plantagencolonie werden muß, soll sie für uns einen dauernd und in größerem Maßstabe gewinnbringenden Besitz abgeben.

Ist doch auch der Handel mit Westafrika, wenigstens was das Elfenbein angeht, infolge der Ueberschwemmung des Weltmarkts mit Elfenwaaren ein schon sehr gedrückter, das Elfenbein aber dürfte mit der Zeit ganz als Importartikel von dorthier verschwinden, da ohne allen Zweifel die dasselbe liefernden Riesenthiere infolge der raschen Verbreitung der Schußwaffen und der allmählichen Besiedlung der jetzigen Urwaldwildnisse mehr und mehr auf den Aussterbeetat kommen.

Keine Naturproducte halten überhaupt nirgends aus, das thun nur die Erzeugnisse des menschlichen Fleißes, die rückwirkend auch wieder die Kraft haben, den schwarzen Lieferanten kaufkräftig zu machen gegenüber Einfuhrartikeln aus Europa. „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“, dies von Bismarck seiner Zeit so wohl angebrachte Wort gilt auch für Afrika. Nimmt der Neger durch Plantagenbau mehr ein, als bisher, so wird auch unsere Industrie da draußen einen ganz anderen Absatz finden, als zur Zeit.

Man sage nicht, der Schwarze unter seinem Himmelsstrich hat ja wenig Bedürfnisse. Diese kommen mit dem steigenden Wohlstand überall von selbst. Eine erhöhte Production ruft einen erhöhten Consum hervor. Ich habe beispielsweise selbst oft genug beobachtet, daß die primitive Lendenschurzbeleidung des Negers nur von seiner Armuth bedingt wird. Das allgemeinste Verlangen ging nach besseren Anzügen, die ich auch in reicheren Gegenden stets antraf. Die Plantagencolonie ist angethan dazu, auch die Handelscolonie wieder empor zu bringen.

In richtiger Erkenntniß dieser Sachlage hat denn auch die jüngst begründete Hamburger Handels- und Plantagengesellschaft, zu deren Mitgliedern die größten Firmen der alten Hansestadt zählen, gerade zur Zeit meiner Anwesenheit da draußen weite, viele Quadratmeilen umfassende Ländereien von den Negern erworben. Diese aber dürfen wir, wie leicht verständlich, nicht in der Umgebung von Kamerun und seinen Mangrove-Wüsten suchen, sie befinden sich ausschließlich in dem westlichen Theile der Colonie, wo Victoria liegt. Dieses letztere wird also das Centrum des Plantagenbaues werden, wie Kamerun das Centrum des Handels ist. Welch einen Vorsprung aber muß darum nach den obigen Ausführungen Victoria vor Kamerun gewinnen!

Dies aber wird schließlich auch deßwegen nicht ausbleiben können, weil ja ohne Zweifel mehr und mehr das Innere der Colonie ebenfalls eine Rolle übernehmen wird. Den Weg dahin aber beherrscht nicht Kamerun mit seinen großen, jedoch wandelbaren und ungesunden Wasserstraßen, sondern Victoria, von dem aus die von uns weiterhin geschilderte, leicht gangbare, und hoch, also gesund gelegene Handelsroute in das reiche Hinterland, das eigentliche Productionsgebiet für die gegenwärtigen Exportartikel, ausgeht.

Möchte also Victoria, entgegen der jetzt allein nach Kamerun weisenden Centralisation, die ihm gebührende Berücksichtigung finden! Dem dürften ja auch die oben gekennzeichneten ungünstigen klimatischen Bedingungen nicht dauernd entgegenstehen. Denn wenn man vor Allem erst einmal den erwähnten sumpfsenden Creek zugeschüttet und die stets feuchte, endlose Buschwelt der Umgebung lichten, trockenen Fruchtfeldern Platz gemacht haben wird, dann dürfte bei dem prachtvoll frischen und klaren Trinkwasser, das Victoria im Gegensatz zu Kamerun besitzt, wo man nur das in der Tropenwelt stets verunreinigte Regenwasser kennt, und der reinen Luft von dem nahen Hochgebirge Victoria bald auch aus dem „Fieberloche“ eine wirklich gesunde Stadt werden. —

Am andern Morgen weckte uns das Missionsglöcklein, das wieder seinen ehernen Mund aufthat. Wir traten vors Haus.

Welch eine Pracht! Die aufgehende Sonne funkelte in den Thautropfen der Gräser, zahlreiche Vögel mit farbenprangendem Gefieder sangen ihre Morgenlieder in den Wedeln der hohen Palmen, leicht geschürzte Negerinnen eilten, den Wasserkrug auf dem zierlich frisirten Wollhaupte balancirend, mit freundlichem Gruße vorüber, und blökende Kinder wateten in die spritzende Meeresfluth. In das liebliche Idyll aber schauten die starren Riesenhäupter des Hochgebirges, die höchsten Palmen zu winzigen Zwergen herabdrückend, jetzt in ungetrüübter Klarheit herein.

☞ Doch wir hatten mehr zu thun, als in stummer Verzüückung müßig zu stehen. Bereits kommen die Träger, die unser dienstwilliger Wirth für uns anzuwerben schon gestern sich angeschickt hatte. Aber o weh, welch ein unbrauchbares Material! Statt 30 oder 40 sind es ihrer kaum 10, darunter einige von wenig vertrauenerweckendem Aeußern. Und gleichwohl welche horrenden Forderungen! Bei völlig freier Station pro Mann täglich 4, für den Hetman, der am Tage vorher noch die Stuben in der Factorci geweißt und dabei durch die zahlreichen Ritzen der Wand hindurch auch meinen in einem Nebengemache schlummernden Gefährten mitangepinselt hatte, sogar 6 Mark. Daneben thaten es die Kerle auch nicht einmal anders, die Lasten mußten alle genau gewogen werden, ob auch nicht da oder dort ein Pfund über das gewöhnliche Gewicht von 25 Kilogramm sei.

Und als sie nun hörten, die Reise solle nach Bakundu ba Kambele gehen, denn mein viel weiter gestecktes Ziel, den oberen Kalabar, durfte ich mir gar nicht getrauen laut werden zu lassen, da entstand ein lautes Murren und Sammern. Das sei ja viel zu weit und gefährlich. Auch müßten sie zum Weihnachtsfest, das in Victoria von der ganzen Einwohnerschaft unter gegenseitiger Besenkung gefeiert zu werden pflegt, zurück sein u. s. w. Nur einige Wenige erklärten endlich, bis dahin sich mit mir wagen zu wollen. Daran konnte mir aber bei meinem vielen Gepäcke nur wenig gelegen sein. Darum gab mir denn Herr Berghaus schließlich den Rath, zunächst mit den vorhandenen Trägern nur bis nach Mapanja zu den Schweden hinaufzusteigen, mit deren Hilfe

ich unter den dortigen Bakwiris Leute genug für meinen Zweck finden würde.

Dieser Ausweg leuchtete mir auch ein und bereits am selben Vormittage brach ich mit meinem Begleiter nach dem von droben winkenden Kamerunberge auf. Die Neger liefen, nach ihrer Art die Lasten auf dem Kopfe tragend, im Geschwindschritt voraus und waren bald aus unserem Gesichtskreise. Zum Glück konnten wir nicht fehl gehen, da nur der eine Weg vorhanden war.

Derselbe stellte, wie all die zahllosen Handelsstraßen, die den gewaltigen afrikanischen Continent, wie man jetzt weiß, fast in allen, auch seinen innersten Theilen durchkreuzen und den weißen Reisenden an bestimmte Bahnen binden, von denen er namentlich da, wo die Vegetation so entwickelt ist, wie im Kamerungebiete, gar nicht willkürlich abzugehen vermag, nur einen schmalen Fußpfad dar, der den Gänsemarsch als einzig möglichen Modus der Fortbewegung erscheinen ließ.

Dabei führte dieser vielfach geschlängelte Weg häufig auch über feuchten Lehm oder grobe Kollsteine von harter Lava und erschien an den meisten Stellen von der wuchernden Pflanzenwelt rechts und links so überdeckt und verhangen, daß man ihn mehr mit dem Fuße als mit dem Auge suchen mußte. Wehe, wenn dann eine Schlange auf ihm sich gelagert hat. Ihr Giftzahn sitzt im Fleische des unglücklichen Wanderers, noch ehe er den tödtlichen Feind selbst bemerkt. Zum Glück aber konnten wir auch hier wieder die so vielfach noch unbekannt und sicher auffällige Thatsache constatiren, daß die Thierwelt Afrikas eine recht arme ist. Außer einer Blindschleiche und einer Eidechse haben wir auf dem ganzen Wege bis Mapanja hinauf, der etwa fünf Stunden lang ist, keinen ihrer Vertreter entdecken können.

Um so imposanter entfaltete sich das Pflanzenreich. Unter den verschiedenartigsten tropischen Baumriesen, deren gewaltige Stämme von Schmarozern, saftigen Farnkräutern und buschigen Orchideen wie mit einem struppigen Mantel umgeben wurden, webten Winden mit violetten Blüthen, die ich, beiläufig bemerkt, bis ins ferne Hinterland hinein antraf, in engster Verschlingung

mit zahllosen wildwachsenden Buschbohnen einen dichten Teppich. Der kleine Victoria-Fluß, der uns zur Linken begleitete, rieselte dem Auge ganz verborgen unter einem wahren Dache von breiten und langen Blättern dahin, jenseit desselben aber kletterten hellgrüne Bananen und dunkelgefiederte Palmen, malerisch unter einander gemengt, bis zur Schneide eines stolzen Kammes empor. Es war ein wonniges Wandern in diesem Zaubergarten aus „Tausend und Eine Nacht“, zumal der Weg fast in der Ebene lief und sich des reichsten Schattens erfreute.

Nach $\frac{3}{4}$ Stunde kamen wir an eine Furt des erwähnten Flusses. Hier sahen wir zu unserem Erstaunen unsere wohlbekanntenen Koffer und Kisten am Ufer aufgestapelt, während im Wasser drinnen eine Anzahl dunkelfarbiger Gestalten mit nicht wenig Lärm und Geplätscher sich tummelte. Es waren unsere Träger, die wir bereits in Mapanja droben wähten. Wie alle ihre Stammesgenossen hatten sie sich das lockende Bad trotzdem, daß sie von Schweiß triefen, nicht entgehen lassen können.

Zwei der Kräftigsten trugen uns nach dem jenseitigen Gestade, und nun begann gar bald der eigentliche Anstieg, der uns um so saurer wurde, als ich für meine Person doch noch vom Fieber geschwächt war, mein Begleiter aber die erste Fußwanderung in der heißeren Zone unternahm. Ueberhaupt strengen ja Märsche in den Tropen, zumal wenn sie ein Aufwärtsklimmen bedingen, mindestens doppelt so sehr an, wie bei uns, wenigstens so lange man so zu sagen sich nicht erst ordentlich ausgeschwitzt hat, was immer einige Zeit währt. Späterhin wird die Sache allerdings immer leichter, und ich habe 7- und 8stündige Tagesmärsche gemacht, ohne am Abend sonderlich erschöpft zu sein, eine Thatsache, die die allgemein verbreitete Ansicht, daß der Weiße in den Tropen ohne Gefahr keiner größeren und anhaltenderen körperlichen Anstrengung sich aussetzen dürfe, denn doch etwas modificiren möchte.

Es ging hier allerdings empörend steil aufwärts. Der Fuß glitt auf dem lockeren Geröll des Bodens nicht selten aus und die Hand mußte die Zweige der Sträucher erfassen, sollte der Marsch

nicht gar rückwärts gehen. Wie triefte uns da der Schweiß aus allen Poren, zumal jetzt auch die Sonne vielfach auf unsern Pfad fiel. Das Blut pochte uns in den Adern, wir konnten nicht weiter. Ohne der Gefahren der uns stundenweit umringenden Wildniß zu achten, — die Noth kennt ja keine Bedenken — legten wir uns der Länge nach auf dem Wege nieder, zogen den Korkhelm über das Gesicht und waren nach wenig Augenblicken in den festesten Schlaf verfallen. Denn das ist gewiß, wie es nirgends eine größere Erschöpfung der Kräfte giebt, als in den Tropen, so auch nirgends eine süßere Ruhe als hier.

Wir hatten lange gelegen, als mich ein Geräusch aufschreckte. Ein schwarzer Mann, mit einer Lanze in der Hand, schritt mit einem scheuen Gruß über uns hinweg. Er mochte wohl selbst nicht wenig erschrocken sein, als er so unerwartet zwei weiße Männer mitten auf dem Wege liegen sah. Wir sprangen auf und wanderten neugestärkt weiter, indeß bereits nach einer halben Stunde war unsere Kraft abermals dahin, und so ruhten wir in ganz ähnlicher Weise noch mehrmals, einmal, als es noch dazu anfing, etwas zu regnen, betteten wir uns sogar ohne Umstände in einen dichten Busch hinein.

Leider gesellte sich zur Ermattung bald noch ein anderer übler Gast, der Durst, und o weh, unsere bald wieder weit vorausgeeilten Träger hatten auch unsere Wasserflaschen bei sich. Doch der Himmel sandte uns unerwartete Hilfe. Eine junge Negerin stieg des Wegs herab, die in einer Art Tragkorb die schönsten Apfelsinen trug. Wir hielten sie an, und sie ließ es gern geschehen, daß wir uns einige ihrer saftigen Früchte nahmen, aber das Dreipencestück, das wir ihr dafür einhändigten, drehte sie lange mit verlegener Miene in den Händen hin und her, ehe sie damit abging.

Sie wußte ohne Zweifel nicht, was mit dem Gelde machen. Wir aber ahnten nicht, daß wir hier das von Boller so überschwenglich gefeierte „schöne Mädchen von Bonjongo“ vor uns hatten. Erst als sie nach einigen Tagen in Mapanja vorsprach, um sich bei den Schweden unter Vorzeigung jenes Geldstückes

etwas Rum zu erbitten, wurde sie uns unter diesem Titel vorgestellt. Wir erkannten sie sofort wieder, konnten aber in jenes Lob nur bedingt einstimmen. Das muntere Geschöpf hatte ja freilich ein Gesicht vom schönsten Oval, und, wie im Grunde alle Schwarzen, herrliche Augen, deren weiße Hornhaut nur etwas zu sehr mit der dunklen Körperfarbe contrastirte, sowie eine geschmeidige, elegante Figur, aber die breite Nase der Rasse fehlte ihr doch nicht ganz.

Allmählich wurde übrigens unser Marsch etwas leichter. Die größere Höhe bedingte eine schon bedeutend kühlere Luft, und das Auge erquickte sich an den Meeresblicken, die sich hie und da bereits durch das Dickicht hindurch boten.

Das letztere zeigte sich aber jetzt gegen früher nicht unwesentlich verwandelt. Das Unterholz der mächtigen, indeß immer einzelner stehenden Baumriesen bildeten in dieser Höhe unglaublich dichte Rohr- und Schilfmassen, unter denen auch das kostbare Zuckerrohr. Infolge dessen war der Pfad zwar frei von den überhängenden Blattmassen der Tiefe drunten, aber dafür verwehrten die hoch aufgeschossenen Stengel jegliche Aussicht nach oben. Naturcoulissen von 5–6 m Höhe engten uns von beiden Seiten ein und ließen uns wie in einem Tunnel hingehen. Nur wo das Terrain steiler abfiel, vermochte das Auge über das so gebildete Schilfmeer hinwegzugleiten.

Diese Sumpfstaffage, auf steilen Abhängen gewiß recht auffällig, ist auch wieder stereotyp für einen großen Theil des westlicheren Kameruns. Sie zeugt gewiß am besten für den außerordentlichen Feuchtigkeitsgehalt des Bodens, namentlich auch auf den Flanken des Kamerunberges, und giebt Garantien für die Ertragsfähigkeit derselben, wie sie Plantagencolonien sich nicht besser wünschen können. Trotzdem liest man noch immer von den „wasserarmen“ Kamerunländereien. Solche giebt's aber einfach nicht; selbst die an die Schilfbuschwälder des Küstengebiets weiter im Innern, wie wir sehen werden, sich anschließenden eigentlichen Urwälder sind nur in einem gewissen Grade trockene Territorien mit immerhin noch zahlreichen Wasseradern.

Auf alle Fälle aber giebt es in ganz Kamerun, von den höchsten Höhen des Kamerunberges abgesehen, keinen Quadratmeter offenes, unbewachsenes Land; überall eine dichte, hochaufschießende Pflanzenwelt. Das mag gewiß das Wandern daselbst monoton und das Orientiren fast unmöglich machen, aber eine Aussicht bietet es für das hier überall beschränkte Auge doch, die Aussicht auf eine gedeihliche Zukunft des Terrains. Denn wo die Natur eine so überschießende Urkraft offenbart, wird sie auch den Fleiß des Ansiedlers lohnen!

☞ Nachdem wir etwa drei Stunden unterwegs gewesen waren, erreichten wir eine links vom Wege belegene, aus nur drei oder vier Häusern bestehende Ansiedlung, die den Namen Bongala trägt und bereits eine Höhe von 400 m hat.

Hier brachten uns armselig aussehende Neger in schmutzigen Thongefäßen leidliches Trinkwasser entgegen, das in der Nähe quillt. Aber auch sie standen der ihnen dargereichten baaren Münze rathlos gegenüber und gaben dieselbe schließlich mit der schüchternen Bitte zurück, ihnen etwas Brod (englisches Biscuit) zu geben. Unsere Träger hatten wir hier zum Theil wieder eingeholt, und sie bewiesen sich jetzt zum ersten Male auch recht zuvorkommend. Als ich mich wieder auf den harten Boden strecken wollte, hieben sie rasch einige riesige Bananenblätter ab und bereiteten mir ein weiches Lager.

Der Weg von hier ab stieg nur anfangs noch steil an, dann ging es lange Zeit neben einer zur Linken aufsteigenden prächtigen Waldkoppe fast eben und auf promenadenartigem Pfade hin, bis wir nach einer Stunde auf das ziemlich große Dorf Bonjongo, 560 m hoch belegen, stießen. Aber ehe wir in den Bereich seiner in langer Reihe eine steile Lehne hinanklimmenden Häuser gelangten, lernten wir noch eine im ganzen Kamerungebiet häufige Art dieser Dörfer, sich gegen die Außenwelt, beziehentlich gegen wilde Thiere und räuberische Menschen abzuschließen, kennen. Ein hoher Zaun umfaßt das ganze Gebiet der Gemeinde, und nur ein an demselben angebrachter, mit tiefen Einkerbungen nach Art einer Treppe versehener Stamm vermittelt den Zugang. Wer dächte

hierbei nicht an ganz ähnliche Vorrichtungen im Bereiche der Alpen und ihrer Weideplätze!

Die Lage von Bonjongo ist wohl die großartigste von allen Dörfern im ganzen Kamerungebirge. Sie erscheint im vollsten Sinne des Wortes alpin. Dicht hinter den ärmlichen Negerhäusern, die den Sennerhütten der Schweiz nicht ganz unähnlich sind, steigt der Hauptkamm des Piks wie eine ungeheure Wand, die die Welt abschließt, fast senkrecht empor. Dreht man sich aber um, so gleitet der Blick über das grüne Meer des Urwalds hinab bis zu dem blauen Meere des flüssigen Elements, um schließlich an dem formenreichen Höhenzug von Bimbia, der jetzt bereits so tief unter uns liegt, hängen zu bleiben. Dieser eine Blick schon entschädigt für alle saure Kletterarbeit.

Wir stiegen an den Häusern, aus welchen allenthalben Männer und selbst auch Weiber herauseilten, uns mit freundlichem Handschlag zu bewillkommen, — denn hier ist man bereits an die Erscheinung eines Weißen gewöhnt — empor bis zu deren oberstem und letztem, einem auffallend großen, aber bereits etwas ruinösen Gebäude. Das ist das seiner Zeit von den Baptisten unter Thomson errichtete Missionshaus, das schon längst verlassen steht. Hier nahmen wir unser Absteigequartier, da ein Gewitter aufgezogen war.

In der That wahrte es auch keine fünf Minuten — so rasch kommen hier die Unwetter —, als auch schon ein derartiger Regen niederstürzte, daß die von den Eingeborenen vor dem Hause aufgestellte große Trinkwasserwanne in kürzester Zeit gefüllt war. Nun, uns vermochte weder dieser Guß noch die denselben begleitenden Blitze und Donnerschläge, so wahrhaft entsetzlich sie waren, zu erschüttern. Wir wollten nur Ruhe nach der Uebermüdung und belegten daher eine alte, in einer Ecke stehende hölzerne Bettstelle, das einzige Möbel des öden Gemachs, mit Beschlag. Unsere Träger aber, die uns hier schon erwartet hatten, sorgten abermals für uns. Sie brachten uns Palmwein, den sie Mimbo nennen, und dazu frisch gekochte Koka.

Der erstere ist bekanntlich der gegohrene Saft der Delpalme und erinnert in seinem Geschmack etwa an Buttermilch oder an

das einst von uns als Studenten so geliebte Lichtenhainer Bier. Er hat auch, genau wie dieses Senenser Gebräu, eine erheiternde Wirkung und gilt allgemein als sehr gesund. Die genannte Frucht aber stellt die Wurzel eines Gewächses dar, das mit seinen Blättern nach Form und Größe außerordentlich an die in unseren Zimmern gezogene Calla erinnert und in der That auch zur Gattung der Artoideen gehört. Es ist die schon bei Liberia genannte Colocasia (auch Caladium) esculenta. Die betreffenden Knollen sind größer und länglicher als unsere Kartoffel, nach Geschmack und Stärkemehlgehalt aber derselben sehr verwandt. Sie werden vor dem Kochen ziemlich stark abgeschält.

Zwei ganze Stunden währte das Unwetter. Dann mußten wir der durchnäßten Wege halber noch eine Stunde warten, ehe wir an den Aufbruch denken konnten. Denn das Ansinnen der faulen Träger, die Nacht hier zuzubringen, lehnten wir rundweg ab, da wir ja eben allen Grund hatten, eiligst vorzurücken. Die Sonne stand darum schon tief, als wir davonwanderten. Die Scenerie hatte sich total verändert. Die prachtvollen Bergriesen waren hinter trüben Nebeln verschwunden, und das Meer drunten deckten dichte, unbewegliche Wolkenschwaden.

Bald waren wir wieder in dem Wald, aber auch dieser hatte sich unter dem Unwetter nicht zu seinem Gunsten verwandelt. Der lehmige Boden war so schlüpfrig geworden, daß wir stetig ausrutschten, zumal der Weg ohne Unterbrechung anstieg. Die Zweige der Bäume aber tropften derart von Wasser, daß wir über und über naß wurden.

Da gab es denn ein recht mühseliges Wandern, das bald auch den Schwarzen zu schaffen machte. Sie ächzten nicht wenig unter ihren Lasten, und waren sie vordem im Sonnenschein immer weit vor uns voraus gewesen, so blieb jetzt einer nach dem andern hinter uns zurück. Daher rückten wir nur langsam vorwärts und rasch brach die dunkle Nacht in tropischer Nähe über uns herein. Bald über Steine stolpernd, bald in dem Gewirr der über den Weg ragenden Zweige und Wurzeln hängen bleibend, tasteten wir uns weiter, verirrtten uns selbst einmal auf einem Seitenwege und

kamen erst nach langer Zeit an eine Reihe kleiner Hütten auf einer Waldblöße, aus deren Thüröffnungen uns helle Feuer entgegenleuchteten.

Das war endlich Mapanja. Aber o weh, wir sind trotzdem noch nicht am Ziele. Das Dorf läuft mit vereinzelt Häusern hoch in die Berge und in den Buschwald hinein. Wir haben noch über eine Viertelstunde zu steigen, bis unser letztes Ziel erreicht ist.

Halbtodt treten wir schließlich durch einen Zaun in einen Hof, in dem uns ein junger Mann in der anheimelnden deutschen Muttersprache begrüßt. Es ist der vielgenannte Schwede Herr Knutson. Er führt uns in eine enge, niedrige Hütte, wo bei Lampenschimmer seine beiden Landsleute, Herr Waldau und Herr Gustavson, weilen. Wir nehmen, auch hier aufs freundlichste bewillkommnet, Platz, trotzdem daß unser Aufzug nicht der beste war. Namentlich mußte ich, der ich, um nicht das ganz durchschwitzte Nermelfutter auf dem in der kalten Höhenluft schon an sich vor Frost schauernden Leibe zu haben, unterwegs den Rock umgedreht hatte, eine komische Figur spielen.

Bald dampfte die Theekanne vor uns und bei dem warmen Trunk ward uns rasch wieder wohl. Aber für eine Unterhaltung waren wir an diesem Abend verdorben. Wir verfielen mitten in der Rede in bleiernen Schlaf, aus dem uns auch schließlich der wackere Knutson nur erweckte, um uns sammt unserem Gepäck in das neue Haus, das erst vor Kurzem erbaut, aber noch nicht bezogen worden war, zu transportiren. Hier schlugen wir unsere transportablen, höchst praktischen Reisebetten auf und waren in süßen Träumen bald der rauhen Wirklichkeit entrückt.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Schweden vermochten ihren gewohnten Geschäften nicht nachzugehen, denn die Neger feierten. Im ganzen Umkreise von Victoria, das haben die Missionare doch erreicht, wird nichts so streng befolgt als das 3. Gebot des Christenthums, ohne daß man jedoch entscheiden kann, ob wirklich der Gehorsam gegen die christlichen Lehren oder nicht vielmehr lediglich die Gewöhnung und die der schwarzen Rasse wie allen Naturvölkern anlebende Neigung zum süßen Nichtsthun dazu ge-

führt hat. Interessant bleibt indeß auf jeden Fall die Thatsache, daß von allen Vorschriften der christlichen Kirche gerade die den Sonntag betreffende, bekanntlich eine der fundamentalsten und zugleich eine von so zu sagen nationalökonomischer Bedeutung, beim Neger, gleichviel aus welchem Grunde, Boden gefunden hat.

Uns kam dies insofern zu Statten, als wir nun mit unseren gütigen Gastgebern ungestört die eingehendsten Berathungen pflegen konnten. Hierbei spielte die Gewehrfrage zunächst eine Rolle. Man hatte uns nämlich in Uebereinstimmung mit dem, was wir schon in Hamburg aus Herrn Wörmann's Munde hörten, allenthalben in Kamerun zugeredet, doch ja die Gewehre, die wir zur Ausrüstung der Träger mit aus Deutschland gebracht hatten, zurückzulassen. Man erschrecke, so meinte man, damit nur die Eingeborenen, ohne daß man Angesichts der großen Massen, über die diese verfügten, irgend eine Sicherung gewinne. So führten wir denn also bei unserer Ankunft in Mapanja einzig und allein unsere persönlichen Waffen mit uns.

Dem trat nun aber Knutson aufs Entschiedenste entgegen, indem er erklärte, daß nach seinen eigenen Erfahrungen von den verschiedensten Reisen im Bereiche des Kamerungebirges her ein Vorwärtstommen ohne Gewehre für die Träger absolut unmöglich sei. Denn einmal gingen diese Letzteren unbewaffnet nicht mit, weil sie in allen fremden Dörfern Feindseligkeiten befürchteten, sodann aber würden sich auch die Eingeborenen, zu denen man käme, fähen sie den Zug wehrlos und doch mit so vielen Waaren versehen, nur zu leicht zu einem Angriff verleiten lassen. Auf alle Fälle vermöge man ohne eine gewisse Anzahl von Schußwaffen dem Neger nicht zu imponiren, was doch zu einem raschen Vorwärtsrücken unerläßlich sei.

Mir leuchtete diese Argumentation bald ein, und ich will auch gleich hier betonen, daß ich mich späterhin völlig von ihrer Richtigkeit zu überzeugen Gelegenheit fand. Wir würden ohne Gewehre manchmal in die allerbedenklichsten Situationen gerathen, verhungert, aufgehalten, wenn nicht gar erschlagen worden sein, so z. B. bei der späterhin zu schildernden Katastrophe von Lissoka

oder dem Rencontre mit der Grenzwache von Kimendi u. a. Die ansehnliche Zahl unserer Waffen war es, d. h. also die Furcht, die uns vielfach die Proviantvorräthe der Dorfschaften öffnete, uns Nachtquartier und Wegweiser beschaffte und uns die lüsterne Habgier, die unsere Kisten und Kasten erregen mußten, vom Leibe hielt.

Will man diesen unseren Worten noch nicht glauben, so sei nur an das Beispiel mehrerer Baptisten-Missionare erinnert, die vor wenig Jahren auch „mit weisem Vorbedacht“ und „in der für Diener Gottes sich geziemenden Milde“ unbewaffnet nach dem Innern aufbrachen, aber bereits von Lissoka aus völlig ausgeplündert zur Küste zurückfliehen mußten. Ich rathe daher jeder künftigen Expedition, nur in wirklich kriegsbereiter Verfassung auszurücken. „Si vis pacem, para bellum“, das gilt hier mehr, als anderswo.

Freilich für uns war die Ausführung jenes von den Schweden uns gewordenen Winkes bei der traurigen Beschaffenheit der Verbindung zwischen Victoria und Kamerun nichts Leichtes. Daher erbot sich der mir beigeordnete Gefährte, den ich bei dieser Gelegenheit nun auch förmlich vorstellen will, Herr Gardelieutenant von Brittwitz-Gaffron II., in eigener Person die dort zurückgelassenen Mordinstrumente herbeizuholen und machte sich deshalb schon in den Morgenstunden des nämlichen Tages, von Herrn Waldau begleitet, wieder auf den Weg nach der Küste hinunter.

Vorher hatten wir auch bereits die wenigen von dort mitgebrachten Träger, die Herr Knutson ebenfalls unbrauchbar fand, nach Hause entlassen. Das war nicht so leicht gewesen. Denn jetzt behaupteten die vordem so zaghaften Menschen mit einem Male, für eine Reise bis Bakundu gedingt zu sein. Es war ihnen dabei natürlich nur um eine Abfindungssumme zu thun, und als sie diese nicht erhielten, waren sie schlecht genug, alle Schwarzen, die sie auf dem Heimwege antrafen, vor einer Unterhandlung mit uns zu warnen. Auch in den folgenden Tagen und bis zu unserer Abreise versuchten, wie ich zufällig erfuhr, die biederen Victorianer, meine Reise auf alle nur mögliche Weise

zu hintertreiben, indem sie beispielsweise aussprengten, wir wollten die Schwarzen nach Gegenden führen, wo gerade die Deutschen Krieg führten. Der „Cyklop“ hatte nämlich zur Zeit eine Vermessungszwecken geltende Reise nach der Bucht des Rio del Rey angetreten und darauf fußten mit in der That nicht ungeschickter Combination jene Verleumdungen. Ob vielleicht schon die Eifersucht der Händler, die mir nachmals solches Herzeleid verursachte, im Spiele war?

Glücklicherweise hatten übrigens diese böshaften Intriguen nur wenig Erfolg. Ich fand in der That da droben in den Vorhöfen des „Götterberges“ eine wenigstens so ziemlich ausreichende Trägerzahl und das verdanke ich wieder den biederen, um meine ganze Reise so hochverdienten Schweden, von denen leider dem Einen diese Worte nicht mehr zu Gesicht kommen können. Sie eröffneten mit der ihnen eigenen Energie bereits an jenem ersten Sonntage, den ich bei ihnen weilte, ein förmliches Werbebüro in ihrem Hause, das auch an keinem der folgenden Tage ohne Anmeldungen blieb. Indes ehe ich von diesen originellen Vorgängen erzähle, muß ich doch auch meinen, unter unserem Volke durch ihre oft bethätigten deutschen Sympathien allerdings bereits etwas bekannten Wirthen einige kurze Worte widmen.

Die „Schweden“, wie man sie allgemein kurzweg nennt, junge Leute, außen und innen echte Germanen, hochgewachsen, muskelftark, anspruchslos und unerschrocken, mit blauen Augen und treuen Herzen, kamen vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren von ihrem nordischen Gestade, um, wie ihre Vorfahren, die alten Normannen, im Süden ihr Glück zu versuchen. Es waren ihrer vier, zwei Herren und zwei Diener, aber Letztere von den Ersteren mehr wie Freunde gehalten. Sie wollten es zuerst mit der Jagd probiren und siedelten sich darum auf einer der obersten Stufen des Kamerun-Pfils, bei der nach dem bekannten Ersteiger dieses letzteren benannten Mann's Quelle, in einer Höhe von 2240 m, an. Aber die Enttäuschung, die jedem Afrikareisenden bescheert ist, blieb auch ihnen nicht erspart. Der exträumte Thierreichthum fand sich nicht, wohl aber eine ganz unerwartete Ueberfülle von klimatischen Unbilden. Halb

erfroren und verhungert zogen sie sich einige Stagen weiter herunter, eben nach Mapanja, das allerdings noch immer die höchste Ansiedlung am Berge darstellt. Hier hängten sie auch bis auf gelegentliche Vergnügungsjagdpartien das tödtliche Rohr an den Nagel und warfen sich dem Stande friedlicher Händler in die Arme. Gegen die verschiedensten, aus den deutschen Factoreien an der Küste bezogenen Waaren tauschen sie die Producte des Gebirgsnegers ein, deren hauptsächlichstes, freilich auch wieder erst durch ihr Verdienst, auf das Repertoire gekommen ist.

Dies ist der Kautschuk, bekanntlich ein sehr werthvoller Artikel des Weltmarktes, der zwar von verschiedenen Gewächsen gewonnen wird, für den selbst es jedoch ein eigentliches Surrogat nicht giebt. Die Pflanze, die den Gummi von Mapanja liefert, ist eine Liane, die eine gewaltige Höhe erreicht. Am besten eignet sie sich für den in Frage kommenden Zweck, wenn sie etwa 150 bis 200 Fuß aufgeschossen ist. Unter 60 Fuß wenigstens erzeugt sie noch keine brauchbare Waare. Das letztere soll auch der Fall sein, wenn ihr Standort ein Terrain von geringer absoluter Höhe ist. Zwischen 3—5000 Fuß zeigt sie, wie man gefunden haben will, die zufriedenstellendste Ergiebigkeit. Das nützliche Gewächs ist, so scheint es, im ganzen Kamerungebiet verbreitet. Es gedeiht vorzüglich auf den Flanken des Piks, aber ich traf es, stark wie ein Arm und hoch wie ein Thurm, auch noch in den Urwäldern von Skatta ab bis gegen das Gebiet von Bafarami hin. Es wird ohne Zweifel in der Entwicklung unserer jungen Besizung noch eine große Rolle spielen. Hier liegen noch Naturschätze unbehoben, die größer sind als die, welche all die vielen Elephanten des nämlichen Gebietes in ihren Zähnen mit sich herumschleppen, und Mancher, der bei uns trotz aller Mühe kaum das tägliche Brod gewinnt, könnte durch ihre Ausbeutung rasch zum reichen Manne werden. So dehnt sich z. B. nach Knutson's Angabe auf dem Südostabhang des Kamerungebirges noch ein kolossales Gebiet aus, das eine wahre Ueberfülle von jenen Lianen aufzuweisen hat. Freilich ist dasselbe aber auch noch ganz ohne menschliche Ansiedlungen und deßhalb seine Ausnutzung nicht wenig erschwert.

Was die von den Negern von Mapanja, denn vorläufig hat man erst hier unter Anleitung der Schweden, die die Pflanze bei ihren Jagdstreifzügen entdeckten, einen Anfang mit der Gewinnung des kostbaren Saftes derselben gemacht, dabei angewendete Methode betrifft, so macht man mittelst der sogenannten Cutleries, einer Art Faschinenmesser, die aus Europa stammen und das Universalinstrument des Schwarzen darstellen, Einschnitte in die Rinde des Baumes, und setzt dann am Fuße desselben Gefäße nieder, um die austretende Milch aufzufangen. Diese läßt man nun bei mäßigem Feuer kochen, damit der reichliche Wassergehalt verdampfe. Der Rückstand wird darauf in Stücken von der Größe etwa einer kurzen, dicken Gurke mit weißgrauer Färbung an die Factorie der Schweden abgeliefert. Dieselben zahlen beiläufig für 1 Pfund der Waare $\frac{1}{2}$ Mark (in „goods“, wie man sich auszudrücken pflegt), und begeben das Produkt weiter an die deutsche Factorie in Victoria für 1 Mark, so daß also bei diesem Geschäfte bereits ein Gewinn von nicht weniger als 100% herauspringt, abgesehen davon, daß ja die dem Neger überlieferten Tauschwaaren im Einkauf auch noch billiger zu stehen kommen, als sie jenem angerechnet werden.

Der junge Industriezweig, den und zwar gewiß ebenso zur moralischen wie materiellen Hebung der Bevölkerung eingeführt zu haben das unbestrittene Verdienst der Schweden bleiben wird, hat sich denn auch schon recht munter entwickelt. Ich war selbst Zeuge, wie Knutson an einem einzigen Tage 200 Pfund dieses Gummis ankaufte, und auf meine Anfrage theilte er mir mit, daß sie bisher im Ganzen bereits nicht weniger als 30000 Pfund des wichtigen Rohmaterials an Europa abgesetzt hätten. Sollte nicht schon diese einzige Thatsache die nur von abstracter Oppositionslust dictirte Behauptung der anticolonialen Parteien, daß Kamerun ein werthloser Besitz sei und unsere Reichsregierung mit seiner Occupation einen übereilten Schritt gethan, nutzlos Geld und Gut vergeudet habe, widerlegen?

Man kann sich denken, welchen Aufschwung die Verhältnisse der wackeren Schweden, die bei der Jagd hätten verhungern

müssen, durch die Entdeckung der werthvollen Liane gewonnen haben. Bereits vermögen sie — denn nachdem sie Pulver und Blei zur Seite geschoben, haben sie auch gelernt, die Feder in kaufmännischer Weise zu gebrauchen und Bücher zu führen — einen Jahresumsatz von ca. 20 000 Mark zu buchen. Das „Etablissement“ forderte und vertrug darum bald eine „zeitgemäße“ Erweiterung. Neben dem ursprünglichen Wohn- und Geschäftshaus, einer elenden Negerhütte, in der man sich kaum umdrehen oder aufrecht stehen konnte, wo den Fußboden eine Staublage von $\frac{1}{4}$ Elle Mächtigkeit bildete und die Betten rohe, windschiefe Pfahlgestelle darstellten, entstand ein stattliches Gebäude, das auf hohen Pfosten gestellt und mit Bretterdiele versehen wurde. Dichte, feste Baumrinden bekleiden das Sparr- und Fachwerk aus den unvermeidlichen Bambulatten und der große Raum im Inneren ist in mehrere ganz gefällige Gemächer abgetheilt. In einem derselben liegen die Waaren, und hier befindet sich in der Wand auch eine mittelst einer Klappe verschließbare Oeffnung, vor der draußen am Hause ein Auflegebrett angebracht ist, so daß die kaufenden oder verkaufenden Eingeborenen nicht mehr ins Haus zu kommen brauchen, sondern vom Hofe aus durch diese Art „Bäckerladen“ hindurch ihre Geschäfte mit den Insassen abwickeln können. Der weite hügelige Hof wurde ferner mit einem Kohrzahn eingefaßt und das darin wuchernde Unkraut sammt den zahlreichen Blöcken eines mit einer durchlöcherten, schmutziggrauen Verwitterungskruste umgebenen stahlharten Basalts beseitigt, um Platz für Anbauversuche mit Tabak und Kaffee zu schaffen. All diese Umwandlungen aber sind mit Hilfe von Negerhänden ausgeführt worden, so daß also dabei auch zugleich ein günstiges Licht auf diese fällt.

Man wird uns vielleicht den Vorwurf machen, daß wir hier etwas zu sehr aus der Schule geschwätzt und namentlich allzu indiscrete Einblicke in das unzugängliche „Allerheiligste“ jedes Kaufmanns, in seine Bücher, eröffnet haben. Indeß wir glaubten doch unseren Lesern nicht jegliche Zahlen vorenthalten zu sollen, da ja diese bekanntlich am besten beweisen und in diesem Falle

namentlich die richtige Schätzung unserer afrikanischen Acquisition in den heimischen Köpfen anbahnen dürften. Auch ist für die biederen Schweden in ihrer hochgelegenen Wildniß wohl nicht so bald eine Concurrrenz zu befürchten, und wagte sich eine solche aufzuthun, so würde sie neben jenen Nordländern einen schwierigen Stand haben. Denn dieselben sind in der ganzen Gegend so beliebt, daß mir ein Eingeborener einmal versicherte: „Wenn die Schweden gehen, weinen wir Alle“. Auf alle Fälle aber dürfte unsere kleine Darstellung doch gezeigt haben, daß man es hier mit einem Seitenstück zu mancher gerühmten überseeischen Ansiedlung zu thun hat, die sich auch aus kleinen Anfängen und so zu sagen ebenfalls aus den rauhen Jäger- und Buschmannsstiefeln heraus zu großer mercantiler Bedeutung entwickelte.

Man würde aber irren, wollte man glauben, daß mit der Hebung ihrer materiellen Verhältnisse die Schweden nun auch in ihrer Lebensweise andere geworden wären, zu einem gewissen Luxus sich aufgeschwungen hätten. Sie sind die Alten geblieben, einfach und anspruchslos, wie es echten Nordmännern geziemt. Ihre Hauptnahrung bilden die Cocawurzeln, die sie für wenig Geld von den Eingeborenen beziehen, und Thee, sowie allenfalls noch etwas deutsches Bier sind die einzigen Genüsse, die sie sich gönnen. Ihr Leben ist noch immer das rauhe Leben der alten amerikanischen Hinterwäldler. Doch mit einem gewaltigen Unterschiede. Unsere wackeren Freunde in Mapanja pflegen, trotz ihrer wahrhaft spartanischen Einfachheit, geistige Interessen.

Hier bei ihnen finden wir die verschiedensten schwedischen und deutschen Zeitschriften. Sodann aber dienen die rastlosen Jünglinge in hervorragender Weise der Wissenschaft. Sie haben in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes hunderte von Gegenständen der Zoologie, der Botanik und der Ethnographie gesammelt und den schwedischen Museen übermittelt. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr sie damit auch der deutschen Wissenschaft und Colonialpolitik genützt. Die Zeit wird kommen, wo wir auf Grund ihrer Sammlungen eine umfassende Kunde des Kamerungebirges, des in vieler Hinsicht wichtigsten Gebietes der ganzen Kameruncolonie, besitzen werden.

Ein solches Ziel haben die Schweden von Mapanja überdies auch dadurch anbahnen helfen, daß sie zahlreiche Streifzüge und Excursionen in diesem Terrain ausführten. Da vor einiger Zeit hat Knutson mit Waldau zusammen und begleitet von einem Duzend schwarzer Träger aus dem Orte eine große Rundtour um den ganzen Gebirgsstock unternommen. Hierbei haben die beiden muthigen Herren auch den Mbu=See, der auf den bisherigen Karten fälschlich „Elephantensee“ genannt wird, berührt, während der seiner Zeit vielgenannte Rogozinski, der Vater von so zahlreichen Unwahrheiten und Ungenauigkeiten, denselben thatsächlich nur vom Hörensagen kennt und ihm darum auch einen ganz falschen Platz giebt.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß schon lange vor der Hamburger Plantagengesellschaft die Schweden auch der Frage des Plantagenbaues näher traten und ein ca. fünf deutsche Quadratmeilen großes Stück Land erwarben, dessen Haupttheil sich etwa von Mapanja in südwestlicher Richtung über den sogenannten kleinen Kamerunberg hinweg bis zur Küste hinunter erstreckt. Natürlich war jedoch die kleine Schaar nicht im Stande, dieses Gebiet auch entsprechend nutzbar zu machen. Dazu gehören reiche Gelder, und es ist nur zu wünschen, daß die um unsere coloniale Sache so wohlverdienten Herren in Deutschland auch, wie sie möchten, Capitalisten finden, die der überaus aussichtsvollen Sache mit ihren Mitteln zu dienen bereit sind.

Nach allem Bisherigen sollte man wohl meinen, daß unsere nordischen Freunde da droben auf ihrem Berge inmitten einer wahrhaft paradiesischen Natur ein in der That ideales Leben führten. Dem ist aber leider nicht so. Der Tod, der im dunklen Erdtheil so reiche Ernte hält, hat auch an ihre Pforte geklopft und ihr schönes gesegnetes Wirken und einträchtiges Beisammenleben gestört. Vor einem Jahre raffte plötzlich das tückische Fieber einen von ihnen dahin; ach und die armen Menschen hatten, fern von aller Cultur, nicht einmal die Möglichkeit, den entschlafenen Bruder nach der Sitte der fernen Heimath zu bestatten. Da gab es kein Glockengeläute, kein Weihendes Priesterwort, nicht einmal

einen Sarg. In einer Hängematte, der einzigen, die sie besaßen, betteten sie den theuren Leichnam in die fremde Erde im weiten Urwald, sang- und klanglos; aber die heißen Thränen, die dabei unaufhaltsam über die sonnengebräunten Wangen der jungen Männer rollten, waren für den Todten wohl eine bessere Ehre, als alles Gepränge, und das schlichte Vaterunser, das mitten unter erstaunt lauschenden Heiden Knutson's zuckende Lippen stammelten, wohl beredter, als irgend eine glänzende Grabrede.

Die Lücke in der kleinen Schweden-Colonie wurde übrigens wenigstens numerisch bald darauf insofern reichlich ausgefüllt, als nicht weniger als fünf Landsleute auf einmal in Victoria landeten. Aber unsere braven Mapanjer sollten mit diesen Zuzüglern nur Noth haben. Waren es doch durchweg Leute im allerjünglichsten Alter, meist dem Handwerkerstande angehörig und ohne alle Erfahrung. Als Ausrüstung besaßen sie kaum mehr als einige Gewehre und eine riesige Apotheke, vermittelst der sie hofften, die Eingeborenen gegen hohe Honorare curiren zu können. Natürlich sagte man ihnen gar bald, daß hier weder die Jagd noch die ärztliche Praxis ernähre, letztere um so weniger, als die Neger wohl ganz gern von dem weißen Manne eine Medicin annehmen, dafür aber, statt etwas zu bezahlen, wohl eher noch ein „dash“ von seiner Seite fordern. Unter eigenen Opfern vermochten unsere Freunde von Mapanja den landsmännischen Ueberfall endlich in geregelte Bahnen zu lenken und den jungen Herrchen eine Wohnung in einem Küstendorfe westlich seitwärts von Victoria zuzuweisen. Dort debutirten denn die kühnen Nimrode mit allerhand Ungeschicklichkeiten und seltsamen Streichen. Einer der originellsten von diesen letzteren war dies, daß sie den König ihrer neuen Heimath, der nach der Landessitte bei ihnen erschien, um sich sein „Geschenk“ zu holen, packten und nach einer derben Tracht Prügel zur Thüre hinauswarfen. Die Folge dieser un-königlichen Behandlung des Stadtoberhauptes war, daß auf seinen Befehl die Ankömmlinge in die Acht erklärt und jedem schwarzen Dorfbewohner der Verkehr mit ihnen untersagt wurde, so daß sie in dieser Isolirung fast verhungert wären. Erst durch die Inter-

vention ihrer Protectoren von Mapanja, die den Schwarzen freilich ganz anders zu behandeln verstehen, ward die bedenkliche Differenz beigelegt, und die unterdeß recht zahm gewordenen „Elephantenjäger“ wollen sich nun auch dem Handel mit Zeug und Tabak widmen.

Ich habe diese kleine Episode hier eingeschaltet, um Leute, die nicht über etwas Capital und Erfahrung verfügen, von der Auswanderung, auch nach Kamerun, abzuschrecken. Es liegt ja wie überall bei solchen neuen Acquisitionen auch bezüglich dieses Gebietes die Gefahr nahe, daß es nur zu rasch ein Tummelplatz von allerhand Abenteurern und Europa- oder richtiger Arbeitsmüden wird. Solche finden dort ihre Rechnung ebenso wenig wie anderswo und richten durch ungehörige Behandlung leicht wohl gar noch großen Schaden an. Auch Kamerun ist bei all seinem Naturreichtum kein Eldorado für Bagabunden. Ernste, zielbewußte Arbeit, verbunden mit den nöthigen finanziellen Opfern, führt hier ebenfalls allein zum Gedeihen. Die Firma Wörmann thut daher ganz recht, wenn sie Leuten, die nicht Mittel nachweisen können, die Passage auf ihren Dampfern verweigert. Und auch die deutsche Regierung wird dafür Sorge tragen müssen, daß sich der Abhub unseres Erdtheils nicht dorthin verliere. Traurige Erfahrungen sind in dieser Hinsicht auch bereits betreffs deutscher Unterthanen gemacht worden. Vor Kurzem erst erschien beispielsweise in Kamerun ein junger Bayer, von dem die heimischen Zeitungen ausposaunt hatten, er werde, mit reichen Geldern versehen, Plantagen auf dem Kamerunberge schaffen. Der junge Mann aber lag nur längere Zeit in den Factorien auf und weigerte sich, auch nur einen Finger zu regen, bis er endlich wieder verduftete, das einzige Gescheidte, was er in Afrika gethan hat. Was soll man indeß erst sagen, wenn sich sogar zwei junge Damen in der Colonie angemeldet haben! Selbst die Idee einer Gesellschaftsreise dorthin, wie sie vor einiger Zeit in Berlin auftauchte, kann dem mit der Localität Vertrauten nur ein bedenkliches Kopfschütteln abnöthigen. Eine Reise nach Kamerun, so interessant sie für einen Interessenten sein wird, hat wenig Er-

gögllichkeiten, wohl aber furchtbaren Ernst, wie wir späterhin noch an einem eclatanten Falle wahrnehmen werden.

Die originelle Geschichte der Schweden von Mapanja wird das Verlangen in den Lesern rege machen, nun auch etwas Näheres über den Ort selbst zu hören, und ich vermag dem um so mehr zu entsprechen, als ich fast volle 14 Tage daselbst zu bleiben genöthigt war. —

Mapanja liegt 660 m über dem Meere. Ich habe allerdings, um das gleich hier zu bemerken, bei dieser sowie meinen übrigen Höhenmessungen, die ich nebenbei vermittelt eines Raudet'schen und eines Goldschmid'schen Anäroids bewerkstelligte, keine comparativen Beobachtungen vom Strande gehabt, indeß sind dieselben in diesen Breiten um deßhalb etwas entbehrlich, weil ja, wie schon früher betont, das Barometer daselbst fast immer auf gleicher Höhe steht. So zeigte es in Victoria meist 790 und in Mapanja meist 724 mm.

Natürlich kommt die angegebene beträchtliche Höhe der Lage des letztgenannten Ortes auch in einer wesentlich niedrigeren Durchschnittstemperatur zum Ausdruck. Wir hatten früh nach Sonnenaufgang immer nur zwischen 17 und 19° C. In der Nacht ging das Quecksilber oft noch weiter herunter, so daß ich mehrmals vor Frost erwachte. Aber auch in der Mittagszeit erhob sich die Säule im Glase selten über 25° C., mehrmals stand sie bei Regen sogar nur auf 22. Man kann demnach wohl behaupten, daß Mapanja bei einer Höhendifferenz von rund 600 m reichlich 6—8° C. kühler ist, als die Flachländer der Colonie.

Diese Verhältnisse werden aber nicht einzig und allein durch die höhere Lage, sondern wesentlich auch mit durch eine besondere meteorologische Beschaffenheit der dortigen Atmosphäre bedingt. Mapanja ist ein rechtes Reich der Nebel trotz den in dieser Hinsicht verrufensten Theilen Großbritanniens. Bald quellen die dunstigen Massen vom Meere herauf, bald senken sie sich vom nahen Hochkamme nieder, bald auch sieht man gar nicht, von wannen sie kommen und wohin sie fahren. Sie sind, nachdem eben noch heller Himmel niederleuchtete, plötzlich da, wie dem

Boden entstiegene Gespenster, und verdecken die weite Landschaft ringsum derartig, daß man im Aether zu schwimmen meint. So geht es fast ohne Unterbrechung von früh bis Abend Tag für Tag.

Man wird begreifen, daß sich dem Fremdling infolge dessen ein stets fesselndes Schauspiel bietet. Eben noch schwelgt er in der geradezu grandiosen Aussicht, die vom Hofe der Schweden aus sich nach Westen und Süden in wahrer Unermeßlichkeit aufthut. Da liegt fast zu seinen Füßen die schöne, blaue Bucht von Victoria, von einem Kranze dichten Grüns umrahmt. Auf ihrem Spiegel die, von solcher Höhe gesehen, winzig erscheinenden Inselchen und Riffe, dahinter der große Ocean, nur unterbrochen durch die blassen Umrisse von Fernando Po. Links von diesem Wasserblicke, ebenso unübersehbar bis zum Horizont ausgedehnt, die heißen, mattgrünen Tieflande von Kamerun mit ihren zahllosen Bufen und Flußarmen, das Ganze wie eine Relieffarte deutlich vor das Auge gerückt. Hat sich aber dann der feuchte Vorhang über dies Panorama in der Tiefe gesenkt, so treten dafür, wenn wir uns nordwärts wenden, die furchtbar steilen Spitzen und Zacken des Kamerunberges in den Gesichtskreis, um, wie die bleichen Geistergestalten auf einer Zauberbühne, ebenfalls bald wieder zu verschwinden und nur die leere Wand der Nebelmassen vor dem Auge zu belassen.

So unterhaltend aber auch solche Naturspiele sein mögen, es fehlt ihnen doch die dunkle Rehrseite nicht. Die naßkalten Dünste, verbunden mit dem durch ihr rasches Kommen und Gehen bedingten jähen Temperaturwechsel, lassen hier oben Rheumatismen und schon bei nur tagelangem Aufenthalt wenigstens eine recht unangenehme Art von linkem Seitenstechen auftreten, das mir beispielsweise mehrere Nächte sogar den Schlaf raubte. Auch die Fieber bleiben nicht drunten in der verrufenen Küstenregion zurück, sondern stellen sich vielmehr oft und in bösertiger Weise ein.

Man meint nun vielfach, das komme daher, weil man das Fiebergift aus der Niederung mit sich schleppe. Dr. Buchner z. B. glaubt, daß man, wenn man etwa mit einem Ballon durch die Luft nach Mapanja kommen könnte, fieberfrei bleiben würde. Ich

denke aber doch, das Fieber, das man dort oben bekommt, wird auch dort oben gebraut. Die unermessliche und so dichte Busch- und Schilfmasse, die das Terrain daselbst bekleidet, muß ja unter den immerhin noch heißen Strahlen der Sonne allerhand faule Ausdünstungen ergeben, deren schädliche Wirkungen stärker sind, als die günstigen der Höhenluft. Auch sind es gewiß wieder eben diese Waldwüsten, die die Meeresnebel in dem angegebenen Grade anziehen und festhalten. Wird das jetzt ewig nasse Terrain einmal freigelegt — wie dies ja durch den also auch in klimatologischer Beziehung nützlichen Plantagenbau geschehen muß —, dann würden Fieberlüfte und Nebel zugleich verringert, die Temperatur etwas erhöht und der Bergluft Gelegenheit zu voller Entfaltung ihrer gesundheitsfördernden Eigenschaften gegeben werden.

Es wäre indeß undankbar von mir, wollte ich verheimlichen, daß auch jetzt schon Mapanja viele bedeutsame sanitäre Wirkungen äußert; denn ich habe mich dort nach meiner Fieberniederlage in Kamerun rasch und vollkommen erholen können. Ich war in meinem ganzen Leben kaum je frischer, als da droben. Fehlen doch daselbst infolge der Kühle die lästigen Insecten der Flußniederungen, namentlich die schrecklichen Sandfliegen, fast ganz. Das leidige, so angreifende Schwitzen hört auf, dagegen kommen Schlaf und Appetit voll zurück. Dazu gestattet der meist verhangene Himmel fast den ganzen Tag im Freien sich zu tummeln und, wenn nöthig, daselbst sogar angestrongter thätig zu sein.

Eine schwache Seite von Mapanja wird man indeß immerdar schwer empfinden, das ist der Mangel an Trinkwasser. Dasselbe wird für schweres Geld von dem früher erwähnten Bongala heraufgetragen und soll schließlich so unrein und namentlich voll Würmer sein, daß Manche den später noch zu erwähnenden weiteren Tod eines Schweden davon herleiten wollten. Ich möchte aber doch glauben, daß bei der großen Feuchtigkeit der ganzen Hänge der Kamerungebirge ein Bohren auf Wasser mehrfach von Erfolg sein würde, so z. B. in einem wenig östlich von dem Besizthum der Schweden sich hinziehenden tiefen Naturgraben. So lange man aber in Mapanja noch kein Wasser hat, dürste auch

dem am Südfuß des sogenannten kleinen Kamerunberges in einer Höhe von 550 m belegenen, dabei nur etwa 2 $\frac{1}{2}$ Stunde von der Küste entfernten Boando, das vortreffliches Trinkwasser besitzt und ganz fieberfrei sein soll, der Vorzug für eine etwa beabsichtigte Gesundheitsstation zu geben sein, nicht zu reden von dem später zu erwähnenden Bea, der Krone aller Ansiedlungen im Kamerun-Hochland.

Außer den charakterisirten Nebeln möchte ich von meteorologischen Besonderheiten Mapanjas nur noch einen wahren Meteorregen erwähnen, der sich öfters Abends gegen $\frac{1}{2}$ 7 bei hellem Himmel einzustellen pflegte, sowie die überaus häufigen Gewitter, von denen manche sogar schon unter uns tobten, so daß wir den Donner aus der Tiefe hörten gleich Geschützsalven.

Interessanter noch als das Lustreich ist die Flora der Landschaft. In dicken Lagen bedeckt den Boden allenthalben ein schwarzer, fetter und dabei doch leichter Humus, wahre Gartenerde, die sich aus verwitterter Lava in Verbindung mit verwesten Resten einer reichen Pflanzenwelt in einem Jahrtausende alten Umwandlungsproceß gebildet hat. Nirgends, wenigstens innerhalb der Baumgrenze, die bis nahe an die „Manns-Quelle“, d. i. etwa 2000 m hinaufreicht, tritt anstehendes Gestein zu Tage. So weit das Auge reicht, ist hier oben Alles nur eine einzige grüne Wildniß von wahrhaft grotesker Ueppigkeit. Man kann danach wohl behaupten, daß diese Gegend, wie sie gegenwärtig bereits Landschaften bietet, die zu den schönsten Tropenbildern der Erde gehören, so auch hinsichtlich der Zukunft Gebiete darstellt, wie sie verheißungsvoller nirgends existiren.

Wir haben hier einen Blumen- und einen Obstgarten zugleich. Zwischen feuerrothen Cannas und schneeweißen Lilien von ungewöhnlicher Größe hängen Früchte allerlei Art und von bizarrster Form an Bäumen und Sträuchern. So fand ich häufig welche, die, abgesehen von ihrer grünen Farbe, täuschend langen Cervelatwürsten glichen. Sie maßen mitunter nicht weniger als eine Elle und wogen mehrere Pfund. Neben Zuckerrohr von der Stärke eines Armes steht die Kaffeestaude mit ihren hagebutten-

artigen Kapseln, deren überaus große, hellbraune Bohnen einen Mokka von feinstem Aroma liefern. Das können die Herren Officiere der Corvette „Bismarck“ bezeugen, welche von den Schweden gelegentlich eines Besuches in Mapanja mit einem Abguß von diesen Gaben der Wildniß regalirt wurden. Sie versicherten ihren Wirthen, daß sie nie so guten Kaffee getrunken hätten. Freilich war das wohl die erste und einzige Benützung, die das edle Gewächs bis jetzt gefunden hat. Denn die Eingeborenen wissen es absolut nicht zu schätzen. Nur mit Mühe gelang es mir, durch Knaben, denen ich einige selbst gepflückte Kapseln mit dem Versprechen einer guten Belohnung zeigte, wenn sie mir von diesen recht viel brächten, einen kleinen Vorrath zu erlangen. Ich hatte die Absicht, dem Fürsten Bismarck, dem genialen Begründer einer deutschen Colonialpolitik, ein Pfund dieses Naturkaffees zu überbringen, damit er auch einmal einen Wohlgeschmack von seinem Werke habe, nachdem dasselbe ihm bisher nur Bitterkeiten eingetragen. Aber leider wollten die dann mühsam ihrer Hülse und Faser entkleideten Bohnen in der feuchten Atmosphäre absolut nicht trocken werden und langten schließlich ganz verschimmelt zu Hause an, so daß sie wohl selbst für einen sächsischen „Blümchenkaffee“ zu schlecht geworden waren.

Aber nicht nur für die Küche, sondern auch für die Apotheke könnten die Hänge des alten Götterberges das werthvollste und massigste Material liefern. Es ist nicht anders, als ob die feindseligen Gewalten, die vor Jahrtausenden in dem gigantischen Hexenkessel wütheten, nun, wo sie längst gebändigt worden sind, ihren ganzen Zorn den Pflanzen eingimpft hätten, die ihr Gefängniß überwuchern. So zahlreich und gefährlich sind die Giftgewächse, die sich daselbst finden. Ich habe kleine, harmlos erscheinende Wurzeln gesehen, deren bloßes Anlecken fast augenblicklich den Tod nach sich zieht. Besonders häufig sind Strychnos-Arten und zwar sowohl in Baumform (*nux vomica*), als in der Gestalt von Schlingpflanzen (*Strychnos Tieuté*). Viele der hie und da beobachteten Vergiftungsfälle machten in der That auch den Eindruck von Strychnin-Wirkungen, indem Starrkrämpfe und ähnliche Erschei-

nungen auftraten. Was Wunder, daß die hiesigen Eingeborenen so fertige Giftmischer sind, wenn die Natur selbst ihnen die nöthigen Mittel so bequem an die Hand giebt.

Manche Tropengewächse wollen allerdings in der frischeren Gebirgsluft schon nicht mehr so gedeihen wie drunten im Gluthofen von Victoria. So treten die Palmenarten in der Umgegend von Mapanja bereits sehr zurück; die berühmte Delpalme ist zwar noch zahlreich vertreten, sie giebt indeß kein Del mehr. Sie muß aber darum um so mehr der Weinproduction dienen, und es wird in der That in der ganzen Kameruncolonie nirgends so guter „Mimbo“ erzeugt, als im Bereich der Ostabhänge des Kamerungebirges. Weiter im Innern hört derselbe überhaupt gänzlich auf.

Will man aber nun wissen, was auf einem Boden, der schon ein so bedeutendes spontanes Wachsthum aufzuweisen hat, in Zukunft unter der fleißigen Menschenhand gedeihen würde, so ist die Antwort zum Theil bereits gegeben. Die Einwohner von Mapanja haben mehrfach Kakaopflanzungen angelegt, die zwar gegenwärtig zumeist wieder verwildert sind, weil das auf dem unendlich wuchernden Boden ganz unerläßliche Gäten unterblieb, die indeß gleichwohl noch immer die birnenartigen Kakaofrüchte in ansehnlicher Größe und bester Beschaffenheit liefern. Ich habe selbst solche mitten in einer Buschwelt, die die edlen Bäume immer mehr erstickte, gefunden und gepflückt. Bei dem hohen Preise und dem nachweisbar rasch steigenden Consum des betreffenden Handelsartikels würde sich bereits durch diesen einen Productionszweig für eine Bebauung des Kamerunberges eine treffliche Perspective eröffnen. Kaffee und Zuckerrohr, die schon wild hier wachsen, brauchen nicht erst noch genannt zu werden. Doch will ich bezüglich des letzteren wenigstens darauf hinweisen, daß, wenn auch bei der gegenwärtigen traurigen Lage der Zuckerindustrie die Herstellung von Zucker selbst in Afrika nicht sehr aussichtsvoll sein dürfte, doch wenigstens die Fabrikation von Rum sehr bedeutende Chancen haben würde. Ebenso möchte Chinin und noch manches andere werthvolle Tropengewächs, namentlich auch der sogenannte Countrypfeffer, der nach meiner Erfahrung alle übrigen Pfeffer-

arten an Schärfe weit übertrifft, ferner Tabak u. A. m. mit Vortheil zu gewinnen sein. Es gedeihen hier ohne Frage alle Pflanzen der heißen wie auch noch die der subtropischen und sogar noch manche der gemäßigteren Zone, unter letzteren jedenfalls selbst der überdieß vulcanischen Boden so liebende Weinstock. Auch hat man ja bei der großen Höhe des Kamerungebirges die Wahl unter den Standorten von der Temperatur des Aequators bis zu der des Polarkreises. Welch ein reiches Feld für Anbauversuche! Möchte man wenigstens mit der Anlegung eines Acclimationsgartens, wie solche die praktischen Franzosen überall in ihren Colonien zu schaffen pflegen, nicht zu lange warten!

Viel weniger als von der Pflanzenwelt des in Frage kommenden Gebiets ist von seiner Fauna zu sagen. Nur die Bewohner der Küste sind zahlreicher vertreten. Um Büsche und Stauden schwirren massenhafte aber nicht besonders schön gefärbte Kolibris (richtiger Nectarinien); auf den hohen Baumwollbäumen sitzen Vertreter einer Rabenart, die namentlich am Morgen eigenthümliche Schnalztöne von sich giebt; mit lautem Kreischen segeln schwarzweiße Vögel von der Größe unserer Elstern, die nach Art der Paradiesvögel mit zwei langen Schwanzfedern ausgestattet sind, in höchst komischer Weise von einem Stamm zum andern, während hoch am Himmel riesige Raubvögel kreisen. Papageien aber sind hier wie im ganzen Küstengebiet weniger vertreten. Sie kommen erst vom Bakundu-Lande ab zahlreicher vor.

Von Gliedertieren verdienen namentlich die sehr häufigen und oft 20 cm langen Tausendfüßer Erwähnung. Die unheimliche Welt der Reptilien kommt mit vielen und meist sehr giftigen Schlangenarten sowie zahlreichen Eidechsen zur Erscheinung, von welcher letzteren eine kleine, blitzschnelle Gattung den ganzen Tag über im warmen Sonnenschein auf den buschigen Schilfdächern der Häuser herumraschelt.

Die Säugethiere werden fast nur von einer langen und großen Leopardart, einer ebenfalls großen Zibethkatze (*Viverra Civetta*), einem kleinen aber sehr starken Büffel, dem „fliegenden Hunde“ (*Pteropus edul.*), einem rothbraunen, sehr schweren Wildschweine von

überaus feinem Fleische, das jedoch die Nordseite der Gebirgskette bevorzugt, einer kleinen, immerhin aber bis 1 Ctr. wiegenden Antilope, die besonders in der Grasregion in der Umgegend vom Mann's Quell sich aufhält, und zahlreichen Affen repräsentirt. Unter letzteren befinden sich kleine, mausartige Halbaffen ebenso wie große Gattungen. Es soll hier sogar der Gorilla vorkommen. Wenigstens erzählen weiße und schwarze Jäger von einer mannes hohen Art, die auf Bäumen Nester baut und in kampfeslustiger Stimmung mit den Fäusten auf der Brust trommelt. Vielleicht aber ist es doch nur der Schimpanse, der ja in dem Guineagebiet zu Hause ist. Interessant erscheint es jedoch auf alle Fälle, daß das Thier von den Schwarzen viel öfter gesehen wird, als von den Weißen. Jedenfalls läßt es sich durch die hellere Haut der Letzteren erschrecken. Trotz dieser seiner augenscheinlichen Sympathie für die dunkelhäutige Rasse wird jener Bewohner der Wälder von den Eingeborenen doch sehr gefürchtet. Sie haben ihn sogar mit einem wahren Mythos umgeben. So soll ein im Kampf mit den Menschen gefallenes Exemplar immer von den Genossen richtig bestattet werden. Auch traut man ihnen die Fähigkeit zu, bei einem Zusammentreffen mit einem Jäger diesem das Faszinienmesser aus der Scheide zu reißen und ihn damit zu tödten. Davon jedoch, daß die Neger, wie man in den Büchern liest, die anthropomorphen Affenarten für verwilderte Angehörige ihrer eigenen Rasse hielten, habe ich weder hier noch anderwärts unter den Schwarzen etwas gehört. Somit wird wohl die Ehre der Vaterschaft der berühmten Affentheorie Europa und seiner Wissenschaft gewahrt bleiben.

Das anziehendste Beobachtungsobject, das Mapanja und die östlichen Flanken des Kamerungebirges, denn wir dürfen die Verhältnisse des ersteren als ungefähr typisch für diese letzteren betrachten, aufzuweisen haben, ist, wie überall auf der Erde, der Mensch, und darum über diesen noch einige Worte.

Der hier in Frage kommende Stamm ist der Stamm der Bakwiris, der im Allgemeinen zwischen dem untern Mungo und dem Hochgebirge wohnt. Derselbe ist den Duallas des Küstengebiets nahe verwandt und die wirklich vorhandenen Unterschiede

dürften mehr auf den Aufenthalt im Hochlande, denn auf wirkliche essentielle Abweichungen zurückzuführen sein. Erscheint doch auch die Bakwiri-Sprache nur als eine dialektische Modification des Idioms, das am Kamerunflusse gehandhabt wird. Damit stimmt auch, daß die Bakwiris gerade so wie die Duallas eine uralte Tradition haben, nach der sie weit aus dem Innern von Osten gekommen seien. Ohne Zweifel gehörten beide und, wie wir später sehen werden, selbst noch die sämtlichen Stämme der Hinterlande ursprünglich einer und derselben Rasse an, die im Laufe der Zeit von einer hinter ihnen sitzenden kräftigeren und entwickelteren Nation immer weiter westwärts gedrängt wurde und in späterer Zeit noch ganz verschwinden dürfte, um, was für eine europäische Colonialpolitik von größter Wichtigkeit ist, ihre jetzigen Plätze ebenfalls an jene Hintermänner abzutreten. Damit stimmt ja auch so gut, daß, wie wir finden werden, die Cultur nicht, wie man erwarten müßte, nach dem Innern zu ab-, sondern vielmehr zunimmt. Man darf ja überhaupt das große Völkergewirr des „dunklen“ Continents sich nicht als in ewiger Stagnation beharrend vorstellen. Es vollzieht sich hier vielmehr ein stetes Wogen und Changiren. Was speciell die Westküste anbelangt, so ist daselbst namentlich eben jenes Drängen von drinnen heraus nach der Küste zu unverkennbar, das gerade die entgegengesetzte Richtung einschlagen müßte, wenn die jetzt an der Küste sitzenden Völkerschaften die stärkeren und fortgeschritteneren wären. Längs des ganzen Gestades vom Senegal ab tauchen schon jetzt immer zahlreicher fremde Gesichter unter den Eingeborenen auf, die den Hinterländern angehören. Wer weiß, ob hier den Europäern nicht noch einmal große Noth erwächst. Mindestens erscheint ein möglichst rasches Zugreifen und ein möglichst weit auch ins Innere hinein sich erstreckendes festen Fuß Fassen als durch jene Thatsache völlig gerechtfertigt.

Wenn wir übrigens die Sprache der Bakwiris erwähnten, so darf nicht unbemerkt bleiben, daß dieselbe nach Knutson's Versicherung, der derselben in ziemlichem Grade mächtig ist, durchaus nicht so einfach heißen muß, als man sie oft bezeichnen hört. Sie

ist bereits ziemlich entwickelt und ihre Erlernung mühevoll genug. Es giebt aber unter jenen Angehörigen des Stammes, die näher an der Küste wohnen, also etwa auf der Linie Victoria-Mapanja, ihrer genug, die außer ihrer Muttersprache auch des früher gekennzeichneten Neger-Englisch mächtig sind und dasselbe sogar mit recht zierlichen Lettern zu schreiben verstehen. Alle Anderen entbehren jeglicher Ausbildung.

Sehen wir weiter auf die äußere Erscheinung dieser Gebirgsneger, so wird es uns nur selbstverständlich vorkommen, daß sie im Durchschnitt muskulöser und selbst höher sind, als die Duallas, obwohl Mittelgröße auch bei ihnen kaum überschritten wird. „Baumlange Kerle“, „Grenadiergestalten“ findet man innerhalb des ganzen Kamerungebietes überhaupt erst unter den Sklaven im Hinterlande, die indessen ebenfalls nicht auf diesem Boden gewachsen, sondern von fernher importirt sind.

Ganz auffallend klein muß das schöne Geschlecht bei den Bakwiris genannt werden. Man sieht oft genug junge Mütter, die kaum größer und körperlich entwickelter sind wie unsere Schulmädchen. Die frühen Heirathen, die hier allenthalben üblich sind und in der That bis in unser schulpflichtiges Alter heruntergreifen, dürften an diesem Uebelstande den Hauptantheil haben. Trotzdem kann man jedoch die Bakwiri-Weiber nicht schwach nennen. Namentlich sind sie im Tragen sehr geübt und schleppen Lasten von 1 Centner und darüber stundenweit fort; dafür dürfen ihnen aber auch die Ehegatten die dadurch etwa erzielte Einnahme nicht abnehmen, sondern müssen ihnen dieselbe zu freier Disposition, zum Erwerb von Schmuck u. dgl. überlassen.

Was die Hautfarbe angeht, so lassen sich wie anderwärts unter den Negern so auch hier bestimmte Farbentöne als die allein herrschenden nicht angeben. Man findet bald mehr ins Braune, bald mehr ins Schwarze fallende Nuancen und Abstufungen von dem Gelb der Chinesen bis zum „mitternächtigen Dunkel“. Aehnlich verhält es sich im Punkte der Schönheit. Es ist ja gewiß, daß der Negertypus mehr oder minder Allen anhaftet, doch besteht derselbe hier mehr in einer gewissen Breite und Platitude der

untern Nasentheile als dem affenartigen Vortreten der Mundpartien, und da nun derartige Gesichtsbildungen auch bei uns gar nicht so selten sind, so kann es nicht fehlen, daß man Schwarze trifft, die Einem wie bekannt vorkommen. Es giebt auch wirkliche Schönheiten unter den Bakwiris, so war z. B. mein zweiter Hetman, Nbone Etoë, ein wirklich bezaubernder Mensch, von einem mädchenhaft feinen Antlitz und einem eleganten Körperbau. Doch ist der Stamm im Allgemeinen bei weitem nicht so hübsch wie der der Duallas, wozu das rauhere Leben im Gebirge wohl das Meiste beitragen mag.

Ueber die Gesundheitszustände ist nicht viel zu sagen. Sie sind im Durchschnitt infolge der besseren Luft der Höhen recht günstig. Doch soll allgemein das 40. Jahr kaum überschritten werden. Es giebt indeß hie und da auch recht alte Menschen mit weißen Haaren und selbst Glasköpfen. So zählte der König von Mapanja einige 60 Jahre, obwohl er stark trank. Vom Fieber abgesehen, das bekanntlich auch die Eingeborenen Afrikas nicht verschont, kommen in Mapanja meist nur noch Hautkrankheiten, oft mit schweren karfunkelartigen Beulen, namentlich an den Beinen, Verdauungsstörungen (Obstructionen) und Syphilis vor. Von organischen Fehlern findet man häufig, wie bei allen Negerstämmen, Nabelbrüche. Mangel der Sinneswerkzeuge, namentlich der Sehkraft, scheinen ganz ausgeschlossen zu sein.

Auch das Capitel der Kleidung ist bald abgethan. Die größere Armuth, wie sie im Gebirge zu Hause ist, bedingt es, daß die Bakwiris im Gegensatz zu dem reichen und vornehmen Handelsvolk der Duallas fast nur den Schurz, in einzelnen Fällen selbst nichts als einen an einer Schnur befestigten Lappen tragen. Doch trifft man selbst hier auf Elegants. So führte mein erster Hetman zwei Paar Drillhosen mit sich, deren gelegentliche Defecte er am Abend mittelst einer von mir entlehnten Nadel sorgfältig auszubessern pflegte. Festgehalten muß aber auf alle Fälle auch hier werden, daß nicht die Schamlosigkeit, wie Manche wollen, auch nicht einmal die Wärme des Klimas, sondern nur die Noth die Leute hindert, anders einherzugehen. Es giebt außer etwa

einer Flinte für den Bakwiri nichts Wünschenswertheres, als einen Rock und Zubehör.

Die Armuth läßt selbstverständlich auch den Schmuck dürftig ausfallen. Nur selten sieht man Perlenketten, die nebenbei auch von Männern getragen werden, öfter schon Leopardenzähne, die, zwei oder drei Stück auf eine Schnur gereiht, ebenfalls den Hals zieren. Sie dienen als Amulette gegen alle möglichen Schäden und bilden im Verkehr der Neger unter einander einen lebhaft begehrten Handelsartikel. Die Weiber tragen noch Schnupftabaksdosen und zwar komischer Weise in dem linken Ohre, das dadurch vielfach weit heruntergezogen erscheint. Als solche Luxusgefäße figuriren überdies alle möglichen Dinge, Papierdüten, Patronenhülsen und selbst lange, schmale Arzneiflaschen. Nirgends aber hat, so wenig industrieller Geist steckt, ganz im Gegensatz zu anderen Landschaften Afrikas, in diesen Kamerunern, das Bedürfniß ein eigenes Fabrikat erzeugt.

Recht zahlreich sind im Verhältniß zu den Schmuckgegenständen die Waffen, denn die Bakwiri sind ein Volk von Jägern und Kriegeren. Und hier finden wir auch einmal eigenes Machwerk. Es sind dies die aus europäischem Rohmaterial recht schön geschmiedeten breiten Lanzen, die bei Wanderungen zugleich als Stock dienen müssen. Dagegen ist bei den Schwertern nur die rohgearbeitete Holzscheide, die mittelst einer um den Hals gelegten Schnur auf der Hüfte hängt, von einheimischer Arbeit. Die letztere liefert ferner zu den vielfach geführten Steinschloßflinten Pulverhörner aus ausgehöhlten und getrockneten langhalsigen Kürbissen, sowie Jagdtaschen für Blei und etwaigen Proviant aus Antilopenfellen mit recht netten Verzierungen. Leider mußte ich auch schon einige Hinterlader unter diesem kampfgewöhnten Volke constatiren. Ich sah mehrere noch von der englischen Herrschaft herrührende Snidergewehre und einen großen Revolver, ein Geschenk des Intriguenschmieds Rogozinski, den ein unheimlich aussehender Bursche wie ein Medaillon um den Hals trug.

Betrachten wir uns nun auch einmal die Wohnungen unserer schwarzen Freunde. Es wird uns dabei zunächst in die

Augen springen, daß die Bakwiri-Dörfer viel weniger als die Ansiedlungen der Tieflande die früher beschriebenen steifen Zeilen dicht an einander gestoßener Häuser bilden, sondern, der größeren Unebenheit des Terrains entsprechend, sehr zertragen und zerrissen sind. Vielfach bemerken wir nur zwei oder drei Häuser weilerartig neben einander auf einer Richtung, und dann folgen wieder Buschmassen, ehe weitere menschliche Wohnungen kommen. Mapanja speciell liegt in dieser Weise über einen ganzen langgezogenen Hang vertheilt.

Was nun die Gebäude selbst betrifft, so sind dieselben allerdings äußerst primitiv. Auch hier läßt sich der bereits beregte auffällige Umstand constatiren, daß die Verhältnisse sich von der Küste nach dem Innern zu bessern. Die Häuser der Bakundu erscheinen schon viel vollkommener und luxuriöser, sie haben namentlich schon ein Stück Möbel wenigstens, und zwar von einheimischer Arbeit. Noch architektonisch verfeinerter zeigen sich dann die geräumigen Bauwerke der Basaramis. Die der Bakwiris bezeichnen die niedrigste Stufe. Da ist, abgesehen etwa von einem kleinen, rohen Holzblock, in dem engen Raum, den das Hüttchen einschließt, nichts von Bequemlichkeiten irgend welcher Art zu bemerken. Die Bewohner hocken auf der nackten Erde, die vor dem Bau des Hauses nur flüchtig geebnet wurde. Es giebt auch weder Fensteröffnungen noch Thüren. Nur ein niedriges Loch führt in das dunkle und dumpfe, rauchgeschwärzte Gemach. Das mit einer allerdings undurchlässigen Schilfmasse bedeckte Dach wird von Wänden getragen, die aus freilich ganz kunstvoll geflochtenen Matten bestehen, aber doch gegen die im Hinterlande häufig auftretenden getünchten Lehmmauern zu simpel heißen müssen, zumal ja auch das rauhere Klima von Mapanja einen etwas besseren Schutz für die nackten Leiber nöthig erscheinen ließe. Endlich — wenn ich das als zwar wenig ästhetisch, aber doch sehr charakteristisch noch berühren darf — ist für gewisse Bedürfnisse im Bakwiri-Gebiet nirgends gesorgt, man geht einfach in den nächsten Busch, während bereits bei den Bakundus leidliche Vorkehrungen hierfür sich finden. Die Reinlichkeit und Anständigkeit

in solchen niedrigen, indeß doch unvermeidlichen Dingen ist gewiß auch ein Culturmesser für ein Volk.

Einfach wie die Wohnung ist auch die Nahrungsweise der Bakwiris. Sie leben eigentlich nur von den bereits öfter genannten Cocas, den kartoffelartigen Wurzelknollen der *Colocasia esculenta* (auch Calad. esc. oder Arum esc. genannt), die hierher von Südamerika verpflanzt worden sein soll, obschon ich Aroideen der verschiedensten Art im Innern wildwachsend antraf. Der auffallende Name mag wohl mit aus der ursprünglichen Heimath des Gewächses, Ostindien, gekommen sein, wo wenigstens eine Varietät (*Coloc. himalaiensis*) die Bezeichnung Cocomwurzel trägt. Die Bakwiris bauen die unentbehrliche Brodfrucht auf kleinen Lich- tungen im Buschwald meist in der Nähe der Häuser, ohne indeß eigentliche größere und geordnetere Plantagen zu haben, wie wir sie in überraschendster Weise tief im Innern finden werden. Trotzdem ist die Waare hier sehr billig, und die Schweden erhalten genug für eine Mahlzeit um wenige Pfennige.

Neben den Cocas figuriren, aber bereits mehr als Leckerbissen, nur noch Wildhonig und von Zeit zu Zeit einmal Fleisch. Was den ersteren, der im Gebirge recht häufig ist, anlangt, so ist die Art seiner Gewinnung bemerkenswerth. Es wächst hier im Walde eine Liane, die, wenn man an ihren Stamm klopft, einen sehr betäubenden Geruch ausströmt. Diese Pflanze benützt man, wenn man die wilden Bienen tödten will, um ihren Honig zu nehmen. Man hält in diesem Falle einfach ein Stück von jener über den Bau der kleinen Thiere, indem man fleißig an dasselbe schlägt. Doch wird durch diesen Proceß die oberste Schicht des Honigs ungenießbar. Knutson erkrankte selbst noch durch den Genuß der nächsten.

Was das Fleisch angeht, so giebt es sowohl Wildpret als auch Fleisch von Hausthieren. Von letzteren halten die Bakwiris Schafe, und zwar von einer hörnerlosen, aber dafür mit langen herabhängenden Ohren und einer Mähne geschmückten Art, die man auch als afrikanisches Schaf bezeichnet und die wohl von einer einheimischen wilden Gattung abstammt, ferner Ziegen und

Schweine, letztere in einer meist kleinen Rasse mit schwarzen Borsten. Hunde, die im Innern gleichfalls als Schlachtvieh gelten, dienen hier mehr nur zu Jagdzwecken, für die sie förmlich dressirt werden. Es ist eine ziemlich kleine, schakalähnliche Art, die im Preise noch über den Ziegen steht. Letztere sind ebenso wie Schafe im Küstengebiet vielfach recht theuer, bis zu 1 und selbst 2 Pfd. Sterl., während man weiter drinnen im Land nur 10 Schillinge und weniger zu zahlen pflegt. Daher werden diese Thiere auch nahezu ausschließlich bei festlichen Gelegenheiten, wozu nach einer früher auch bei uns sowie fast unter allen Naturvölkern üblichen Sitte selbst die Beerdigungen zählen, sowie in Straffällen, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, geschlachtet. Selbst die Schweine, bis zu den Ferkeln herab, haben einen hohen Preis, obwohl sie für einen Europäer wenigstens höchst unappetitlich erscheinen müssen. Denn sie üben ein zwar namentlich in der heißen Zone doppelt nothwendiges, aber zugleich auch recht ekelhaftes Geschäft, indem sie die menschlichen Abfallstoffe verzehren. Für den Bakwiri giebt es indeß kaum etwas Unappetitliches. Er ißt, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, Alles, was ihn nicht ißt. In dieser Hinsicht könnte man allerdings noch von „Wilden“ sprechen. Bei der Mahlzeit steht die Rasse unbedingt noch auf tiefster Stufe. Die Eingeweide der Schlachtthiere bilden eine ihrer größten Delicatessen. Niemals auch wird ein Stück Vieh abgezogen, es wandert sammt Haut und Haaren in den großen Topf, wo es mit den Cocas zusammen kocht, um dann ohne Umstände aus der widerlichen Sauce mit den Fingern herausgelangt und verzehrt zu werden. Die raubthierartig scharfen Zähne zermalmen dabei selbst größere Knochen. Gewiß, man kann sich kein widerlicheres Schauspiel denken, als solch ein Negerdiner. Die dabei bekundete Eier, das Krachen und Knacken, das Schmazen und stete Ablecken der Finger erfüllt den Europäer unwillkürlich mit Grauen und läßt ihn dankbar dessen gedenken, daß er inmitten von Unstand und Sitte aufgewachsen ist.

Rindviehzucht findet sich unter den Bakwiris auch, jedoch erst von der Umgegend von Bea ab, wo Weiden vorkommen, die in

dem Buschterrain des Mapanja-Gebietes ganz fehlen. Ohne Zweifel würden aber hier die oberhalb der Waldzone sich anschließenden Grasregionen jenen landwirthschaftlichen Zweig bestens gedeihen lassen, und bietet also auch von da aus wieder das Kamerungebirge ein Feld für Zukunftspläne.

Sehr ausgiebig wird die Jagd betrieben, was schon der Umstand beweist, daß, wie wir später sehen werden, sogar eine Jagddichtung und eine Jagdsage sich bilden konnte. Und auch hier wieder muß Alles ohne Wahl als Speise dienen; Raubvögel wie Schlangen, Leoparden und Krokodile, Alles ist für den Bakwiri „beef“ und liefert „fine shop“. Sehr gebräuchlich ist dabei das Räuchern des Fleisches, natürlich auch wieder, ohne daß vorher das rauhe Naturkleid entfernt worden wäre. Man wird sich danach denken können, wie dann etwa ein Affenrücken oder ein Krokodilschinken aussieht. Eine ägyptische Mumie hat nichts Abschreckenderes und namentlich würde der Anblick der im Feuer geschwärzten und ganz runzlich gewordenen Haut eines Sauriers einem echten Gourmand unserer Großstädte leicht eine Ohnmacht zuziehen können, zumal da es diesen Victualien aus der Speisekammer der Neger auch selten an dem entsprechenden „haut goût“ zu fehlen pflegt.

Eine löbliche Sitte darf aber hierbei doch nicht unerwähnt bleiben. Jeder Bakwiri, der ein Wild nach Hause gebracht hat, theilt dasselbe unter alle Dorfbewohner. Dies ist Angesichts der tropischen Hitze, die ein rasches Faulwerden des Fleisches bedingt, sehr praktisch. Zu Ehren der Schwarzen aber muß auch bemerkt werden, daß diese Art von Communismus aus einer tieferen Wurzel, aus einer gewissen Brüderlichkeit erwächst, von der noch zu reden sein wird.

Reicher als an Nahrungsmitteln im engeren Sinne sind die Bakwiris an Früchten. Die Apfelsinen gedeihen auch in der Höhe von Mapanja noch trefflich und sind sehr billig. Man bezahlt das Stück ungefähr mit 1 Pfennig. Sehr beliebt sind ferner die wildwachsenden Früchte der Gummiliane, die unseren südeuropäischen Drangen nach Größe und Farbe sehr ähneln. Doch ist

die schöngefärbte Schale fast 1 cm dick und läßt, wenn man in sie sticht oder schneidet, eine weiße, klebrige Milch, die auch Hautschuf repräsentirt, ausfließen. Im Innern finden sich eine Anzahl großer steiniger Kerne, die mit einer fleischigen Masse von säuerlichem Geschmack umgeben sind. Diese letztere ist es, die von den Schwarzen genossen wird und in der That eine angenehme durststillende Wirkung hat.

Als Getränk genießt der Bakwiri, außer Wasser, das er reichlich trinkt, nur noch den schon erwähnten Palmwein, der in Wahrheit eine Specialität des Stammes bildet, sowie den von den Europäern importirten Spiritus, den letzteren vorzugsweise in der Gestalt von „Rum“, während die Kruboy's mehr dem „Bin“ (Genèvre) zuneigen, der den Bakwiri's zu schwach ist. Was übrigens die sonstige Beschaffenheit dieser beiden edlen „Sorten“ anlangt, so ist ein Unterschied kaum aufrecht zu erhalten. Sie haben beide mit den Getränken, nach denen sie benannt sind, nichts als den Namen gemein und stellen im Uebrigen nur ganz ordinären, mehr oder minder mit Wasser verdünnten, „Fusel“, d. h. Kartoffelsprit dar.

Vielleicht ist hier der Ort, auch der so viel ventilirten Schnapsfrage einmal näher zu treten. Hierbei will ich nun zunächst offen bekennen, daß ich mich der Antispiritistenpartei, um mich dieses kurzen Ausdrucks zu bedienen, ganz rücksichtslos nicht anschließen kann. Etwas Branntwein ist in den Tropen ganz heilsam und namentlich Angesichts der dort nur zu häufigen Gefahr von dysentrischen Anfällen kaum zu entbehren. Ich habe das an mir selbst erfahren, indem ich anfangs auch alle Alkoholarten vermeiden wollte und später doch zu einem mäßigen Genuß von der Natur fast genöthigt wurde. Auch in physischer Beziehung ist eine kleine Anregung recht dienlich, da die Flügel der Seele unter der senkrechten Aequatorialsonne ebenfalls leicht erschlaffen. Der Neger bedarf nun zwar das Alles viel weniger, wie das Beispiel der im Innern lebenden, vom Branntwein zur Zeit noch abgeschnittenen und doch kräftigen Rassen beweist. Auch ist gewiß der Umstand bemerkenswerth, daß diese Tropenvölker nicht, wie doch die meisten anderen

Naturvölker der Erde, schon von selbst auf die Herstellung eines berauschenden Getränks gekommen sind, denn der sehr schwach wirkende „Mimbo“ ist kaum hierher zu rechnen. Die Natur hat eben den Alkohol nicht gebieterisch verlangt. Auch meine Träger, die in ihrer Heimath doch bereits Spirituosen zu trinken pflegten, befanden sich in der Mehrzahl ganz wohl, obwohl ich ihnen während der ganzen Reise mit ihren erschöpfenden Parforcemärschen nicht einen Tropfen Alkohol einschenkte. Nachdem aber eben der Spiritus in den Tropen sich in der angegebenen Weise als gesunderhaltend erwiesen hat und der Import einmal begonnen worden ist, also ohne eine empfindliche Schädigung unserer an sich schon so leidenden Spiritusindustrie nicht wohl wieder aufgegeben werden kann, möchte ich einem strikten Verbot des Branntweinverkaufs in unseren Colonien nicht das Wort reden. Wohl aber sollten die aus Obigem von selbst sich ergebenden sanitärischen Maßregeln dabei streng gehandhabt werden. Zunächst dürfte also der zur Einfuhr gelangende Branntwein nicht mehr, wie jetzt, von gesundheitschädlicher Beschaffenheit sein. Sprechen es doch die Kaufleute in den Factorien offen aus, daß er gegenwärtig sogar Schwefelsäure enthalte, was ich jedoch nicht glauben will. Wird der Spiritus besser, so wird damit auch schon die Befolgung einer anderen Maßregel angebahnt; er wird theurer und in Folge dessen vermag ihn der Neger nicht mehr in so großer Menge zu vertilgen wie bisher. Man bedenke nur, daß zur Zeit die ganze Flasche von dem traurigen Gebräu nur etwa 15 Pfg. kostet. Durch den höheren Preis würde sich daneben wohl auch der Verlust, den die heimische Industrie durch die verringerte Quantität des Absatzes zu erleiden hat, wieder in etwas wenigstens ausgleichen.

Auf alle Fälle aber ist die Frage so wichtig, daß man ihr nach den Debatten für und wider in Colonial- und Missionsvereinen früher oder später auch von maßgebender Seite wird näher treten müssen. Ist es doch sicher auch eine Frage von nicht nur moralischer Bedeutung, sondern namentlich auch von größter nationalökonomischer Tragweite. Unsere Tropencolonien können

nicht gedeihen ohne Plantagen, und die Plantagen sind unmöglich ohne schwarze Arbeiter. Wie kann man aber solche von brauchbarer Beschaffenheit haben, wenn man die Eingeborenen mehr und mehr zu Säufern herabkommen läßt! Die Neger dürfen in Afrika nicht aussterben um unserer selbst willen.

Wenn man aber behauptet, was noch gar nicht bewiesen ist, daß bei einer Berührung mit Culturnationen alle Naturvölker allmählich zu Grunde gehen müssen, also auch die Neger, so wird — und damit erheben wir uns auch noch zu dem moralischen Gesichtspunkt der ganzen Frage — das cultivirte Europa sich doch zu hüten haben, daß sie durch sein Zuthun zu Grunde gehen, oder dieser letztere Naturproceß auch nur durch seine Schuld beschleunigt werde, was doch durch den ganz unbeschränkten Spiritusverkauf unzweifelhaft geschehen muß. Oder will man etwa unterschreiben, was eine bekannte Persönlichkeit vor Kurzem auszusprechen so dreist war: „In Europa tödtet der Spiritus auch so Viele, warum soll es da bei den Negern besser sein?“ Mit demselben Rechte könnte man ja dann auch behaupten: „In Europa wird Mancher umgebracht, warum sollen wir da den Mord nicht auch unter den Negern dulden?“ Mit solchen, gelind gesagt, leichtfertigen Phrasen kann man nicht über die ernste Sache hinweggehen. Vordem, ehe wir neben unserer Handelsstellung da draußen auch eine Machtstellung besaßen, mußten wir Alles geschehen lassen. Aber jetzt haben wir dort die Gewalt und damit ebenso die Möglichkeit wie die Verpflichtung, dem Uebel entsprechend vorzubeugen. Laden wir darum nicht die große Schuld Englands auf uns, das so oft ohne alle Rücksicht — man denke nur an den asiatischen Opiumhandel — die Völker seiner Colonien ausgebeutet und ruinirt hat, sondern bleiben wir vielmehr eingedenk der der deutschen Rasse unverkennbar gestellten Aufgabe, auf die mit uns in Berührung kommenden Stämme der Fremde auch erziehlich einzuwirken!

Wenn man, wie ich dies so oft zu thun Gelegenheit hatte, erst einmal mit angesehen und gehört hat, wie der im nüchternen Zustande meist recht gesittete und angenehme Bakwiri-Mann nach

dem Genuß einer Flasche jenes Fusels brüllt und schäumt und tobt, daß es schrill durch den friedlichen Urwald gellt, wie er nach fleißigen Wiederholungen des Genußes immer unbändiger und unwirscher wird, so wird man obige Worte gern zu den seinigen machen.

Um mit dem Capitel „Nahrungsmittel“ abzuschließen, sei nur noch erwähnt, daß irgend eine Art Brod dem Bakwiri als eigenes Fabrikat ganz unbekannt ist, um so mehr aber schätzt er das Brod des Europäers, das er zunächst in Gestalt der englischen Biscuits zu sehen bekommt. Wir fanden dies schon bei den Krus und müssen auch hier wieder hinzufügen, daß das Brod in vielen Fällen den Schnaps als Lockmittel zur Arbeit ersetzen kann. Selbst der König von Mapanja bettelte wiederholt um solches, obwohl er ein notorischer Säufer war. Vielleicht ließe sich hier ein neuer wichtiger Importartikel finden.

Haben wir bisher nur mehr Neußerlichkeiten besprochen, so wollen wir nun auch noch das Wesen des Bakwiri uns etwas näher betrachten.

Wenn Jemand gesagt hat, man müsse die Neger wie Kinder ansehen — eine Behauptung, die man übrigens auf jedes Naturvolf ausdehnen kann, so ist damit annähernd das Richtige auch bezüglich der Bakwiris getroffen. Sie haben alle Vorzüge und Schwächen der Kleinen. Sie sind harmlos, vergnügt — namentlich lachen sie viel —, anfangs scheu, bald zuthulich bis zudringlich, in den Tag hineinlebend, zum Spielen, Tändeln und Plaudern geneigt, begehrllich, veränderlich und unzuverlässig. Doch zeigen sich bei ihnen auch bereits Tugenden ebenso wie Mängel tieferer Art bestimmt ausgeprägt. Vor Allem findet sich auch bei ihnen der schon am Kru gerühmte Zug der mittheilenden Liebe. Schenkte ich einmal irgend Einem aus der großen Menge, die immer unser Haus umlagerte, ein Stück Brod, so theilte er es gewiß mit Allen, und selbst das kleinste Becherchen Rum mußte die Runde machen. Das geht aber gelegentlich noch weiter. Häufig genug, wenn Einer aus dem Dorfe von der Ortsobrigkeit zu einer Strafe verurtheilt ist, die er zu bezahlen sich außer Stande sieht, steuert die ganze Bevölkerung zusammen, um ihm

das Loos, in die Sklaverei verkauft zu werden, zu ersparen. Damit hängt auch ihr großer geselliger Zug zusammen. Zu allen Stunden trifft man in den Hütten Besuch von den Nachbarn an, und es vergeht selten eine Nacht, wo sie nicht, immer eine größere Schaar beisammen, entweder am Feuer oder im Freien sitzend, sich mit Plaudern oder Singen, Musiciren und Tanzen die Zeit vertreiben. Namentlich wenn Mondschein ist, suchen sie kaum das Lager auf. Vor 2 und 3 Uhr Morgens wird dann häufig keine Ruhe im Dorfe. Ueberhaupt bedürfen und genießen sie wenig Schlaf. Meine Träger legten sich meist nur einige Stunden nieder und waren dann mit dem ersten Sonnenstrahl auch wieder frisch und munter.

Weiter möchte ich an ihnen die große Schamhaftigkeit rühmen, die man wohl hier am wenigsten erwartet. Es ist ja gewiß wahr, daß sie einen überaus sinnlichen Zug haben und demselben auch recht oft Rechnung tragen, aber das Decorum wird von ihnen in einer Weise gewahrt, die selbst Europäer beschämen kann. Nie wird ein Bakwiri seine Nothdurft verrichten, wo ihn ein fremdes Auge sieht. Ja, er duldet das selbst nicht von Anderen. Als einer meiner weißen Begleiter bei einem unvermeidlichen Geschäfte sich einmal nicht weit genug in die Büsche hinein verborgen hatte, wurde mir vom ersten Hetman bedeutet, ich möge doch dies verhindern, da ich sonst ein schlimmes Palaver bekommen könnte. In einem anderen Falle hatte ein total betrunkenen Japaner einer Frau den Lendenschurz abgerissen. Trotz des unzurechnungsfähigen Zustandes, in dem dies geschehen war, wurde der Mann zu einer schweren Geldstrafe verurtheilt.

Dem widerspricht nicht, was Zöller anführt, der beispielsweise die Bakwiri-Weiber geradezu schamlos nennt. Er beklagt sich, daß er nie habe Toilette machen können, ohne daß diese unverwandt zuschauten. Dies erklärt sich aber leicht aus der großen Neugierde jener Naturkinder, die über dem Interesse, das ihnen der Weiße unter allen Umständen gewährt, leicht alle sonst so streng geübten Anstandsregeln vergessen. Ähnliches kommt z. B. auch bei den Japanesen vor, die sonst recht decent heißen müssen.

Auch unnatürliche Laster sind unter den Bakwiris absolut unbekannt. Ebenso muß ihnen, entgegen der sonst dem Neger allgemein nachgesagten Feigheit, eine gewisse Tapferkeit nachgerühmt werden, wie sie beispielsweise auch die Hauffas, dagegen nicht die Bakundus besitzen, die ich als wirklich feig kennen lernte. Mein erster Hetman konnte mit Recht von sich sagen, daß er nichts in der Welt fürchte. Und ein anderer unter der Trägerschaar hatte viele große Narben auf seinem breiten Rücken, die er im Handgemenge des Kriegs erhalten, in das er sich stets mit Todesverachtung zu stürzen pflegte. Kurz vor meiner Ankunft war in Mapanja auch Einer begraben worden, der bei einem Streifzug heldenmählig fechtend gefallen war. Man bedenke nur auch, daß diese Leute des Gebirges den Strauß mit dem Büffel und Leoparden aufnehmen, der Manchen schon das Leben gekostet hat. Auch das Capitel von der Blutrache, das wir unten folgen lassen, spricht in dieser Hinsicht zu ihren Gunsten.

Vielleicht aber sind sie doch faul, sagt man. Denn anders kann man sich ja den Neger nicht denken. Da möchte ich aber doch vor Allem fragen: sind denn nicht alle Naturvölker so, waren so nicht auch unsere eigenen Vorfahren, die alten Germanen, die bekannten „Bärenhäuter“? Der Mensch der Wildniß wird immer nur aus Noth arbeiten, erst die Cultur lehrt in der Arbeit Freude und Glück finden. In Wahrheit ist aber der Bakwiri gar nicht so träge, als man glaubt. Das erkennt man, wenn man nur einmal gesehen hat, wie z. B. die Weiber von Mapanja bei den Schweden sich Tag für Tag angelegentlichst um Aufträge nach Victoria bemühen, wie sie dann im Lauffschritt dahinunter eilen und in unglaublich kurzer Zeit schwer bepackt und schweißtriefend den sauren Weg zurückkommen. Und was die Männer angeht, so soll nur des Eifers gedacht werden, mit dem sie sich auf die Kautschuk-Gewinnung geworfen haben. Schon jetzt gelingt es dabei Manchem, ein Tagelohn von 3½ Mark zu erringen. Man sieht, es bedarf nur der Gelegenheit und der Anleitung, so ergiebt diese ja auch körperlich so gut beanlagte Rasse ein vortreffliches Arbeitermaterial, und das ist ja doch für die Zukunft unserer Colonie von allergrößter Bedeutung.

Ein großer Fehler kann ihnen allerdings nicht abgesprochen werden, das ist die Neigung zum Diebstahl. Indessen liegt denn nicht etwas Aehnliches eben auch in der dem Neger so verwandten Kindesnatur, der wenigstens das „Naschen“ so eigen ist? Oft mag sich die Annexion fremden Eigenthums seitens eines Bakwiri wohl auch durch eine Art Neugier erklären lassen oder durch ein bei dem Naturmenschen so leicht mögliches Geblendetwerden durch neue, in die Augen fallende Dinge. In gleicher Weise werden ja auch Thiere, z. B. Raben, zu Dieben. In der That wird von dem Neger besonders gern der Weiße mit seinen zahlreichen ungewohnten Dingen bestohlen. Auf alle Fälle fehlt es dem Bakwiri aber gleichwohl an der Erkenntniß von dem Unrecht des Diebstahls nicht, wie die Besprechung seines Justizwesens weiter unten zeigen wird.

Vom Charakter gehen wir zur Begabung über. Hierbei finden wir, daß die rauhen Söhne des Gebirges nach einer Seite hervorragend talentirt sind, die auch anderwärts im Bereich der Berge dominirend hervortritt; dies ist Musik und Dichtkunst. Die Bakwiris sind leidenschaftliche Freunde der edlen Tonkunst. Sie singen fast den ganzen Tag und, wie erwähnt, meist auch noch die halbe Nacht. Dabei entfalten sie ein feines musikalisches Gehör. Sie geben ihre Melodien auffallend rein wieder, lassen halbe Töne scharf zur Geltung kommen und treffen selbst nach längerer Pause die vorher angeschlagene Tonart genau wieder. Sie haben auch Anfänge von Harmonien, Zwei- und selbst Dreiklänge. Auch zeigt ihre ganze Sangesweise etwas Dramatisches, Chor und recitativartiges Solo wechseln beständig. Eine ihrer beliebtesten Tanzweisen ist folgende. Der Chorus singt (c-dur):



Darauf setzt der Solist (häufig eine Frau) in d ein und geht, indem das Recitativ immer rascher und leidenschaftlicher wird, allmählich nach e über, worauf der Chor wieder den Refrain in oben angegebener Weise singt. Die Stimmen, obwohl vielfach von der Anstrengung etwas heiser, entfalten sich dabei mit einer wahrhaft

grotesken Mächtigkeit. Selbst die Thätigkeit von nur 6 oder 8 solchen Sängern schallt auf weithin durch den Urwald. Ich bin auf der Reise oft wahrhaft erschrocken, wenn vor der Hütte, in der ich weilte, unvermuthet die Posaunenfehlen meiner Leute sich öffneten.

Ein, wenn auch betreffs des *f* nur schwacher, doch unverkennbarer Dreiklang trat mir in folgender Refrainmelodie entgegen:



Ein derartiges musikalisches Talent mußte sich natürlich auch bald durch Erfinden von musikalischen Instrumenten bethätigen. Und so finden wir denn auch in dieser Hinsicht bei den Bakwiris sehr Bemerkenswerthes. Zunächst verstehen sie schon mit den bloßen Fingern derart zu pfeifen, daß es einer Hirtenschalmei täuschend ähnlich klingt. Sodann aber besitzen sie in ihrem „Mundinde“ eine ebenso originell construirte, wie feinklingende Flöte. Dies Instrument ähnelt einem Bogen, wie er zum Pfeilschießen benützt wird. Ueber einen leicht gekrümmten Stab von etwa einem Meter Länge ist als Sehne eine Schnur aus Fell oder Gräsern gezogen. Auf diese Saite haucht man mit dem Munde, indem man zugleich mit der rechten Hand mittelst eines Stäbchens auf dieselbe schlägt. Auf diese Weise erzielt man die verschiedensten Modulationen in der Höhe wie der Stärke der Töne. Die Klangfarbe hat etwas Einschmeichelndes, doch erfordert die Handhabung des Instruments große Fertigkeit, und ich habe mich stets mit demselben nur vergeblich abgemüht, zur lebhaftesten Freude der umherstehenden Eingeborenen natürlich, die nicht wenig stolz darüber waren, daß der viel angestaunte Weiße doch einmal etwas nicht konnte, was sie konnten.

Ein anderes Instrument der Bakwiris ist die „Ngombi“. Dieser Name klingt an das romanische Gamba an und vielleicht ist das ganze Nachwerk auch nur eine allerdings stark modificirte Nachbildung der von den Eingeborenen dieser Gegenden vor Jahrhunderten bei den Portugiesen beobachteten Mandolinen. Auf

einem etwas oval zugeschnittenen, ausgehöhlten, auf der unteren Seite abgerundeten, oben aber mittelst eines Brettchens horizontal verschlossenen Stück Holz von ca. $\frac{1}{2}$ Elle Länge laufen über eine Art Steg mehrere ganz dünne, etwa 1 cm breite Stäbchen aus hartem, braunem Holze, deren freistehende Enden mit den Fingern geschnippt werden. Infolge der verschiedenen Länge dieser „Tasten“ kommt eine förmliche Tonleiter zu Stande. Beim Gebrauch setzt man das Instrument auf den Schooß, oder klemmt es zwischen die Kniee. —

Die Bakwiris sind auch die Urheber des Textes zu ihren Melodien und darum zugleich Dichter. Sehr gebräuchlich ist das Improvisiren, und zwar sowohl seitens des männlichen als des weiblichen Geschlechts. Hierbei tritt namentlich das Verlangen, sich zu rühmen, wie wir dies auch bei anderen Naturvölkern finden, zu Tage. Meine Träger sangen oft nach saueren Märschen am Abend etwa so: „Wir sind stark und schön. Wir machen große Reisen, wie Niemand sonst, und finden überall schöne Weiber. Wir fürchten nichts, keine Thiere und keine Menschen, und gehen mit einem weißem Manne und unseren guten Flinten bis in ferne Länder“ u. s. w. Auch die Jagd befördert viele poetische Erzeugnisse ans Tageslicht. Geht der schwarze Nimrod aus, so besingt er jedes Stück Wild, auf das er es abgesehen hat, und läßt laute Hymnen zu Ehren seines Hundes erschallen. Wird ein größeres Raubthier, das in der Nähe des Dorfes sich bemerklich gemacht hat, etwa ein Leopard, von der gesammten Bevölkerung, wie das so üblich ist, gehezt und aufgebracht, so werden Spottlieder auf die besiegte Bestie laut. „Du Böser, du hast viel Schaden angerichtet, Ziegen gestohlen und Menschen verwundet, aber uns konntest du nicht entgehen“ u. s. f. Auch die späterhin noch zu erwähnenden Todtenklagen werden meist von den Betreffenden sofort gefertigt und bestehen selbstverständlich in Lobeserhebungen auf den Entseelten.

Es giebt aber auch feststehende, durch Tradition weitergepflanzte Dichtungen unter jenen Gebirglern. Dieselben sind meist erotischen und zwar, wie zugegeben werden muß, häufig auch recht

obscönen Inhalts. So sangen meine Leute in Buea einmal folgende Liebesgeschichte: Ein Mann geht auf die Jagd. Als er zurückkommt, muß er sehen, daß seine Frau kein Holz aus dem Walde geholt, kein Wasser herbeigeschafft und nichts gekocht hat. Erzürnt stellt er sie zur Rede, aber sie giebt nur ausweichende Antworten, sie habe andere Dinge zu thun gehabt, sie habe jene ihr anbefohlenen Geschäfte vergessen u. s. f. Der Mann vermag ihr aber keinen Glauben zu schenken. Verdrossen und mißtrauisch spürt er in der Hütte herum. Da sieht er plötzlich eine fremde Schnupftabakdose liegen. Er fragt, woher dieselbe sei, die Frau giebt vor, nichts davon zu wissen. Endlich aber muß sie doch, mehr und mehr in die Enge getrieben, bekennen, daß ein Mann da gewesen sei, aber erst behauptet sie, es war ihr Bruder, dann soll es der Schwager gewesen sein, bis endlich der Mann selbst sie zu überführen vermag, daß sie mit einem Freunde gebuhlt habe. — Die kleine Dichtung wurde als Wechselgesang mit dramatischer Lebhaftigkeit zum Vortrag gebracht.

Die Bakwiris besitzen auch selbständige Dichtungen, die mit Musik und Tanz nichts zu thun haben. Und wie bei einem Naturvolk nicht anders zu erwarten, finden wir hier namentlich die Thierfabel vertreten. Es ist mir gelungen, eine kleine Probe aus diesem interessanten Gebiete aufzutreiben, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

Der Elephant ging einst zum Meeresufer, da zu baden. Da sah er eine Schildkröte über den Sand kriechen und sprach zu ihr: „Du bist ein faules Thier, du kannst nur Schritt für Schritt marschiren.“ Aber sie erwiderte: „Was gilt, ich komme schneller fort, als Du!“ Darauf läuft der Elephant mehrere Wochen ins Gebirge, sich Kraft anzufressen. Die Schildkröte aber geht zu einigen ihrer Schwestern und dingt sie, daß sie sich von der Küste an in gemessenen Entfernungen längs des Weges aufstellen, den der verabredete Wettlauf nehmen soll. Sie selbst wählt ihren Platz zu oberst am Ziele, auf dem Berge. Als der Elephant nach einiger Zeit zurückkommt, spricht die Schildkröte am Meere, die er natürlich für die frühere Bekannte hält, zu ihm: „Nun kann's losgehen“

und alsbald rennt der Elephant blindlings, ohne sich umzusehen, davon, daß der Boden erzittert. Aber als er schwitzend das nächste Dorf erreicht, hockt die Schildkröte bereits behaglich am Wege. Da ruft er: „Da ist es schon, das elende Thier, ich muß noch besser laufen“. Und abermals stürmt er pustend davon. Jedoch wie er auch eilt, überall ist seine Feindin schon vor ihm angekommen. Die Wuth stachelt ihn zu wahnsinniger Anspornung aller Kräfte an. Blutiger Schweiß rinnt an seinem Leibe nieder, die Augen treten geröthet aus ihren Höhlen, und als er endlich auf der Höhe ankommt, bricht er taumelnd zusammen und verendet Angesichts seiner glücklicheren Rivalin.

Wem fällt hier nicht die außerordentliche Aehnlichkeit mit einem bekannten deutschen Märchen: der Wettlauf des Hasen mit dem Schweinegel — auf, wo auch der übermüthige Lampe von dem pfißigen Stachelthiere in genau derselben Weise überlistet wird. Wie kann man sich das erklären? Sollte die kleine Fabel ein Importartikel sein? Die englischen Missionare, die dabei allein in Frage kommen könnten, dürften schwerlich sich mit dergleichen Dingen befaßt haben. So bleibt nur die Erklärung, daß wir es mit dem Product des eigenen Geistes der Eingeborenen zu thun haben, und das dürfte wiederum mit dem stimmen, was wir früher von dem allgemein Menschlichen gesagt haben. Der Kern der kleinen Erzählung aber, der doch unbezweifelt die große Wahrheit ist, daß Klugheit über rohe Kraft geht und Hochmuth vor dem Falle kommt, läßt auch in die Weltanschauung der Schwarzen einen interessanten Einblick thun.

Mit der musikalisch-poetischen Beanlagung vereinigt sich im Bakwiri ein ziemlich heterogenes Talent, das der Beredsamkeit. In der That, ein Cicero würde unter ihnen noch Concurrenten genug finden. Ein solcher fast nackter Buschmensch, der in den seltensten Fällen seinen Namen schreiben kann und nie eine Schule besucht hat, vermag eine halbe Stunde und länger öffentlich zu sprechen, ohne sich ein einziges Mal zu versprechen. Dabei ist seine Redeweise elegant und namentlich außerordentlich bilderreich. Und der Vortrag zeigt größte Modulation der Stimme, die bald zu

sanftem Flüstern herabsinkt, bald donnernd anwächst. Zugleich kommen gewandte Gesten mit zur Verwendung.

Das Volksleben der Neger bietet allerdings Schulung genug für eine derartige oratorische Meisterschaft. Schon auf dem Schiffe und beim ersten Schritt an Land schlägt dem Reisenden das Wort „Palaver“ ans Ohr. Und in der That nennt dasselbe auch das bedeutungsvollste und alltäglichste Stück aus dem Thun und Treiben der „schwarzen“ Rassen. Palaver, die Bezeichnung ist wohl dem romanischen Worte *parlare*, reden, nachgebildet, bedeutet öffentliche Besprechung oder Verhandlung, und diese ist es, ohne die beim Neger nichts abgeht. Zum Palaver treten die Angesehensten und Begütertesten der betreffenden Dörfer zusammen, wenn es gilt, zum blutigen Kampf auszuziehen oder eine friedliche Heirath zusammenzubringen, das Palaver sitzt zu Gericht über den Schwarzen und bestimmt das Verhalten gegen den Weißen. Es ist Börse und Polizei zugleich, der Ausdruck des Volkswillens in den ernstesten und wichtigsten, wie in den einfachsten und gewöhnlichsten Dingen. Da nun aber bei diesem primitiven Parlament auch das Gallerie-Publicum, eine Corona aus allen Ständen und Altern, nicht fehlt, so kann man leicht begreifen, wie hier die Beredsamkeit eine allgemeine, selbst Frauen eigene Fertigkeit bildet.

Ein bedeutungsvolles Stück der Befähigung der Bakwiris offenbart auch ihr reiches naturkundliches, namentlich botanisches Wissen. Ihre Sprache hat selbst für die kleinste Pflanze einen Namen, ebenso wie auch kleine Kinder schon jedes Exemplar aus dem großen Bereiche der Urwald-Flora kennen. Als beispielsweise Knutson einmal eine überaus giftige Wurzel, die er mir gezeigt hatte, einem winzigen Bürschchen vorhielt mit der Frage, ob er das Gewächs kenne, machte der kleine Knirps sofort das Zeichen des Taumelns und Umfallens, indem er damit die Wirkung des bösen Krautes andeuten wollte.

Es ist oben bei Erwähnung der Musik der Bakwiris auch von ihrem Tanze die Rede gewesen. Von demselben ist indeß viel weniger zu sagen, als von der ersteren. Es ist ein Ringtanz, bei dem die Theilnehmer, Männer und Weiber, hinter einander mit

langsamem, aber stark stampfendem Schritt sich im Kreise herum bewegen. Dazu werden in eigenthümlicher Weise verschiedene Theile des Körpers, namentlich die Hüften und die Schultern, bewegt und gedreht, vielfach mit wirklich aner kennenswerther Gewandtheit. Mehrmals tritt dabei ein Mann mit einem Weibe aus der Reihe und tanzt mit ihr drinnen im Kreise Solo in einer allerdings recht ob scönen Weise.

Es ist unglaublich, wie die sich immer gleich bleibende, nach unserem Geschmack höchst langweilige Geschichte den Neger zu fesseln und zu ergötzen vermag. Stundenlang währt dieser plumpe Barentanz. Mitunter klatschen allerdings Personen, die eine Art Tanzordner darzustellen scheinen, in die Hände, und dann tritt eine kurze Pause ein. Aber bald schon beginnt das Singen und Trampeln von Neuem, so daß namentlich in der Nacht der ruhebedürftige Europäer in eine gelinde Verzweiflung gerathen kann. In der Regel beginnt dieser Ball, der bald in der Hütte beim flackernden Scheine des Feuers, bald im Freien abgehalten wird, nur mit zwei oder drei Theilnehmern, die sich zufällig zusammengefunden, aber der laute Gesang lockt rasch immer mehr Leute heran, und so wächst der kleine Kreis allmählich zu einer ungeheuren Runde von sich drängenden und schweißtriefenden Menschen an, denen das höchste Vergnügen aus den funkelnden Augen leuchtet. In dieser Verfassung muß man den Neger sehen, um zu begreifen, was für eine Leidenschaftlichkeit in diesen ungezügelter Naturkindern steckt.

Den oben beschriebenen Tanz sieht man häufig auch schon die kleinen Kinder unter sich tanzen, doch haben diese auch noch eine andere Art, bei der sogar etwas wie förmliche Pas zum Vorschein kommen und die kleinen Füßchen eigenthümlich vorwärts und rückwärts gesetzt werden. Mehrere winzige Bürschchen und Mädchen, unter letzteren beiläufig eine von wahrhaft klassischer Schönheit, tanzten mir diesen Kindertanz alltäglich vor meinem Fenster mit herzwinnender Anmuth und Zierlichkeit, nachdem ich mittelst etwas Brod ihre ursprüngliche Scheu überwunden und sie zu meinen Freunden gemacht hatte.

Von eigentlichen Spielen fand ich unter den Bakwiris nur Ringkämpfe, bei denen sich zwei Parteien gegenüberstehen, deren Glieder sich gegenseitig herausfordern, um sich dann faßartig gebückt am Schopf zu fassen und eventuell zu Boden zu werfen. Diese Belustigungen, die indeß da, wo dabei die Bewohner verschiedener Dörfer sich gegenüberstehen, nur zu oft auch in blutigen Ernst übergehen, erscheinen bei den wohlhabenderen Bakwiris im Innern in überraschendster Weise zu einem förmlichen System ausgebildet, und wird deßhalb erst dann, wenn wir dort angekommen sein werden mit unserem Bericht, ausführlicher davon die Rede sein. Bei den milderer Stämmen des Hinterlandes finden sich diese wilden Kämpfe übrigens nicht mehr.

Recht wenig ist leider von der Industrie der Bakwiris zu sagen, denn poetische Begabung paart sich ja überall nur selten mit technischer Fertigkeit. Doch erscheint ein Handwerk bei ihnen bis zur wirklichen Vollendung ausgebildet, das ist die Korbflechterei. Dieselbe wird ganz ähnlich gehandhabt wie bei uns, und ist man oft versucht, die vorliegenden netten Säckelchen für europäische Arbeit zu halten. Der Bakwiri verfertigt seine Korbwaren auch aus geschälten bez. gespaltenen Weiden, mitunter auch aus dünn geschnittenen Spänen. Auf diese Weise kommen die verschiedensten Hausgeräthe zu Stande, so die Ngola, ein kleiner Korb mit Schlußklappe, um Country-Pfeffer aufzubewahren, ferner die Libota, eine ähnliche Vorrichtung für Palmenkerne, dann die Masaki, Tanzkastagnetten in Form einer kleinen, rings geschlossenen Glocke mit einer Handhabe oben und klappernden Kernen oder Steinen im Innern, die Mba, ein konisch zulaufender Korb, um Fische zu trocknen; von größeren Gegenständen wären zu nennen ein runder Tragkorb mit Tragbändern aus Grasshalmen, für das Auge von solchen aus Flachß kaum zu unterscheiden, die Mossa, weiter ein nach unten sich verjüngender Cocakorb, auf dem Kopf zu tragen, Ngada genannt, ferner die Skoko, eine breite Spanschaukel mit kurzem Holzgriffe, um den Roth aus der Hütte zu bringen u. dgl. m. Die Namen, die wir hier beifügten, werden zugleich die bereits weit fortgeschrittene Entwicklung der Bakwiri-Sprache illustriren.

Es glückte mir übrigens, eine vollständige Sammlung dieser Bakwiri-Korbwaaren zu erwerben, die im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin ihre Stätte gefunden haben. Außer den Stücken des obigen Repertoires durfte ich aber noch manche reizende Improvisation von Seiten der Meisterhand dieser schwarzen Künstler sehen. Wie oft schlug da oder dort Einer meiner Leute ein Bananenblatt oder einen Palmenzweig ab, um in wenigen Augenblicken einen regelrechten Korb mit zierlichem Henkel herzustellen, der dann etwa einige Drangen oder Gummifrüchte aufnehmen mußte. Und derartig geschickte Stämme sollten für unsere colonialen Pläne nicht ein ganz geeignetes Arbeitermaterial abgeben?

Es scheint übrigens, daß das Flechten ganz besonders in der Natur des Neger's gegeben ist, da wir ähnliche, nur mittelst eines anderen Rohmaterials sich bethätigende Fertigkeiten auch im Hinterlande finden werden.

Von anderen Industriezweigen ist bei diesen Gebirgsvölkern nur noch die nach Lage der Sache mit der Flechterei ein wenig verwandte Hausbaukunst und die Waffenschmiederei etwas zur Entwicklung gekommen, während auch in dieser Beziehung in den Hinterländern viel bedeutendere Anläufe zu constatiren sein werden.

Einen viel tieferen Einblick in die wahre Natur der Bakwiris als alle bisher erwähnten Dinge gewähren uns die nun zu berührenden Gebiete des Familienlebens, der Religion und des Rechtswesens. Wir werden hier mehr als irgendwo das allgemein Menschliche finden, vermittelt dessen der Neger trotz seiner schwarzen Haut und sonstiger Abweichungen vom Typus der Weißen doch als uns verwandt und ebenbürtig erscheint; speciell das Rechtswesen wird uns erkennen lassen, daß das unabänderliche Gesetz des Guten, das als etwas der menschlichen Natur Eingepflanztes das eigentliche Merkmal des Menschen darstellt, seinen Unterschied von anderen Geschöpfen unanfechtbar begründet, auch im Neger sich geltend macht und somit ihn eben auch auf die Stufe des Menschen erhebt.

Was zuerst das Familienleben angeht, so finden wir

schon hier viele recht schöne, für eine spätere Civilisations- bez. Missionsarbeit unter diesen „Wilden“ gute Hoffnung machende Züge, freilich neben manchen üblen Auswüchsen. Ganz besonders zu erwähnen ist — um mit der Welt im Kleinen zu beginnen — das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern. Diese Letzteren sind der Stolz und die Freude der Ersteren in einem Grade, daß kinderlose Ehefrauen sehr oft der Zauberei beschuldigt werden und dem Gottesurtheil des Giftbechers sich unterziehen müssen. Merkwürdigerweise sind daneben die Bakwiri-Weiber auch wieder im Gebrauch von Abtreibemitteln sehr bewandert, doch ist zu vermuthen, daß sie solche nur anwenden, wo sie fürchten, durch Wochenbetten zu sehr von ihren vielen und sauren Arbeiten, namentlich dem Lastentragen, abgehalten zu werden. Rührend ist aber auf alle Fälle der Schmerz, den Eltern beim Tode ihrer Kinder an den Tag legen. Nicht nur, daß dann wochenlang die ganze Nacht hindurch ihre Todtenklage gellt, auch Selbstmord, der sonst fast etwas Unbekanntes ist, kommt in diesem Falle vor. So war zur Zeit meiner Anwesenheit in Mapanja der Sohn eines Bakwiri im Meer ertrunken, worauf den unglücklichen Vater eine derartige Verzweiflung und Raserei überkam, daß man ihn durch Fesseln unschädlich machen mußte. Dafür ist aber auch die Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern nicht gering. Und schlechte Behandlung der Letzteren wird mit schwerer Geldstrafe, in Wiederholungsfällen sogar mit dem Tode bestraft. So mußte in Mapanja ein Sohn, der seine alte Mutter geschlagen, zwei Schafe und drei Ziegen zur Sühne schlachten.

Bei dieser Gelegenheit sei auch noch der komischen Sitte der Bakwiri-Mütter, die kleinsten Kinder in einer Art Sack-Futteral um den Hals zu tragen wie ein Medaillon, erwähnt. Doch transportirt man daneben die jungen Wesen auch auf dem Rücken oder läßt sie auf der Hüfte reiten.

Sehr gut ist weiter auch das Verhältniß der Geschwister zu einander, wie man dies unter allen Naturvölkern beobachten kann. Denn die Geschwisterliebe hat die Natur selbst angebahnt, sie ist das älteste und nächstliegende Liebesverhältniß, während die

Gattenliebe von diesem Gesichtspunkte aus erst in zweiter Linie rangirt. Darum finden wir eben jene schon voll entwickelt, wo diese noch auf der niedrigsten, fast thierischen Stufe steht, und die alte Poesie — man denke an die Iphigeniendichtung — hat die Geschwisterliebe, noch nicht die eheliche Liebe verherrlicht. Demgemäß treffen wir unter den Bakwiris aber auch jene uralte, in ihrer Ausübung finstre, in ihrer Wurzel jedoch so rührende Sitte, die Blutrache, die eben aus der Geschwisterliebe, aus der solidarischen Haft des Bruders für den Bruder hervorgeht. Man muß wissen, was aus dem sonst so gutmüthigen, leichtsinnigen, und in mancher Hinsicht auch trägen und feigen Neger wird, wenn einer seiner Lieben getödtet wurde, um die furchtbare Macht jenes Naturtriebes zu begreifen. Der schwarze Bursche verwandelt sich dann in der That in ein reißendes Thier. Er ißt und trinkt kaum mehr; er hat nur noch eine Idee, und die heißt: Rache. Monatlang streicht und schleicht er lauend durch die Büsche, ob es ihm glücken möchte, seinen Todfeind zu erspähen. Seine Flinte ist mit Pulver und Blei überladen, und er hat einen furchtbaren Eid darauf gelegt, er will sie nur abschießen, wenn er damit seinen Durst nach Blut befriedigt. Und welchen Ernst es hat mit diesem Schwur, beweise ein Vorkommniß in Mapanja.

Ein Rächer wird von seinem besten Freunde besucht. Dieser sieht die Flinte, die jener eben zu dem bewußten Zwecke geladen, in einer Ecke stehen; er spielt ahnungslos damit und sie entlädt sich. Da ruft der Rächer: „Was hast du gethan, du mußt sterben!“ Dabei blieb er auch viele Tage beharrlich stehen, und nur den flehentlichen Bitten der ganzen Stadt gelang es schließlich, ihn dahin zu bringen, daß er mit einer Buße von vielen Schlachtthieren sich zufrieden gab.

Wie anderwärts richtet diese barbarische Sitte auch dort zu Lande viel Unheil an. Denn der Rächer beschränkt sich nicht darauf, jenen, der das ihm theure Blut vergossen hat, anzutasten; in seiner blinden Wuth legt er sich vor die Stadt, der derselbe angehört, und schießt Jeden nieder, der von da herausgeht. Dadurch wird natürlich auch dort wieder die Blutrache entfesselt,

und nun beginnt ein langes Herüber- und Hinüberschießen, das oft ganze Ortschaften aussterben macht und nur selten durch das Angebot von Sühnopfern in Gestalt von Ziegen und Schafen zum Stillstand gebracht werden kann, denn die Antwort auf diesbezügliche Anerbieten lautet zumeist: „Nein, nicht Geld für Blut!“ Natürlich kommt so auch eine große Unsicherheit in den Verkehr der Städte unter einander. Diese fürchten sich dorthin, und Jene dahin zu gehen, und wenn eine Reise doch unvermeidlich ist, so muß der Betreffende oft weite Umwege machen, um nicht in ein Gebiet zu kommen, das auf seine Heimath den Blutbann gelegt hat. So sah ich in Mapanja einen finsternen Gesellen, der schon eine ganze Anzahl Menschen umgebracht hatte, und nun sich nicht mehr aus dem kleinen Orte zu entfernen wagte. Aber als ihn Knutson mir vorstellte, fügte er zugleich hinzu: „Einmal trifft ihn die rächende Kugel doch noch, trotz aller Vorsicht.“

Für die große Heilighaltung des Blutsverwandtschaftsverhältnisses innerhalb des Bakwiristammes spricht auch noch dies, daß Ehen unter Geschwistern und zwar selbst unter Stiefgeschwistern streng verboten sind.

Im Uebrigen bietet das Capitel Ehe in jenem Berglande noch vieles wenig Erfreuliche. Die Vielweiberei steht dort in hoher Blüthe und wird selbst mit einem gewissen Aufwand von Scharfsinn vertheidigt. So sagte mir Ciner, als ich ihm seine Frage, wie viel die Leute in meiner Heimath denn Weiber zu haben pflegten, beantwortet hatte: „Was, nur eine? Das ist nicht wohl gethan! Denn wenn nun die Eine nichts taugt, was dann?“ Indeß die herbe Noth des Lebens legt auch hier dem sinnlichen Verlangen eine Fessel an. Nur Wenige sind reich genug, um sich mehr als vier oder sechs Frauen kaufen zu können, doch findet man auch Harems mit dreißig und fünfzig Köpfen.

Das Verhältniß der Weiber eines Mannes untereinander und ebenso das zwischen diesen und ihren Männern ist fast ausnahmslos ein gutes. Das Gesetz verwehrt auch dem Ehegatten bei Todesstrafe, seine Frau zu tödten. Selbst schlagen darf er sie nur, wenn sie sich hinter seinem Rücken mit einem Andern

eingelassen. Dabei ist indeß von einer Liebe in unserem Sinne so wenig die Rede, daß nicht einmal etwas wie Eifersucht vorhanden ist. Allerdings wird der Ehebruch eines Mannes mit einer Frau insofern gestraft, als der Missethäter gezwungen wird, ein oder mehrere Ziegen zu schlachten, indeß wird dabei das Vergehen doch nur vom Gesichtspunkte des Diebstahls aus betrachtet. Der Ehebrecher hat sich bei seiner That fremden Eigenthums, als welches die von ihrem Manne gekaufte Frau anzusehen ist, bemächtigt und muß darum an seinem Eigenthum gestraft werden. Daß diese Darstellung richtig ist, beweist dabei auch der Umstand, daß die Höhe der Strafe — ob eine, zwei oder mehr Ziegen — abhängt von der Jugend der betreffenden Frau. Denn je älter sie ist, um so weniger Werth repräsentirt diese lebendige Waare. Von einem gewissen Alter ab wird das Vergehen sogar ganz straffrei. Hierbei ist übrigens noch zu erwähnen, daß selbst der König, wenn er sich an Frauen seiner Unterthanen wagt, bezahlen muß. So sah sich der Herrscher von Mapanja zur Zeit meiner Anwesenheit gezwungen, zwei Ziegen für einen doppelten Fehltritt zum Besten zu geben. Er zählte beiläufig schon einige sechzig Sahre.

Der Gang eines solchen Ehebruchsprocesses — englisch women-palaver genannt — pflegt derart zu sein, daß die gemißbrauchte Frau, wiewohl der Widerstand einer solchen niemals sehr ernst sein soll, im Gemeinde-Palaver klagbar auftritt. Es ist aber gewiß bezeichnend für den feinen Rechtsinn dieser rohen Stämme, daß dabei nie der geschädigte Ehemann mitreden darf.

Ein Vergehen mit einem unverheiratheten Mädchen kann um deswillen nicht vorkommen, weil solche sofort, wenn sie erwachsen sind, verkauft werden. Die Jungfrauschast wird dabei von dem betreffenden Vater förmlich verbürgt und würde, wenn sich hinterher die Unwahrheit seiner Angabe ergäbe, eine schwere Vermögensbuße die Folge sein. Denn er hätte ja eine geringwerthigere Waare als eine bessere verkauft. Man kann sich denken, daß unter solchen Umständen außereheliche Geburten kaum vorkommen können. Sie gelten auf alle Fälle aber als eine große Schande.

Man wolle übrigens nicht glauben, daß die so zu sagen sachliche oder mercantile Auffassung, der die Frau unterliegt, in dem Verhältniß zu ihrem Manne eine für sie besonders unehrenhafte Wirkung habe. Im Gegentheil hat dies für die Praxis der Eheführung so wenig Bedeutung, daß die Frau vermöge der ihrem Geschlechte unter allen Himmelsstrichen eigenen Klugheit auch hier oft genug den Mann beherrscht und den „Pantoffel“ schwingt.

Eigenthümlich ist bei im Ganzen so laxen Sitten die dem etwa im Lande anwesenden Europäer den eingeborenen Frauen gegenüber zugewiesene Stellung. Sein Umgang mit einer von ihnen wird mit einer oft verzehnfachten Strafe belegt. Doch darf man diese Thatsache kaum mit einem Rassenhaß in Verbindung bringen, sie entstammt wohl vielmehr der Habgier, die den vermögenden Weißen bei der gegebenen günstigen Gelegenheit möglichst ausbeuten möchte. Immerhin aber ist es auffallend, daß unter den Bakwiris die Ansicht verbreitet ist, daß eine schwarze Frau, die sich mit einem weißen Manne einläßt, der Fähigkeit, fernerhin Kinder zu bekommen, verlustig gehe. Ob dieses Gerücht nicht doch vielleicht die Herren Ehemänner in einer Anwandlung von Eifersucht aufgebracht haben?

Eine merkwürdige Einrichtung sind die hier sehr üblichen Kinderheirathen. Viele Väter verkaufen nämlich aus schnöder Geldgier ihre Töchter schon bald nach dem Säuglingsalter an die Väter entsprechend kleiner Knaben. Wenn sie mannbar geworden, werden dann die so Verlobten zusammengebracht. So konnte es kommen, daß ein kleiner, etwa neunjähriger Diener der Schweden bereits Bräutigam war.

Die Heirathen vollziehen sich bei dem geringen Stammesbewußtsein, das wir hier finden, fast nur innerhalb eines Ortes. Kommt es aber einmal vor, daß ein Mann sich eine Frau aus der Nachbarschaft holt, so wird diese, die im reichsten Schmucke auszuziehen pflegt, von einem sie erwartenden jungen Manne über die Grenze des Ortes getragen. Auch braucht sie drei Monate nichts zu arbeiten. Wittwen giebt es im Bakwiri-Land nicht.

Denn wenn ein Ehemann stirbt, muß der Bruder desselben die Frau nehmen. Ist ein solcher nicht vorhanden, so fällt sie an den König. —

Nach den Eheverhältnissen haben die Beerdigungszeremonien als letztes Stück aus dem Familienleben noch Anspruch auf eine Darlegung. Sind dieselben doch auch eigenthümlich genug. Der todte Bakwiri wird nämlich und zwar unter betäubendem Geheul des ganzen Dorfes stets in seiner Wohnung begraben und dann drei Wochen lang ein Feuer in der Hütte unterhalten, das wohl eine alte religiöse Bedeutung haben mag, in der That aber wenigstens dazu beiträgt, die durch die verwesende Leiche verdorbene Luft zu verbessern. Die ganz auffallende Sitte aber hängt sicherlich, wenn auch dem gegenwärtigen Geschlechte nicht mehr bewußt, mit einer Art von Unsterblichkeitscultus zusammen. Man sucht den Todten dem Hause und den Seinen zu erhalten, wie dies ja auch die alten Aegyptier mittelst des Einbalsamirens zu thun bestrebt waren.

Ist die Bestattung vorüber, so beginnt die Todtenklage, die von den nächsten Verwandten auszuführen ist. Es gilt als eine große Schande für den Todten wie die Ueberlebenden, wenn sie nicht möglichst laut und möglichst lange zum Ausdruck kommt. So klagte in Mapanja kürzlich eine Frau um ihren verstorbenen Mann einen ganzen Monat lang. Die Zeit dafür ist die Nacht und zwar meist die letzten Stunden derselben, ehe der Tag anbricht, doch füllen manche der Leidtragenden auch die ganze Zeit von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang mit ihrem Geheul aus. Dasselbe bekundet übrigens wieder die musikalische Beanlagung des Stammes, denn es wird, der traurigen Veranlassung entsprechend, in Moll-Tonart gehalten und bewegt sich immer nur zwischen zwei Tönen, etwa e-f-e, die langgezogen aber mit so gellender Stimme und solcher Höhe ausgestoßen werden, daß es wahrhaft markerschütternd durch die Tropennacht und den düstern Buschwald klingt.

Besonders feierlich ist die Beerdigung eines Königs. Dann wird sogar ein Sklave getödtet, bezüglich dessen sterblicher Ueber-

reste beiläufig das ohne Zweifel wohlbegründete Gerücht geht, daß sie von den Leidtragenden aufgeessen werden.

Das arme menschliche Opferlamm wird zu diesem Zwecke jedesmal erst von den Stämmen im Hinterlande gekauft, denn — und damit ist das Bild, das ich von dem häuslichen Leben der Bakwiris zeichnen wollte, beschlossen — diese Bergbewohner haben nicht, wie ihre besser situirten Nachbarn in der Ebene, die Handelsstämme der Küste und die Ackerbauer des Innern, eigene Sklaven oder gar, wie die Letzteren, besondere Sklavenstädte.

So konnte es kommen, um dies beiläufig zu erwähnen, daß ich schon hier im Küstengebiet eine große Bezugsquelle für Sklaven, den Sklavenmarkt Bafon, nennen hörte, ohne daß mir aber Jemand angeben konnte oder wollte, wo und wie weit im Innern derselbe belegen sei. Die mysteriöse Stadt spielte die Rolle eines verzauberten Paradieses und ich ahnte nicht, daß es mir gelingen sollte, das gefeierte Eldorado wirklich zu erreichen. —

Dürftiger als alles Andere erscheint das religiöse Gebiet unter den Bakwiris angebaut. Eine eigentliche Gottesidee ist bei ihnen ursprünglich wenigstens nicht vorhanden. Was man davon bruchstückweise hie und da antrifft, ist ganz unzweifelhaft von den Missionaren importirt worden. Dahin sind Vorstellungen wie die zu rechnen, daß, wenn es, wie dies auch während meiner Anwesenheit in Mapanja mehrmals geschah, auf dem Hochgebirge schneite, der Gott eine weiße Decke ausbreite, oder daß die Gottheit, die da oben wohne, halb Mensch halb Stein sei und nur ein Auge habe. Thatsächlich ist die eigentliche Religion dieser Bergvölker nur erst der Fetischismus, der Aberglaube, der alles mögliche übermächtige Böse fürchtet, gegen das er sich durch Zaubermittel, wie Amulette und dergl., schützen mußte. Daher der stark verbreitete Glaube an Hexerei, nach welchem der oder jener Mensch einem Andern mittelst Zaubers Uebles, namentlich Krankheiten anfügen könne, und daher auch die Macht des Medicinmannes oder Fetischmannes, der außer über eine ziemliche Anzahl von theilweise recht guten und wirksamen, der reichen Urwaldsnatur entlehnten Medi-

camenten auch über die Mittel, den bösen Zauber zu entdecken, bezunschädlich zu machen, verfügt.

Hat z. B. irgend Einen aus der Gemeinde ein schweres Unwohlsein oder sonst ein Unfall, selbst Diebstähle nicht ausgenommen, betroffen, so setzt er sich mit dem erwähnten Zauberünstler in Verbindung. Dieser nimmt hierauf eine Schüssel mit Wasser und, indem er sich wie lauschend über sie beugt, spricht er: „Vater, Mutter (damit meint er wohl Geister von Abgeschiedenen), offenbart mir, wer den Zauber verübt hat!“ Nach einer Weile weiß der Schwindler einen Namen zu nennen. Der Betreffende wird darauf vor das Palaver geladen, und nun kommt das Gottesurtheil, das unter den Volkswirris eine überaus bedeutsame Rolle spielt, zur Anwendung.

Aus einem Gefäße mit einem Giftrunke, einer Abkochung des sogenannten Sascha-Woods, das indeß bisher bestimmt zu identificiren (ob vielleicht Bitterholz, *Quassia amara* L.?) noch nicht hat glücken wollen, da die Herstellung von den Eingeborenen sehr geheim gehalten wird, muß der Angeschuldigte mehrmals etwas mit der hohlen Hand schöpfen und trinken, was er in dem Bewußtsein seiner Unschuld und daraus folgender Unverletzlichkeit auch stets ohne Bedenken thut. Erfolgt darauf Erbrechen der genossenen Flüssigkeit, so gilt seine Unschuld als offen dargethan, und während der Betreffende, beiläufig oft auch ein Weib, noch vom Genuße des Giftes taumelt, bricht Alles in eine unbändige Freude aus, die sich schließlich selbst in Abschlachten und Verzehren von Schafen und Ziegen Luft macht. Erfolgt indeß das Erbrechen nicht, so gilt die Schuld für erwiesen, und der Unglückliche wird mittelst der schon genannten Fäschinenmesser ohne Weiteres niedergehauen, wobei sich selbst seine nächsten Verwandten eifrig betheiligen müssen, wollen sie sich nicht dem gefährlichen Verdachte, bei dem Zauberwerke betheiligt gewesen zu sein, aussetzen.

Man wird leicht erkennen, welch bequeme Gelegenheit, eine Privatrache zu befriedigen, mit dieser Sitte gegeben ist. In der That pflegt der Medicinmann auch, sobald eine Verzauberung bei

ihm angemeldet worden ist, auf die Straße zu eilen und dort den oder jenen Dorfgenossen zu fragen, ob er einen Feind oder einen unbequemen Gläubiger habe, indem er sich erbietet, einen solchen mittelst des Gottesurtheiles aus dem Wege zu räumen.

Freilich läuft der Zauberünstler dabei selbst große Gefahr. Denn wenn der Beschuldigte schadlos ausgeht, so macht man leicht ihm den Proceß wegen Betrugs und Mordversuchs. Ein eclatantes Beispiel hierfür trug sich kurz vor meiner Ankunft in Manpanja zu. Es betraf dasselbe sogar einen König. Dieser hatte mehrmals die öffentliche Beschuldigung der Zauberei gegen Dorfbewohner erhoben, aber das Gottesurtheil hatte jedesmal gegen ihn entschieden. Darob ergrimmt die biedereren Hochländer schließlich so, daß der König aus seinem kleinen Reiche fliehen mußte, sammt seiner ganzen Dynastie der Krone für verlustig erklärt und endlich, nachdem er im Busche Einige getödtet hatte, selbst noch niedergeschossen wurde. Eine gewisse Milde macht sich übrigens bei jener grausen Sitte insofern noch geltend, als den Angeschuldigten gestattet wird, nach dem Genuß des Giftes den Finger in den Schlund zu stecken, um die Fähigkeit zu brechen zu erhöhen. —

Wie von einem höheren Wesen, so haben die Bakwiris auch keine Idee von einer Unsterblichkeit. Man sagt wohl, der Todte ist in den Busch gegangen und glaubt an die Möglichkeit, daß er noch einige Zeit lang wieder in seiner Hütte erscheinen könne, aber später hört Alles auf. Dagegen existirt eine Art Seelenwanderungslehre insofern, als man in einem bösen Thiere einen bösen Menschen verkörpert sieht.

So gering indeß auch die eigentlichen religiösen Vorstellungen der Bakwiris sein mögen, an religiösen Ceremonien fehlt es gleichwohl nicht; der Ritus erscheint ungleich mehr entwickelt als die Dogmatik. Namentlich finden wir hier schon die Beschneidung. Sie wird, im Gegensatz zu den Volksstämmen der Goldküste und des Nigergebiets, wo ihr vielfach auch die Weiber unterliegen, nur am männlichen Geschlechte ausgeführt und meist zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre vorgenommen. Der betreffende Knabe trägt dann

längere Zeit statt des Zeugschurzes einen solchen aus kühlenden Blättern und muß an einem besonderen Platze essen. Letztere Vorschrift kommt beiläufig auch bei syphilitisch Kranken zur Anwendung.

Interessanter noch sind die zahlreichen, strengen Speisegesetze, denen wir hier und auch weiter drinnen im Lande begegnen. So ist es z. B. den Bakwiri-Weibern durchaus untersagt, Hühner und Eier zu genießen. Daneben giebt es auch noch individuelle Speisegebote insofern, als der oder jener Vater sterbend seinem Sohne verbietet, eine bestimmte Frucht- oder Fleischart zu essen, wenn er nicht viel Unheil davon haben wolle. So kommt es, daß man bei Mahlzeiten, wo mehrere Bakwiris gemeinsam speisen, wie dies z. B. ja meine Träger thun mußten, immer Einige von dem oder jenem nichts nehmen sieht, so groß auch ihr Appetit sein mag.

Ob derartige auffallende Normen vielleicht gar von einer Berührung mit asiatischen, bez. semitischen Völkern herrühren mögen, zu der es in einer fernen Zeit, als die Bakwiris noch weiter im Innern wohnten, gekommen sein kann?

Gewiß aber dürfte die Betrachtung ihres ganzen religiösen Wesens die Ueberzeugung wecken, daß eine christliche Mission Angesichts so geringer Keime nur mit Mühe Resultate wird gewinnen können; der Bakwiri lebt in einer ganz unbeschreiblichen Naivetät und Sorglosigkeit in den Tag hinein, ohne viel nach einer überirdischen Welt zu fragen. Er ist auch hier wieder das tändelnde, fröhliche Kind. Ich möchte fast glauben, daß tiefere Ideen hier erst werden Wurzel schlagen können, wenn eine culturelle Hebung, eine Erziehung zu Arbeit und regelmäßigem Leben vorausgegangen sein wird. Doch will ich, um nicht allzu pessimistisch zu erscheinen, schon jetzt bemerken, daß meine Träger späterhin in Bakundu ba Nambele unaufgefordert am Gottesdienste des Herrn Richardson theilnahmen und dessen Predigt auch recht aufmerksam lauschten, so daß das alte Wort von der „anima naturaliter christiana“ doch vielleicht auch auf diesen urwüchsigen Negerstamm angewandt werden darf. —

Ungleich Günstigeres, als das eben abgeschlossene Capitel, er-

giebt eine Betrachtung der Justizverhältnisse des Gebiets. Es tritt uns hier, ganz unerwartet gewiß, ebenso ein förmliches System, eine wenn auch nur traditionell bewirkte Rechtscodificirung, sowie eine fast drakonische Strenge in der Handhabung entgegen.

Das letztere gilt namentlich hinsichtlich vergossenen Menschenblutes. Hier ist die Strafe immer nur der Tod, selbst wenn die betreffende That lediglich aus Versehen oder Unvorsichtigkeit geschah. In Mapanja war kürzlich einem Mann bei der Jagd das Gewehr losgegangen und hatte einen seiner Verwandten getödtet. Der Unglückliche erschien in der schwedischen Factorerei und bat, ihm ein Gewehr zu leihen, er wolle sich das Leben nehmen, denn er müßte doch einmal sterben. In der That nahen sich auch bald die Abgesandten des Palavers, um ihn zum Hochgericht zu führen. Moderne Gesetzgeber von einer gewissen Sorte mit ihren Ideen von der Aufhebung der Todesstrafe würden also hier wenig Anklang finden. Da gilt es unabänderlich: „Blut für Blut“.

Und wie klug die einfachen Naturkinder bei der Ausspürung des Thäters zu Wege gehen! So hatte ein Mann ebenfalls einen Genossen aus Versehen im Walde erschossen. Er trug den Leichnam in einen Busch, versetzte ihm noch eine Anzahl tiefer Säbelhiebe und rannte dann fürchterlich wehklagend in seine Stadt, indem er erzählte, Feinde hätten seinen Freund im Dickicht überfallen und niedergemacht. Man brach darauf dorthin auf, aber daselbst angekommen, sagte Einer: „Freunde, seht, es führen ja nur jenes Mannes Spuren in den Busch und heraus. Er ist der Mörder und Niemand anders“. Verwirrt bekannte nun dieser auch und wurde alsbald in Stücke zerhauen.

Fast mit gleicher Strenge verfährt die öffentliche Meinung dem Diebstahl gegenüber, obwohl derselbe doch so im Bakwiri-Naturell liegt. Hier kommt sogar die Folter in Anwendung. Man zieht den hartnäckigen Leugner an einem Pfahle mittelst der gefesselten Hände in die Höhe und dann nahen sich tanzende Weiber mit Feuerbränden, ihn zu quälen, bis er gesteht oder verendet. Darum ist denn die Furcht schuldbeladener Gewissen nicht gering. So hatte ein Mann eine Ziege gestohlen. Als er sich verrathen

sah, schoß er sich in selbstmörderischer Absicht in den Kopf, traf aber nur die Kinnlade, so daß sie zu Boden fiel und der Unglückliche furchtbar verstümmelt war. Ferner beweist die präcise Wirksamkeit dieser Volksjustiz ein Vorgang bei den Schweden. Man war bei diesen in der Nacht eingebrochen und hatte für etwa 3 Pfd. Sterl. Waare gestohlen. Die Beraubten gingen darauf mit der Drohung, sich nöthigenfalls an den deutschen Gouverneur zu wenden, den König von Japanja an, und siehe, am nächsten Morgen schon lagen die vermißten Gegenstände insgesammt wieder vor ihrer Thür.

Um mit diesem ganzen Abschnitte abzuschließen, soll nun auch noch ein kurzer Blick auf die ebenfalls nicht uninteressante Verfassung der Bakwiris gethan werden. Hierbei tritt uns vor Allem die Thatsache entgegen, daß das Stammesbewußtsein unter denselben ein äußerst geringes ist, wie wir dies bei allen geschichtlich noch nicht weiter entwickelten Völkern finden. Wohl fühlten sich meine Träger, soweit auf der Reise ihre Muttersprache reichte, behaglicher als anderwärts, auch fanden sie innerhalb dieses Gebietes meist freundliche Aufnahme, während man ihnen von Seite heterogener Stämme kalt und selbst mißtrauisch begegnete. Im Uebrigen aber sind innigere Wechselbeziehungen zwischen den stammverwandten Ansiedlungen nicht vorhanden, im Gegentheil finden oft unter denselben blutige Fehden statt. Auch trägt, wie bereits erwähnt, die Blutrache zu solcher Isolirung viel bei.

Jede, auch die kleinste Stadt von fünf, sechs Häusern, bildet einen Staat für sich. Auch die Rechtspflege geht über diesen Kreis nicht hinaus, so daß der Todtschlag, der, an einem der Mitbürger verübt, die Todesstrafe nach sich ziehen würde, wenn er den Angehörigen einer fremden Stadt betraf, von Niemand außer etwa von den jenseitigen Bluträchern geahndet wird. Man sieht, die Bakwiris sind über die einfachste Art von Gemeinwesen, die Familie, das patriarchalische Verhältniß, noch nicht hinausgekommen, und ihre staatliche Organisation stellt das vollendetste Ideal von dem Zerfallen eines Volkes in lauter selbständige „Cantone“ dar, wie es in den Köpfen von modernen Communisten spukt.

Auch die Regierung dieser winzigen Staaten ist eine echt demokratische, wenn auch nur verkappt und nebenbei mit einem kleinen oligarchischen Anflug. Jede Stadt hat zwar einen, unter Umständen selbst mehrere Könige (Mapanja z. B. besitzt deren drei), und diese Würde ist sogar eine dynastisch erbliche, aber in der Wirklichkeit sinkt diese Art von Monarchie doch nur zu einem Scheinkönigthum herab. Nicht davon zu reden, daß der Herrscher sogar abgesetzt werden kann, in welchem Falle immer auch die ganze Thronfolge für seine Familie verloren geht, nein, selbst während seiner unbestrittenen Herrschaft ist er eine ziemliche Null. Das Palaver, der Gemeinderath, gebildet, wie erwähnt, aus den angesehensten und begütertsten Einwohnern, die verheirathet sein müssen, hat das Heft in Händen. Wohl präsidiert der König demselben, aber er muß immer ängstlich darauf sehen, daß er dort mit seiner Ansicht durchdringt und nicht überstimmt wird, sonst steht es schlimm mit ihm. Die Monarchie ist also unter diesen „Wilden“ derartig stark constitutionell entwickelt, daß der anspruchsvollste Fortschrittsmann daran seine Freude haben könnte und eigentlich diesen Regierstaat als sein in die Wirklichkeit übergesetztes Ideal preisen müßte. Ich bemerke hierzu gleich noch, daß im Hinterlande dieser Parlamentarismus insofern noch vervollkommenet erscheint, als dort auch förmliche Palaverhäuser existiren, die den Bakwiris fehlen.

Trotz seiner sehr beschränkten Macht muß doch der Regent mit einem gewissen Pomp auftreten, wie solches ja bekanntlich auch die selbstherrlichen Engländer von ihrer Königin verlangen. So darf er am Tanze nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten theilnehmen, z. B. nach großen Palavern, die freilich ebenso wie die anderen meist mit einer ungeheuren Prügelei endigen. Geht er in eine fremde Stadt, so nimmt er möglichst viele feingekleidete Weiber mit. Niemals darf er etwas tragen, sondern muß im Bedarfsfalle Diener bei sich haben. Auch ist seine Person geheiligt, Niemand darf ihn bei schwerer Strafe schlagen, doch hat auch er nicht das Recht, Andere körperlich zu züchtigen, sonst wird er auf deren Antrag vom Palaver zu schwerer Geldstrafe verurtheilt.

Die Erbfolge regelt sich entsprechend dem bekanntlich unter den sämtlichen Negerstämmen geltenden sogenannten Neffen-Erbrechte in der Weise, daß nach des Königs Tod zunächst sein Bruder, und erst, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, sein Sohn zur Regierung gelangt. Ist der letztere minorenn, so herrscht für ihn ein Regent, als welcher immer der angesehenste Mann der Stadt erwählt wird. —

Wir haben uns bei den Bakwiris länger aufgehalten, weil wir es hier mit dem für die nächste Zukunft unserer jungen Colonie wichtigsten Theile der Bevölkerung Kameruns zu thun haben. Das Gedeihen des projectirten Plantagenbaues hängt von der Qualität der zu habenden Arbeiter ab, und der Leser wird wohl nunmehr mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, das Material, das dazu die Bakwiris abgeben würden, ist kein schlechtes. —

Auf alle Fälle wird man mir glauben, wenn ich sage, daß mir die Zeit in Mapanja nicht lang wurde, sondern daß mir die Beobachtung des interessanten Völkchens genug Unterhaltung gewährte. Und an Gelegenheit dazu fehlte es mir nicht. Denn Tag für Tag belagerten ganze Schaaren Schwarzer, Männer, Frauen und Kinder, das Haus, und die guten Schweden wurden es niemals überdrüssig, mit Jedem zu plaudern und sein Anliegen anzuhören. Die Einen wünschten Gummi zu verkaufen, Andere baten um Medicin für das und jenes Gebrechen, noch Andere bettelten um Brod oder Rum. Nicht Wenige kamen auch lediglich aus Neugierde. Denn irgend etwas ihnen Neues bot die europäische Factorie doch immer ihren Augen. Deffnete man nur da oder dort einen der Mattenläden, die die Stelle der Fenster in dem neuen Gebäude vertraten, so tauchten gar bald schon einige Wollköpfe in der Deffnung auf, um mit weit aufgerissenen Augen das schlichte Gemach zu überblicken, das den armen Naturkindern wohl wie ein Feenschloß erscheinen mochte. Manche, die schon fecker waren, drängten sich sogar häufig durch die Thüren ins Zimmer, wo ihre Schweißausdünstung bald eine miserable Atmosphäre erzeugte, bis die kräftige Faust Knutson's oder eines seiner Gefährten einmal reine Wirthschaft machte und die ganze zweck-

los herumstehende Gesellschaft an die Luft setzte, was sie lachend und scherzend über sich ergehen ließen.

Sehr häufig kam auch der erste König mit seiner alten Schiffer-Mütze, dem einzigen Abzeichen seiner Würde, uns zu besuchen. Die Art aber, wie er beim ersten Male herumschnüffelte, bewies uns, daß er Hintergedanken hatte. Er spähte nach Rum, den wir mitgebracht haben könnten, und da ich seine Verwendung bei der Anwerbung von Trägern sehr nöthig hatte, denn ohne seine Erlaubniß würde nicht Einer aus dem Dorfe mit dem Reisenden gehen, so ließ ich ihm einen ganzen Ballon der edlen Flüssigkeit übermitteln, den er hinnahm mit der Erklärung, ich sei der beste und vornehmste von allen Menschen. Auch ließ er sich nicht „lumpen“, wie man zu sagen pflegt, sondern erschien bereits am nächsten Tag mit einem Knaben, der, wie einst der Page Falstaffs die Rüstung seines Herrn, eine Schüssel Wildhonig trug, deren süßer Inhalt zum Geschenk für mich bestimmt war.

Am meisten Beschäftigung gewährte mir aber die oben erwähnte Anwerbung der Träger. Nachdem mein Plan einmal bekannt geworden, naheten sich Aspiranten, die, wenn sie körperlich geeignet erschienen, zum Preise von 2 Schillingen pro Tag angenommen wurden. Der Pact wurde jedesmal durch eine Flasche Rum besiegelt und mehr wie Einer ging davon, um, freilich nicht ohne Einwirkung einiger kräftiger Züge, draußen am Gartenzaun mit seinem blanken Schwert in der Hand einen kriegerischen Tanz aufzuführen aus Freude über die in Aussicht stehende Reise und die dadurch gebotene Abwechslung.

Freilich nicht immer ging das Geschäft so glatt ab. Manche redeten Stunden lang um die Sache herum und schwankten schier ohne Aufhören zwischen Reisefurcht und Reisefreudigkeit. Viele verlangten auch die zu tragenden Ballen zu sehen und ließen dieselben halbe Tage lang prüfend und wägend durch die Hände gehen, bis sie endlich an die ihnen am bequemsten scheinende Last einen Zettel hefteten mit der Inschrift: „Dies nehme ich“. Auch die anscheinend so einfache Lohnfrage verursachte mehrfach die langathmigsten Discussionen und immer wiederholte

Erklärungsversuche. Die Meisten vermochten sich nämlich den Werth von 2 Schillingen nicht vorzustellen, so daß wir es schließlich für das Einfachste hielten, ihnen vorzurechnen, wie viel sie etwa nach einem 10- oder 12wöchigen Dienst würden an Stoff oder Tabak oder Rum heimtragen dürfen. Das lockte natürlich nicht wenig, und so hatten wir denn bereits nach acht Tagen ca. 40 Mann beisammen. Unter diesen befanden sich auch vier sogenannte Hetmane, die immer ein Häuflein von je zehn zu überwachen haben sollten. Zum Chef der ganzen Schaar aber hatte Knutson einen riesigen Menschen gewählt, der einen Lohn von 4 Schilling täglich zugesichert erhielt. Er sprach außer seiner Muttersprache und Englisch auch noch Bakundu und war bis Kambele hinauf persönlich bekannt, was in diesem noch so verschleierten Gebiete schon für sehr viel gilt. Zudem war er furchtlos und kühn, leider aber auch oft ebenso unverschämt und betrügerisch, so daß wir später manchmal viel Noth und Aerger mit ihm hatten. An letzterem fehlte es, wie man sich denken wird, auch jetzt schon nicht, so daß ich bereits einen rechten Vorgeschmack von den Verdrießlichkeiten einer solchen Reise bekam. Wie beim Krieg Geld, Geld und noch einmal Geld die Hauptsache ist, so gilt es hier: Geduld, Geduld und immer wieder Geduld.

Täglich kamen Welche, die immer neue Bedenken oder Fragen laut werden ließen, wenn sie nicht gar noch unverschämte Nachforderungen stellten. Mehrere sagten heute wieder ab, um morgen sich von Neuem in die Liste eintragen zu lassen. Einer meldete sich sogar ab, weil er beschnitten worden sei.

Schließlich, als wir uns schon halb todt geredet und die Armee endlich in genügender Stärke beisammen war, kam eine neue Beschwerniß. Die Hetleute forderten, daß wir nun aber auch unverzüglich abrückten, denn das ganze mühsam zusammengetrommelte Contingent drohe infolge der Einflüsterungen furchterfüllter Anverwandter oder hämischer Intriganten bereits wieder auseinander zu gehen. Von meinem nach Kamerun entsandten Begleiter, der bereits nach 3—4 Tagen mit den Gewehren hatte zurück sein wollen, war aber noch immer, nach mehr denn

1 $\frac{1}{2}$ Woche, nichts zu sehen und zu hören. Täglich starteten wir auf die Bucht hinunter, ob nicht ein Schifflein mit ihm einlaufe, aber es kam nur einmal ein englisches Kriegsschiff, das Schießübungen, die bis herauf zu uns dröhnten, anstellte, und dann wieder verschwand. Ich konnte nicht länger warten, sollte nicht der Erfolg der ganzen Expedition gefährdet sein. Ich raffte darum an Hinterladern zusammen, was sich in Victoria und Mapanja fand, und bestimmte die Abreise für den 4. December. Aber die letzte Nacht sollte noch eine recht wenig entsprechende Vorbereitung auf den Beginn der sauren Märsche sein.

Wir hatten am Abend bei einem Abschiedstrunk zusammen gefessen, als ein junger Bayer, Namens Angerer, der schon früher vier Jahre in Afrika gewesen war und uns jetzt, um ethnographische Sammlungen zu machen, etwas ins Innere begleiten wollte, plötzlich mit verstörtem Gesicht ausrief: „Es muß eine Schlange in der Nähe sein, riechen Sie nichts?“ Allerdings bemerkten wir nun auch einen Geruch etwa wie der den Hunden eigenthümliche, von dem eben jener unser Landsmann behauptete, daß er ihn an der Goldküste als auch für gewisse Giftschlangenarten charakteristisch kennen gelernt habe. Da indeß nach kurzer Zeit die Luft wieder ganz rein erschien, beruhigten wir uns und legten uns endlich schlafen. Ich hatte indeß noch nicht lange geruht, als Knutson aus seinem Gemache rief: „Doctor, was ist das, der Boden zittert!“ In der That wackelte bald darauf auch mein Bett ganz merklich, wir hatten ein Erdbeben. So mag denn der alte Götterberg, auf dessen ganzem Gebiet, trotz entgegenstehender Behauptungen von Reisenden und Eingeborenen, bisher irgend ein Merkmal vulcanischer Thätigkeit noch nicht constatirt werden konnte, in seinem Innern doch noch nicht so beruhigt sein, als es äußerlich den Anschein gewinnt. Die Schrecknisse dieser letzten Nacht, die wir auf seinem breiten Rücken zubrachten, waren damit jedoch leider noch nicht zu Ende.

Raum war ich wieder eingeschlummert, so tönte von Neuem des jungen Schweden Stimme: „Bitte, wachen Sie auf, eben kroch eine große Schlange über mein Bett!“ Natürlich waren wir nun im

Nu alle auf den Beinen. Wir schlugen Licht an und leuchteten umher, aber es ließ sich nichts sehen. Selbst der specifische Geruch, den wir anfangs in großer Stärke verspürt hatten, war wieder verschwunden.

Wir legten uns nochmals nieder, ließen jedoch das Licht brennen. Da tönt plötzlich Ungerer's Stimme: „Auf, da oben am Dache kriecht die Bestie.“ Im Augenblick vorher hatte auch ich ein Rascheln dicht über meinem Kopfe gehört und den Geruch besonders deutlich wahrgenommen. Rasch waren wir in der Mitte des Gemachs versammelt und starrten nach der Decke. Dort sahen wir denn zu unserem Schrecken von Zeit zu Zeit den Leib der Schlange glänzen. Sobald sie sich bewegte, war auch der fatale Geruch da, der sich rasch verzog, wenn sie zusammengeringt irgendwo im Schatten der Dachsparren ruhte. Es war ein Exemplar der hier häufigen grünen Art, deren Biß als überaus giftig gilt. Sie mochte 5—6 Fuß messen und war etwa von der Dike eines Kinderarmes. Doch waren ihre Bewegungen so blitzschnell, daß wir sie nur unvollkommen beobachten konnten. Bald war sie hier, bald dort. Das Eine aber mußte sicher heißen, sobald sie droben abglitt und auf Einen von uns fiel, so war dieser verloren.

Wir wagten demnach uns kaum zu regen. Unsere Korkhelme auf dem Kopf, um dadurch wenigstens etwas geschützt zu sein, saßen wir da. Wir waren kaum nothdürftig bekleidet, denn unsere Sachen lagen in den Ecken des Zimmers, und wie leicht konnte das gefährliche Reptil gerade dort heruntergleiten. Unsere Lage war bejammernswerth. Das Thermometer zeigte nur 17° C. Der Frost schüttelte unsere Glieder und der Tod lauerte über unserem Haupte. Selbst der alte Recke Knutson, der mit Elephanten und Leoparden gekämpft, sagte. War doch ein Landsmann von ihm erst vor Kurzem durch einen Schlangenbiß im Congogebiet ums Leben gekommen.

Dazu draußen das schaurige Concert der Tropennacht, das tausendstimmige Quaken der Frösche und Schwirren der Grillen, zeitweise übertönt durch den Aufschrei eines von einem gierigen Raubthiere gehezten Wildes.

Wie qualvoll langsam vergingen uns die Stunden beim trüben

Lampenscheine! Als es 3 Uhr war, schallte es plötzlich wie gellende Hilferufe mark- und heinerschütternd durch den Buschwald, der uns rings einengte. Was war das wieder? Knutson gab uns Aufschluß. Im Dorfe drunten waren kürzlich einige Kinder gestorben und nun schallte die Todtenklage aus verzweifeltm Mutterherzen. War es nicht, als ob sie schon uns gälte, vor deren Füßen sich die Gruft aufgethan hatte? Grausen überkam unsere Seelen; ach, daß der erlösende Tag anbräche!

So beschaffen war die Nachtruhe, die unserem ersten schweren Tropenmarsch voranging. Wie matt an Leib und Seele fühlten wir uns, als endlich der siegreiche Feind aller Furcht, das glorreiche Tagesgestirn, aufstieg! Aber mit allen dunklen Nachtgestalten war doch nun auch unser Peiniger entflohen. Der unheimliche Gefelle, der Tod heißt, hatte sich verzogen, die Todtenklagen waren stumm geworden, das warme, freundliche Leben schlug uns mit tausend Pulsen entgegen.

Bis ins Bakundu-Land.

Es war ein eigenartiges Bild, das der Hof der schwedischen Factorei in Mapanja am Morgen des 4. Decembers bot. Von allen Seiten marschirten unter schallendem Gesang die kräftigen Gestalten unserer Träger heran, begleitet von sorglichen Frauen und neugierigen Kindern, die schließlich eine nach Hunderten zählende, lärmende und hin und her wogende Menge abgaben. Dazwischen loderten mächtige Feuer, über denen dickbauchige Töpfe dampften, denn unsere schwarzen Träger wollten vor dem Abmarsch natürlich noch gespeist sein. Und dazu als Staffage der sonnenbeglänzte Buschwald ringsum und die schimmernden Zinnen des Gebirges in der Höhe und das blaue Meer in der Tiefe.

Leider nur sollte das schöne Gemälde gar bald schon eine Trübung erfahren. Die Schwarzen waren ja freilich in der besten Stimmung angekommen. Sie hatten mir wie einem alten Bekannten insgesammt die Hand gereicht, denn das ist ihr Gruß dem Weißen gegenüber, während sie unter einander eine andere Begrüßungsart haben, indem zwei sich Begegnende mit einander

die rechten Arme im Gelenke kreuzen. Indes so rasch wie die Stimmung der Kinder aus Lachen in Weinen übergeht, so rasch war auch hier die eben noch vorhandene Fröhlichkeit in tobendes Streiten umgeschlagen. Unser erster Hetman wollte nämlich in Folge einer Art Eifersucht nicht, daß sein Bruder die Reise mitmache. Dem widersetzten sich aber die Uebrigen, indem sie einhellig erklärten, daß sie mit jenem ihrem Oberhaupte nicht zufrieden seien und wir daher lieber diesen zurücklassen möchten. So kam es denn unverweilt zu einem großen Palaver.

Es war nicht das erste, dessen Zeuge ich wurde. Ich hatte erst noch am Tage zuvor einer dieser originellen Volksversammlungen beigewohnt, die in Folge des Umstandes, daß dabei eine Frau als Verklagte auftrat und daß diese dann ihren eigenen Anwalt machte, besonders interessant gewesen war. Man denke sich nur auch auf einem freien Platze mitten in der reichen tropischen Wildniß eine Schaar von 30—40 schwarzen Männern, die eigentlichen Rathsherren, mit ernstern Mienen rings herum auf dem Boden kauend, in der Mitte des Kreises aber die kräftige Gestalt des Präsidenten, in diesem Falle des Kronprinzen, des sogenannten king-son, der überall in diesen Neger-Duodezstaaten eine Rolle zu spielen pflegt, und der hier für seinen jedenfalls wieder einmal total betrunkenen Vater amtirte, daneben der jeweilige Redner, der mit der größten Leidenschaftlichkeit und berechnetestem Pathos seine Ansicht vorträgt, während die Mitglieder der seltsamen Tafelrunde je nachdem bald ihren Beifall, bald ihre Unzufriedenheit durch Worte und Händeklatschen zu erkennen geben. Dahinter die nicht stimmberechtigte Zuschauermenge, aus Weibern, jungen Leuten und Kindern zusammengesetzt, die auf umgestürzten Baumstämmen oder wohl gar droben in den Zweigen der Bäume nach Affen-Art sich ein Plätzchen erkoren haben. Das gäbe ein Bild für einen Genre-Maler!

Der zu verhandelnde Fall aber war hier folgender gewesen. Ein Mann war in eine Hütte gedrungen und hatte die dort beschäftigte Frau geschlagen. Diese aber, eine resolute Person, hatte den ihr angethanen Schimpf sofort mit kräftiger Hand erwidert.

Nun sollte sie für das ganz unerhörte Verbrechen, daß sie einen Angehörigen des starken Geschlechts thätlich mißhandelt hatte, bestraft werden. Bereits neigte sich die Waagschale der waltenden Gerechtigkeit bedenklich zu ihren Ungunsten, als sie von ihrem Platze sprang und sich in den Kreis der streitenden Männer drängte. Mit beredten Worten vertrat sie nun die modern liberale Ansicht, daß ein Weib, wenn es ungerechter Weise geschlagen werde, auch wieder schlagen dürfe, und ging dann, als der Kreis der Richter, wie verdutzt von dieser im wörtlichsten Sinne „schlagenden“ Logik, zu keiner Erwiderung sich herbeiließ, stolz von dannen, gefolgt von einem ganzen Schwarm jubelnder Verehrer, denen diese schwarze Vertreterin der Frauen-Emancipation nicht wenig imponirt zu haben schien.

Das Palaver, das uns aber jetzt unsere Träger zum Besten gaben, war nicht von so erheiternder Wirkung und hätten wir endlich nicht aufs Ernsteste Ruhe geboten, wäre es wohl gar noch zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen. Auch das Geschäft des Bertheilens der Gepäckstücke bereitete uns Verdruß genug. Die Leute wollten sich mit den Lasten, die wir ihnen bestimmten, nicht zufrieden geben, sondern sich dieselben selbst wählen, und nun begannen sie die Berge von Kisten und Kasten um und um zu stürzen und sich gegenseitig die Ballen aus den Händen zu reißen. Jeder wünschte die leichteste Bürde zu haben und darum war des Wägens und Probirens kein Ende. Schließlich erklärten sie einhellig, die Lasten seien alle zu schwer, und Verschiedene schickten sich an, wieder davonzugehen. Da verfiel ich auf den Ausweg, sie, wie man sagt, bei der Ambition anzufassen. Ich ergriff einen der für die Hetmane als Auszeichnung bereit gelegten Stroh Hüte, warf ihn auf meinen Rücken und sagte, indem ich damit wie unter einer schweren Last keuchend dahinschritt: „Nicht wahr, so viel möchtet Ihr für 2 Schillinge täglich tragen?“ Das wirkte. Selbst die zuvor von Allen perhorrescirten Blechkoffer fanden jetzt ihre Abnehmer und schließlich saß die ganze eben noch so erregte Bande scherzend beim Mahle, das aus Coca und dem von ihnen sehr geschätzten Stockfisch bestand.

Auch wir mußten daran denken, unsere Kräfte noch durch einen Imbiß zu stärken. Aber o weh, da war kein Wasser mehr vorhanden, um unsere Conserven zu kochen. Doch Noth bricht Eisen. Wir nahmen das Wasser, in dem wir uns gewaschen und machten damit unsere glücklicherweise gut zugelötheten Blechbüchsen warm.

Endlich, es war $\frac{1}{2}$ 11 Uhr geworden über allem Zetern und Feilschen, stand dem Abmarsch nichts mehr entgegen. Auf einen Pistolenschuß hoben die schwarzen Männer ihre Lasten auf ihre Wollhäupter, Knutson, der in seiner Heimath Soldat gewesen war, blies ein Marmsignal auf der Trompete und im Sturmschritt, wie es die Neger nach Art junger, in die Zügel prallender Pferde jedesmal beim Ausbruch zu thun pflegen, bewegte sich die lange Karawane zur Pforte hinaus. Knutson, der sich bereit hatte finden lassen, die Reise mitzumachen, lief voran, ich beschloß mit Angerer den Zug. Treuherzig schüttelte mir der allein zurückbleibende Gustavson noch einmal die Hand. Es sollte leider ein Abschied auf ewig sein. Die guten, blauen Augen brachen, dieweil wir tief drinnen im Lande weilten. Knutson sagte mir später, daß er in der Eile ganz vergessen habe, dem Freunde noch die Hand zu bieten, und meinte: „es wird doch kein böses Omen sein?“ Wie wunderbar nicht oft der Zufall spielt!

Nach wenig Minuten schon war das Unterdorf erreicht, aber ohne Halt raste die wilde Jagd unter gellendem Gesang auf dem abschüssigen Terrain weiter. Nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochten wir Schritt zu halten. Der Weg trennte sich jetzt von der uns schon bekannten Straße nach Victoria, um in nordöstlicher Richtung fortzulaufen. Doch war die Scenerie, die uns auf demselben umgab, vorläufig von der, die wir dort gefunden haben, kaum verschieden. Rechts und links die dichten Wände der hohen Schilfmassen, über denen noch höhere Palmenkronen und Baumwipfel in die Lüfte stiegen. Leider aber wucherten zu gleicher Zeit allenthalben am Boden scharfe Nesseln und anderes Unkraut, wodurch unsere Hände bald mit Brandblasen bedeckt und unsere Kleider mit harten, spitzen Fruchtkapseln bespickt wurden, die durch

den dünnen Stoff hindurchstachen. Doch entschädigte uns dafür der wunderbare Geruch von zahllosen, im Dickicht versteckten Blumen, wenschon es gelegentlich auch an wahrhaft betäubenden Moderdüften nicht fehlte.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als die Natur der Landschaft eine totale Umwandlung erlitt. Ein ungeheurer Lavaström, von der Breite einer halben deutschen Meile, wollte überquert sein. Derselbe, vielleicht viele Jahrtausende alt, war allerdings ganz von wirklichem Urwald überwachsen, so daß es uns an erquicklichem Schatten, der vorher in der Schilfregion gefehlt hatte, nicht mehr gebrach. Wir maßen nur noch 22° C. Aber wie jammervoll war dafür der Boden unter unseren Füßen! Ueberall grobes, loses Geröll, über dessen glatte Brocken der Fuß nicht ohne Gefahr und empfindliche Schmerzen stolperte. Dazwischen hie und da ungeheure Blöcke, über deren moosbewachsene Kanten und Flächen nur kühne Kletterarbeit hinweghalf. Ebenso fehlte es nicht an umgestürzten Baumriesen, die hier ein allzuniedriges Thor, dort eine allzuhohe Naturstufe bildeten. Das Schlimmste indeß waren die zahlreichen Schluchten, die dieses vorweltliche Trümmerfeld durchzogen. Fast senkrecht fielen ihre Seiten in die Tiefe und wenn man sich diesseits mühsam genug sitzend hinabgeschoben, mußte man sich drüben an Wurzeln und Zweigen noch mühsamer wieder in die Höhe ziehen.

Das war denn freilich ein blutsaures Marschiren und trotz der prächtigen Waldeskühle drang mir bald der Schweiß derart durch die engen Maschen des Baumwolljäckchens, das ich nach der Sitte der meisten Europäer in den Küstengebieten Westafrikas auf dem bloßen Leibe unter der nur über die Schultern geworfenen weiten Tuchjoppe trug, daß ich im wahrsten Sinne des Wortes dampfte.

Aber auch die Herren Schwarzen hatten in diesem Kampfe mit Felsen und Klüften rasch viel von ihrem anfänglichen „Elan“ eingebüßt. Immer häufiger passirte ich Solche, die, auf ihre Last niedergesunken, keuchend und pustend sich eine kurze Rast gönnten. Einige allerdings hatten es verstanden, sich ihre Kräfte zu reser-

viren. Sie hatten, freilich mehr schlau als galant, ihre Weiber für eine Strecke mitgenommen, und diese schleppten nun gutmüthig die schwere Bürde hinter dem faulen Gatten her.

Als wir endlich das steinerne Meer hinter uns hatten, wartete unser eine bittere Enttäuschung. Wir mußten als erste Station das Dorf Lekumbi erreichen und sahen mit nicht geringem Verlangen dem kühlenden Palmwein entgegen, der dort unseren vertrockneten Gaumen erquickern sollte. Aber o weh, als wir auf die grasreiche Waldblöße heraustraten, sahen wir uns vergeblich nach der Spur einer menschlichen Ansiedlung um. Eine Feuerbrunst hatte die nur zu leicht entzündlichen Negerhütten verzehrt, und nicht einmal eine Stange oder eine Matte übriggelassen.

Aber giebt's denn hier nicht Früchte? Sind das nicht Menschen, die da und dort auf den Bäumen herumklettern? Ich erkannte bald einige von meinen Leuten, aber sie waren nur dahinauf gestiegen, um sich Tragriemen oder Kopfpolster für ihre Lasten aus den Rinden zu schneiden. Etwas Anderes gab es dort leider nicht zu holen.

So galt es denn mit dem Brand im Halse weiter zu gehen, und das war um so schlimmer, als der Weg abermals, wiewgleich in ganz anderer Weise als zuvor, sich sauer erwies. Wir mußten, nachdem wir in Lekumbi nur noch 570 m Höhe gehabt hatten, wieder stark ansteigen. Und zwar bestand der überdies vollständig von Gräsern und Kräutern überdeckte Weg, jetzt aus nassem, schlüpfrigem Lehm, so daß wir stetig ausrutschten und mehrmals sogar zu Boden stürzten, was indeß den biederen Negern, die mit ihren nackten Füßen leicht über solche Hindernisse hinwegschritten, nur einen Anlaß zu ausgelassenster Fröhlichkeit bot. Der weiße Mann hatte doch auch seine Achillesferse!

Als wir in Lekumbi uns in der Hoffnung auf einen erfrischenden Trunk betrogen sahen, hatte Knutson uns auf die nächste Ortschaft Buassa vertröstet, wo gutes Quellwasser sein sollte. Der Weg dahin war aber nach Aller Versicherung nur eine halbe Stunde lang. Aber wir hatten uns in der angegebenen Weise bereits eine Stunde hindurch zwischen den hohen, aussichtslosen Schilf-

wänden, die jetzt wieder den Weg einengten, vorwärts geschoben, ohne jene Station anzutreffen und nun hieß es, das beregte Dorf sei rechts von der Straße liegen geblieben. Bei dieser Kunde drohte uns die letzte Kraft zu verlassen, langsamer und langsamer ward unser Schritt und bald war der Zwischenraum zwischen uns, d. h. Herrn Angerer und mir und dem von Neuem ohne Aufhalten dahinstürmenden Trägertroß so groß, daß wir uns in der Wildniß ganz allein sahen. Dazu ging jetzt auch ein Pfad seitwärts ab, war er der rechte? Alles Rufen und Schießen erwies sich umsonst, das Dickicht blieb stumm; kraftlos und dem Verdursten nahe, sanken wir zu Boden. Doch die Hilfe war nicht fern, wenngleich sie von einer Seite kam, von der wir sie nicht erwartet.

Aus dem Walde schritt, eine blanke Lanze in der Rechten, ein sehniger Neger, gefolgt von zwei zierlichen schwarzen Mädchen, die große Kürbißflaschen mit dem ersehnten Mimbo trugen. Sie kamen von einer nahen Plantage, für uns aber schienen sie wie vom Himmel gesandt. Wir hatten denn auch bald die Scheu der harmlosen Buschmenschen überwunden und genossen nun des Trankes voll süßer Labe in vollen Zügen, bis wir schließlich selbst in einen leichten Rausch verfielen, den zu erzeugen jenes schwache Gebräu doch unter Umständen fähig ist. Wir fühlten uns buchstäblich wie neugeboren und wanderten unter dem Geleit unserer schwarzen Wohlthäter mit Leichtigkeit dahin. Der wackere Bayer aber, dessen Durst infolge seiner Nationalität wohl noch größer gewesen sein mochte, als der meinige, triumphirte: „Gott verläßt keinen Deutschen!“

Nach einer halben Stunde stießen wir wieder auf unsere Karawane, die sich vor dem Dorfe Mimbia gelagert hatte. Das letztere bestand indeß nur aus einem einzigen Hause, das noch dazu mehr Abschreckendes als Anziehendes hatte. Sämmtliche Insassen desselben litten an syphilitischer Krankheit und namentlich ein kleines Kind war dermaßen von Beulen bedeckt, daß einem Menschenfreunde das Herz sich zusammenkrampfen mußte. Natürlich vermochte unter solchen Umständen die einzige Gabe, die diese armen Aussätzigen zu bieten im Stande waren, trübes, faules Regenwasser in schmutzigen, defecten Thonkrügen, nicht sehr zu reizen. Wir zwei hatten aber

ja auch unser Gutes weg. Ich legte mich daher zu meinen Schwarzen auf den Rasen und trieb allerhand Kurzweil, ich jodelte, wie ich es in den Alpen gelernt hatte, und produzierte verschiedene gymnastische Kunststücke, was die immer schaulustigen Wollköpfe rasch zuthulich machte und sie mich mehr und mehr als einen wahrhaft „großen“ Mann preisen ließ.

Doch die Sonne stand schon tief und nach Aussage der Leute von Mimbia sollte es noch 3—4 Stunden nach Buea sein. Wir brachen darum auf und stürmten von Neuem den jetzt indeß besser gewordenen Weg durch das unermessliche Schilfmeer aufwärts, wobei ein gelegentlicher Rückblick das reizvollste Bild ergab. Denn da der Pfad hier schnurgerade lag, so wurde die ganze Trägerkette sichtbar, die sich sammt Koffer und Ballen wie eine riesige Schlange durch die Wildniß bewegte.

Als wir eine Höhe erreicht hatten, traten mehrere Eingeborene aus dem Gebüsch und boten uns Trinkwasser. Von ihnen vernahmen wir zu unserer freudigsten Ueberraschung, daß Buea (spr. Bea), unser Tagesziel, nicht weiter als $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt sei. So nahmen wir denn noch einmal einen Anlauf, bis der Wald sich endlich lichtete und gewaltige Berglinien durch die Lücken sichtbar wurden, die Vorboten der Herrlichkeit, die unser wartete.

Wir überstiegen mittelst der früher schon beschriebenen Kerbhölzer eine solide Umzäunung, die Träger legten die ihnen von uns zu einer Art Uniform geschenkten, roth und weiß gestreiften Leibjacken an und so betraten wir unter den schmetternden Tönen von Knutson's Trompete eine weite Wiesenterrasse, die sich auf der einen Seite zu unübersehbaren Buschniederungen absenkte, während sie auf der anderen unvermittelt an die Titanenmauer des Kamerungebirges angeschlossen, die, eben von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne getroffen, hier von dem hohen, kahlen Scheitel bis zu dem dicht bekleideten Fußgestelle zu übersehen ist.

Auf diesem wunderbaren Plätzchen liegt eine langgezogene Häuserreihe, vor der, den alpinen Eindruck dieses schönsten aller westafrikanischen Dörfer zu vervollständigen, eine ziemliche Anzahl weiß und schwarz gefleckter Kinder grasen. Und das ist nicht mehr

die kleine, unter der Gluth der Tropensonne verkommene Rasse von der Küste, die ebensowenig lebend wie todt viel werth ist, da sie weder Milch noch Fleisch liefert, sondern eine wahre Allgäuer-Art, hoch und kräftig. Es waren bei einigen selbst die poetischen Ruhglocken der Alpen vertreten, wenn sie auch nicht aus Erz, sondern vielmehr aus den Schalen von getrockneten Kürbissen gefertigt waren. Wahrlich, es fehlte nicht viel, so hätte ich geglaubt, meine Afrikareise sei nur ein Traum gewesen, und ich befände mich in Wirklichkeit auf der Alm im bayrischen Hochland wie so oft einst in schöner Jugendzeit.

Aber aus den Sennhütten hier kommen keine rothwangigen Gaissbuben und Dirndeln, sondern fremdartige Gestalten, die jedoch auch den hohen, knochigen Wuchs haben, der unsere Bergbewohner auszeichnet, und die diesen selbst durch ihre herzliche Freundlichkeit ähneln. Die Männer wenigstens kommen insgesammt, uns die Hand zu schütteln. Und wenn auch die Weiber anfangs etwas spröde sich geberden, nachdem ich das Kindchen, das die Eine trägt, geherzt habe, thauen auch sie auf und begrüßen den weißen Mann, von dessen Rasse sie bisher nur erst wenige Vertreter sehen zu können Gelegenheit hatten.

Ja, Buea ist ein Bergdorf im vollsten Sinne des Wortes. Das beweist auch die wahrhaft kühle Luft, die hier weht und uns in unseren schweißgetränkten Kleidern fast schauern macht. Der Ort liegt aber auch rund 800 m hoch und ist auf seinem isolirten Plateau voll dem Einfluß des Hochgebirgs ausgesetzt. Die Durchschnittstemperatur zeigt sich an diesem Punkte noch etwas niedriger als in Mapanja, aber die Fieber, die dort immer noch gelegentlich grassiren, fehlen, wie man mir allseitig versicherte, gänzlich. Das macht, der Boden ist daselbst nicht mehr, wie bei Mapanja, ein ewig feuchter, schwammiger Humus mit zahllosen fauligen Pflanzenrestern, sondern fester, trockner Lehm. Auch die größere Entfernung vom Meere bewirkt es jedenfalls mit, daß in Buea die Nebel geringer sind. Dieser letztere Umstand aber mag zugleich das Verdienst haben, daß hier auch die bösen Rheumatismen nicht mehr bekant sind. Endlich fehlen selbst die unvermeidlichen Quäl-

geister der Tropenzone, die Insecten, die Mosquitos und Sandfliegen.

So bildet denn Buea mitten in einer weiten Todesregion ein Paradiesgärtlein des Lebens, dem es, wie wir sehen werden, auch an rauschenden, kühlen und wasserreichen Gebirgsbächen nicht fehlt. Es ist dieses seltene Plätzchen daher ohne Zweifel auch be- rufen, noch eine große Rolle in der Entwicklung unserer Colonie zu spielen. Buea ist zur Gesundheitsstation par excellence von der Natur bestimmt, wenn schon die immerhin bedeutende Ent- fernung von Victoria etwas störend ist. Zur Zeit braucht man zwei Tage, um von dem einen Orte zum anderen zu kommen. Doch würde diese Reise durch Einführung von Maulthieren, an deren Bezug aus Madeira der umsichtige Herr Gouverneur schon ernst- lich gedacht hat, leicht bis zu einem Tage verkürzt werden können. Möchte also, wie die ganze Colonie ein deutsches Ostindien, so das hochgelegene Buea ein deutsches Dardschilling werden!

Es eignet sich aber nicht bloß dazu. Es würde ebenso gut einen trefflichen Platz für eine Handelsniederlassung abgeben, die als Rundschaft nicht allein die etwa 2000 Köpfe umfassende Be- völkerung des Ortes, sondern auch mehr oder minder die sämt- lichen, meist größeren Dörfer der Ostseite des Gebirges haben könnte. Am meisten würde sich Buea aber zum Plantagenbau und zur Viehzucht empfehlen, zumal seine zahlreiche Einwohnerschaft nicht nur arbeitskräftig und bereits arbeitsgeübt, sondern namentlich auch in hohem Grade freundlich gegen Europäer ge- nannt werden muß. Zudem ist hier Land von trefflichster, zum Anbau der meisten tropischen Gewächse geeigneter Beschaffenheit und in größter Ausdehnung noch zu bedeutend niedrigeren Preisen zu haben, als in den der Küste näheren Districten.

Wir hatten zu früh gejubelt, als wir glaubten, mit der beschriebenen Häuserreihe schon unsere Nachtstation erreicht zu haben. Allerdings lud uns der daselbst wohnhafte König mit den freundlichsten Worten ein, bei ihm unser Quartier aufzu- schlagen, allein wir hatten bereits in Mapanja dem eines Tages dort zum Besuch erschienenen Herrscher des Unterdorfes zugesagt.

Dorthin aber war von Oberbuea noch ein Marsch von fast einer Stunde. Indeß zeigte sich der Weg gut betreten und lief stetig sanft abwärts. Ebenso blieb die Scenerie immerdar reizvoll. Menthälben wurden, halb im Gebüsch versteckt, größere und kleinere Häusergruppen sichtbar, aus denen mit einer Hast, als ob es irgendwo brännte, Männer, Weiber und Kinder herausliefen, um die seltenen Gäste zu sehen. Doch ließen sich immer nur einige der Muthigsten, wahrscheinlich die Aufgeklärten des Ortes, bewegen, in die wiederholt gebotene Hand einzuschlagen. Die Meisten drückten sich zimperlich herum, wie deutsche Bauernmädchen, denen der erste Anbeter naht, oder flüchteten gar unter lautem Aufkreischen und in so toller Hast davon, daß sie nicht selten am Wege Stehende umrissen und sammt ihnen in das Buschwerk kugelten. Manche der Neugierigen aber waren ganz schlau gewesen. Sie hatten sich in dichte Sträucher hinein verkrochen, aus deren Grün nun ihre schwarzen Augen uns wie Kohlen entgegenleuchteten.

Nach einiger Weile, kamen wir auch an einen der in diesen Hochlanden so häufigen Gießbäche, die aus den feuchten Wolken- draperien des erhabenen Hochthrons droben abfließen. Das klare Gebirgswasser rieselte in tiefer Schlucht zwischen Pflanzen von nie gesehener Leppigkeit und altersgrauen Blöcken dahin. Bei 25° Lufttemperatur hatte der kühle Trank, den wir uns hier in vollen Zügen gönnten, nur 19° C. Trotzdem blieben die Neger auch jetzt ihrer Gewohnheit treu und warfen sich schweißtriefend in das kalte Raß. Der alte Götterberg aber schaute mit seinem runzligen Angesicht wie neugierig durch das dichte Blätterdach in die kleine Idylle herein und auf die fremdartigen Kisten und Koffer, die da mit einem Male zu seinen Füßen verstreut lagen.

Als wir von dem lauschigen Plätzchen, wie Afrika wohl kein schöneres hat, wieder abmarschirt waren, gelangten wir schließlich in eine breite, wasserlose, jedoch einen wahren Naturgarten darstellende Mulde, auf deren linker Lehne inmitten einer grasigen Richtung sich abermals eine kleine Häuserreihe hinzog. Das sind die Königshäuser von Unterbuea, unser heutiges Ziel. Die Herr-

scher von Bakwiri sind nämlich meist so gut situirt, daß sie mehrere Häuser haben und mit ihren Weibern und Kindern eine ganze kleine, weilerartige Ansiedlung isolirt von ihren Unterthanen allein bewohnen, was man weiter im Innern, wo der König nur ein, wenn auch gewöhnlich größeres Gebäude mitten unter seinen Getreuen besitzt, nicht mehr antrifft.

Die Fama war wieder einmal schneller gewesen, als wir. Der König, eine hohe, kräftige Figur mit intelligenten und freundlichen Zügen, empfing uns schon vor der Thür. Neben ihm stand sein Neffe, ein kleiner, fast etwas verwachsener Mensch, der zudem auch ziemlich häßlich war. Und doch stak in dem unansehnlichen, schwarzen Leibe ein wahrhaft großes Herz und ein reiches Gemüth, wie es selbst bei einem Weißen selten gefunden wird. Dieser junge Mann bildet die liebste und werthvollste Bekanntschaft, die ich unter der ganzen Negerschaft gemacht habe. Er bewies mir, daß der Schwarze auch wirklich uneigennütziger Treue und Hingebung fähig ist. Ohne ein Geschenk zu fordern oder auch nur zu erwarten, leistete uns der prächtige Mensch späterhin noch die größten Dienste und sah uns, wie man zu sagen pflegt, förmlich Alles an den Augen ab. Er war die ganze Zeit unserer Anwesenheit in Buea unablässig um uns, wie ein dienstbeslissenes Heinzelmännchen, ordnete unser Lager, schaffte Speise und Trank herbei, hielt lästige Gaffer von uns fern und nahm schließlich, nachdem er uns noch mehrere Stunden weit das Geleite gegeben, mit aufrichtiger Rührung von uns Abschied. Die Thränen, die da in den biedereren Augen standen, ehrten ihn und seine ganze Rasse, indem sie besser als alle gelehrten Abhandlungen bewiesen, daß der göttliche Funke, der dem Menschen innewohnt, auch in der Hülle des Negers aufflammen kann.

Ich brauche nicht zu sagen, daß wir diesen seltenen Edelstein wohl zu würdigen wußten. Der unschöne Mensch war uns bald wie ein alter Bekannter, und wenn wir mit ihm plauderten, vergaßen wir völlig, daß er eine andere Haut trug als wir. Gern hätte ich ihm auch ein recht werthvolles Geschenk gemacht, doch war er nicht zu bewegen, sich etwas zu wünschen. Ich gab ihm

schließlich eine Anweisung auf einen abgelegten Reiseanzug, den er sich in Kamerun oder Victoria holen sollte, und ich habe wohl nie in meinem Leben mit einer so geringen Gabe einen Menschen glücklicher gemacht.

Unser schwarzer Freund war nebenbei auch ein lebendiges Ehrenzeugniß für die so oft verkannte Mission, wie ich als objectiver Berichterstatter nicht unerwähnt lassen darf. Er hatte längere Zeit in Victoria bei dem Baptisten-Prediger gedient und war dort außer mit der englischen Sprache, die er nun geläufig handhabte, auch mit europäischer Zucht und Sitte bekannt geworden, wie er denn in der That inmitten seiner fast nackten Stammesgenossen in einer europäischen, wenngleich ärmlichen Kleidung einherwandelte, ein Fortschritt, den wir bereits an den Missionszöglingen in Kamerun rühmen konnten.

Die seltene Persönlichkeit legte mir auch noch eine vielleicht nicht ganz unwichtige colonialpolitische Erwägung nahe. Es wird ja gegen deutsche Erwerbungen im tropischen Afrika nicht selten geltend gemacht, daß es bei dem ungesunden Charakter jener Gebiete, selbst wenn man in den Schwarzen geeignete Arbeiter finden könnte, doch am entsprechenden weißen Aufsichtspersonal fehlen würde. Ich meine aber, ein Mann, wie jener kleine Bueaner, möchte in besagtem Sinne recht gut zu verwenden sein, und wenn dies von einem Eingeborenen gilt, so dürften sich mit Hilfe der Mission wohl auch andere dazu heranbilden lassen. Vielleicht ist es überhaupt richtig, für eine afrikanische Colonialpolitik der Zukunft das Princip aufzustellen, die Schwarzen durch Schwarze zu regieren, wie es in einzelnen Factoreien der Goldküste, wo man nur farbige Agenten findet, schon jetzt mit gutem Erfolge gehandhabt wird.

Ähnlich wie in manchen Gebirgsdistrikten Tyrols die freundlichen Priester in Ermangelung von regelrechten Gasthäusern die Wirthe machen müssen, sind im „schwarzen“ Erdtheile, wo gleichfalls noch keine prunkenden Hotelschilder zur Einkehr laden, die „Paläste“ der Könige die prädestinirten Herbergen der Reisenden. Es gilt das sogar unter den Eingeborenen für so selbstverständlich,

daß man immer ohne vorheriges langes Fragen dahin geführt und dort ebenso ohne weiteres Bitten aufgenommen wird.

Unser erlauchter Gastgeber that ein Uebriges und wies uns, klein, wie seine Hütten waren, gleich deren zwei zur Wohnung an. In der einen sollten wir, die Weißen, in der anderen unsere schwarzen Träger nächtigen. Damit waren aber nun die letzteren gar nicht einverstanden. Sie sandten einige Abgeordnete und baten, daß sie mit uns in einem Raume schlafen dürften. In langer Rede wurde dieser Wunsch damit motivirt, daß noch immer alle hellfarbigen Reisenden in ihrem Gebiet in entgegenkommendster Weise mit ihren Schwarzen das Zimmer getheilt hätten. Die Wahrheit war, die Leute fürchteten sich schon jetzt in so geringer Entfernung von ihrer Heimath, gerade so wie etwa unsere Bauern, die nicht gern weiter gehen, als bis sie noch den Rauch ihrer Esse sehen können. Kleinen Kindern, die in fremder Umgebung auch ohne besonderen Grund zur Beängstigung den trauten Mutterschooß suchen, oder den Thieren des Feldes gleich, die in den Zeiten gemeinsamer Gefahr alle Scheu vergessen und beim Menschen Schutz erwarten, so trieb es jetzt auch die sonst so trotzigen Söhne der Wildniß im instinctiven Gefühl von der allseitigen Ueberlegenheit des Weißen, sich an uns anzulehnen. Je weiter man die Schwarzen ihrer Heimath entführt, das haben auch wir auf dieser Tour oft erkennen dürfen, um so enger schließen sie sich dem Europäer an, eine Thatsache, die den Grundsatz, daß man seine Träger immer von ferne her beschaffen sollte, als sehr weise erkennen läßt.

Als wir den Leuten auseinandergesetzt, daß die Enge der Häuschen die Erfüllung ihres Wunsches nicht gestatte, setzten sie es durch, daß sie wenigstens eine Anzahl Lichter erhielten, wie sie denn während der ganzen Reise unsere Langmuth nicht wenig dadurch auf die Probe stellten, daß sie fast jede Stunde etwas zu betteln hatten, bald Palmwein, weil sie an Verstopfung zu leiden behaupteten, bald Medicin, weil der kleinste Schmerz schon ihnen gleich hysterischen Frauenzimmern, eine schwere Krankheit zu sein schien, bald Tabak, dessen Genuß ihre Kräfte erhöhen sollte u. s. w. Ich hatte es immer schon satt, wenn ich nur den ersten Hetman,

den gewöhnlichen Dolmetscher ihrer Anliegen, mit seiner Leichenbittermiene sich uns nahen sah.

Wir hatten uns noch nicht lange in der kleinen, leeren Bude eingerichtet, als auch bereits, wie dies von da ab, je tiefer wir ins Land hineinkamen, zu unserer größten Belästigung nur immer ausgiebiger geschah, der Strom der Neugierigen von allen Seiten heranfluthete und sich mit von Minute zu Minute höher gehenden Wogen vor unserer Thüre stautete. Jünglinge und Greise, Männer und Weiber, letztere vielfach mit kleinen Kindern auf dem Arme, die gelegentlich, um uns besser sehen zu können, hoch in die Luft gehoben wurden, Alles drängte sich herzu, die seltenen Gäste zu beobachten. Und nun gab es bis weit in die Nacht hinein ein Drängen und sich Stoßen, Schreien und Kreischen, das aller Beschreibung spottet. Alles, selbst das Geringste, was wir thaten, erregte das lebhafteste Interesse. Als ich meinen Bleistift nahm, um, so sauer mir das auch unter solchen Umständen ankam, das Tagebuch zu führen, tönte ein langes „Ah“ durch die Masse, und als wir gar mit Gabel und Löffel anfangen zu essen, brach die ganze Bande in ein nicht enden wollendes Gelächter aus.

Schließlich wurde uns die Sache doch zu toll, zumal die schaulustige Masse uns das ganze Licht benahm, denn Fensteröffnungen waren nicht vorhanden. Mehrfache Versuche, den Haufen zu sprengen, erwiesen sich als nur vorübergehend wirksam. Daher zogen wir die Schieberthür unseres kleinen Königsschlosses zu und brannten Licht an. Aber die schwarze Meute draußen rüttelte noch stundenlang an der knarrenden Pforte herum und mehrmals fürchteten wir ernstlich, sie würden die ganze Wand eindrücker.

Wie wohl that es uns daher, daß wir am nächsten Morgen wenigstens die ersten Stunden für uns haben konnten. Wir traten vor das Haus. Es war in der Nacht sehr kühl gewesen. Auch jetzt, nach Sonnenaufgang, zeigte das Thermometer nur erst 10° C. Wärme. Thau lag, ganz wie in unserer nordischen Heimath, auf dem grünen Rasen, ein feiner Nebelschleier schwebte über dem üppigen Thälchen zu unseren Füßen, und nur der scharfe Grat

des Kamerun-Gebirges hinter uns erschien schon von den hellen Lichtmassen des Tagesgestirns erwärmt und erhellt.

Als wir noch so, von der jungfräulichen Weihe eines derartigen Morgens ganz hingegenommen, in die stille Landschaft hineinstarrten, erregte plötzlich ein Geräusch unsere Aufmerksamkeit. Ein schlanker Schwarzer kletterte oder richtiger lief an einer der hohen Palmen, die auf einem Hügel uns gegenüber thronen, in die Höhe mit der Schnelligkeit und Gelenkigkeit einer Katze. Er bediente sich dazu einer Art ovalen Rahmens aus einem dünnen, biegsamen Aste, den er um seinen Leib und um den Stamm jenes Baumes legte und dann ruckweise immer von einer der treppenstufenartigen Wülste des Stammes, der alten Blattnarben, mit den Händen weiter schob, während er selbst mit den Füßen auf den letzteren stand. Das sah sich so leicht an und mochte doch recht schwer sein. Auch unterlag es keiner Frage, daß, wenn jener Kletterring brach oder auch nur der Verschuß daran aufging, der arme Mensch sich aus der großen Höhe herab zu Tode stürzte. Indes er kam glücklich hinauf, hob eine der unter der Krone der Palme hängenden Kürbißflaschen, in welcher der aus Einschnitten in der Rinde abtropfende Saft sich sammelt, der eben den Palmwein liefert, ab und legte dann in gleicher Weise den steilen Rückweg wieder ohne Unfall zurück, um uns bald darauf mit freudig grinzendem Gesichte den erquickenden Trunk zu credenzen. Der letztere wird übrigens hier zu Lande sowohl Mimbo als Mimba genannt, also bald als ein Masculinum, bald als ein Femininum angesehen, was indes wohl kaum davon abhängt, ob er stärker oder schwächer ist.

Es begannen aber nunmehr auch unsere Geschäfte. Wir mußten für unsere Träger Lebensmittel beschaffen. Wir hatten schon bei der Anwerbung in Mapanja mittelst eines, von den beiden ersten Hetmanen mitunterzeichneten Contractes festgesetzt, daß sie, wenn wir Kashtag hätten, nur mit Vegetabilien gespeist werden sollten, aber wenn wir wanderten, auch Fleisch auf ihrer Tafel erscheinen würde. Der Bedarf an letzterem wurde nun regelmäßig durch die Geschenke der Könige gedeckt, die nach der,

wie es scheint, fast in ganz Afrika herrschenden Sitte dem Reisenden alsbald nach seinem Erscheinen gebracht werden müssen, während dieser letztere, von einigen gelegentlichen kleinen Spenden von Tabak abgesehen, sein Präsent, das zugleich die Bezahlung für das gewährte Nachtquartier bedeutet, erst bei der Abreise darzubringen pflegt. Die Zukost dagegen muß immer für jede Mahlzeit eingekauft werden, was in der Regel ein zeitraubendes und anstrengendes Geschäft bedeutet.

Ich setzte mich dazu gewöhnlich auf einen Sessel, meist vor das Haus, und nun strömten rasch die verkaufslustigen Schwarzen, in der Mehrzahl Weiber, mit den Cocakörben auf dem Kopfe herbei. Das Feilschen begann. Für diese Quantität wurde so viel und für jene so viel Waare gefordert. In Buea gingen für derartige geringere Geschäfte am besten Perlen einer besonderen Art, klein und dunkelroth, anderwärts wurde gewöhnlich Tabak begehrt. Indes wenn der Handel mit einem Käufer abgeschlossen und der Inhalt seines Gefäßes am Boden ausgeschüttet war, so wurde man den Menschen meist noch nicht so rasch los. Er kam mit Nachforderungen, behauptete, er habe mehr verlangt, oder die eben eingehändigte Waare sei mangelhaft u. s. w. Das auf diese Weise entstehende Zetern, durch einander Schreien und Laufen griff auch meine festen Nerven nicht selten in der empfindlichsten Weise an.

War endlich ein entsprechender Borrath erworben, und dazu gehörte viel, denn jeder meiner Leute verzehrte durchschnittlich etwa 4 Pfund Coca auf einmal, so ging die Noth mit der Zubereitung an. Erst will Niemand die Wurzeln schälen, und wenn sie schließlich doch geschält sind, fehlt es an Wasser oder das Feuer brennt nicht oder aber die Frauen des Dorfes weigern sich, das Kochen zu übernehmen, wenn sie nicht vorher eine Bezahlung erhalten.

Ich will indes nicht unerwähnt lassen, daß das geschilderte üble Proviantbesorgungswerk gerade in Buea insofern wenigstens etwas Gutes hatte, als die Lebensmittel daselbst erstaunlich billig waren. Für etwa 1 Mark vermochten wir Alle einen ganzen

Tag zu leben. Europäische Händler könnten also hier mit wenig Aufwand auskommen und vermöchten andererseits doch eine große Einnahme zu erzielen. So wurden mir für eine kleine Scheere, die ich zufällig sehen ließ, sofort ein und später selbst mehrere Hühner geboten. Ueberhaupt würden Kurzwaaren und ganz besonders eiserne Werkzeuge in jenem großen Orte den lebhaftesten Absatz finden. Denn die Bueaner neigen mehr als ihre übrigen Stammesgenossen zu industrieller Thätigkeit. So haben sie einen nur ihnen eigenthümlichen Lehnstuhl, der aus drei über einander gekreuzten Hölzern besteht. Das originelle Möbel kann sich zwar mit einem europäischen Sammtdivan nicht messen, ist aber nach einiger Uebung doch ganz brauchbar. Eine wahre Wohlthat würden für die betreffenden Leute Sägen sein. Denn sie stellen die Bretter, die sie zu ihren Hausthüren gebrauchen, aus den ungefügten Stämmen ihrer Waldbäume noch mittelst ihrer Faschinenmesser her, so daß ein einziges Exemplar dieser übrigens ganz gut aussehenden Bretter nicht selten eine Arbeit von einer oder auch mehreren Wochen erfordert, nebenbei gewiß wieder ein schlagender Beweis für den Fleiß und die Zähigkeit, zu denen unter Umständen der Schwarze sich aufschwingen kann.

Die Bueaner wenigstens verdienen wirklich alles Lob, obwohl auch sie in ihrer friedlichen Gebirgseinsiedelei von dem Gift verleumderischer Zungen, die leider in Afrika ebenfalls zu finden sind, nicht immer verschont blieben. So hatten die überhaupt so böseartigen Victorianer den Krus, die vor einiger Zeit mit einem Weißen in das hochgelegene Dorf hinaufsteigen wollten, eingeredet, die Einwohner dortselbst pfligten Menschen zu verspeisen und namentlich die Leute aus Liberia schmachhaft zu finden.

Bei dieser Gelegenheit will ich mir gestatten, auf das „cannibalische“ Thema, das in Europa mit so vielen Schauern abgehandelt zu werden pflegt, etwas näher einzugehen. Es kann, wie ich aus zuverlässigen Quellen erfuhr, nicht absolut geleugnet werden, daß die Menschenfresserei auch auf dem Boden unserer Colonie da draußen noch zu Hause ist. Aber eben so sicher erscheint es, daß sie nicht im Sinne der Feinschmeckerei ausgeübt

wird, etwa wie wir es mit Mustern und Froschkeulen thun. Der Cannibalismus ist bei den Kamerun-Negern eine religiöse Ceremonie, ein Opfer, als welches er ursprünglich wenigstens wohl bei allen Völkern, bei denen er anzutreffen ist, gehandhabt wurde.

Der Sklave, der beim Ableben seines Königs getödtet zu werden pflegt, soll angeblich von den gebeugten Leidtragenden verzehrt werden. Und man behauptet, daß sich dieser barbarischen Sitte selbst King Bell, unser bekannter Freund und Bundesgenosse, in einem Falle nicht habe entziehen können. Dieselbe mag wohl aus dem Gedanken kommen, daß man auf diese Weise die durch den Tod des Staatsoberhauptes erlittene Schwächung der Kraft des kleinen Reiches paralyfieren könne, wie es ja auch Völker giebt, wo die Mütter ihre Kinder aufessen, um die Lebenskraft, die sie durch deren Geburt abgegeben, wieder in sich zurückzuführen. Wie dem aber auch sei, sicher ist, daß die Menschenfresserei in Kamerun nicht aus Passion betrieben wird, etwa wie in einer bekannten Anekdote, wo ein Sohn seinen schwarzen Vater fragt, ob nichts mehr zu essen da sei, und der Vater antwortet: „sieh einmal in die Speisekammer, da muß noch etwas kalter Missionar stehen“.

Auch muß man, um wegen derartiger Unsitten die Neger nicht gar zu sehr zu verurtheilen, daran denken, daß der Brauch der alten Germanen, aus den Schädeln ihrer Feinde zu trinken, kaum viel milder war.

Wer nach Kamerun gehen will, braucht sich auf alle Fälle von jenem dunklen Gerücht nicht abschrecken zu lassen. Wenn ihn nicht der schlimmste Cannibale, das Fieber, verzehrt, wird er kaum irgendwo anders einem Appetit nach seinem Fleische begegnen.

Selbstverständlich fanden sich auch an dem beregten Morgen schon bald wieder unsere schaulustigen Freunde vom Abend zuvor ein. Unter ihnen fielen uns besonders mehrere Weiber auf, die ihre Wollhaare mit einer allerdings nicht wie Rosenöl duftenden Pomade aus Palmöl und Lehm eingerieben und dann zierlich in zahllose kleine Strähne oder Fransen geflochten hatten, die von dem dunklen Haupte herabhingen wie die Schlangen am Kopfe der Medusa oder die Klöppel von einem Klöppelkissen. Diese

sonderbare Toilette deutete an, daß jene Frauen von schwerer Krankheit genesen waren. Während einer solchen müssen sie auf Verordnung des Fetischmannes, der nach Art aller dergestalt unentwickelten Völker immer Priester und Arzt zugleich ist, sechs Monate in der Hütte bleiben und dabei auch noch einen Gong schlagen, um durch dessen Töne die Vorübergehenden entsprechend aufmerksam zu machen. Für das folgende halbe Jahr — die Neger wissen beiläufig die Wochen ebenso genau nach dem Mond wie die Tagesstunden nach dem Stand der Sonne zu berechnen — ist dann die erwähnte Haarfrisur vorgeschrieben.

Mit diesen Leuten nahten sich nach und nach auch sämtliche fünf Könige des Ortes, um uns ihre Aufwartung zu machen und ein Geschenk zu erhaschen. Der Erfolg, den die Souveräne hatten, verleitete schließlich aber auch einige dreiste Subjecte aus den Unterthanen derselben, sich uns als Könige zu präsentiren, doch wurden sie leicht erkannt und natürlich schleunigst an die Luft gesetzt. Dieser erheiternde Vorgang erinnerte mich recht lebhaft an etwas, das ich einst in einer Oase der Sahara erlebte. Dort mußte ich einen alten Marabut, einen muhammedanischen Heiligen, beschenken, aber im Augenblick darauf gab es auch schon einige Duzend Marabuts um mich her, die alle ihre Hände bettelnd erhoben. Sie hatten dem Papst in's Handwerk gepfuscht und sich selbst heilig gesprochen. Ueberhaupt ist das „Dahh“ im Negergebiet fast eine ebenso gebietende Großmacht wie das „Bakshisch“ im Lande des Halbmondes.

Recht ergötzlich waren auch unsere Versuche, das hin und her wogende Meer von Krausköpfen mittelst Momentphotographie zu fixiren. Kaum, daß die guten Menschen den Apparat mit seinem blitzenden Messingrohre gesehen, so suchten sie auch schon ihr Heil in der tollsten Flucht, denn sie glaubten, daß wir eine große Flinte auf sie richteten. Allmählich aber trauten sie sich doch näher und der König ließ sich endlich sogar bewegen, das Bild auf der Vitrinscheibe zu besehen, was ihn mit der unglaublichsten Verwunderung erfüllte. Indesß sich selbst auch nur eine Minute zur Aufnahme zu stellen, dazu war er nicht zu bewegen, obwohl ich mich

erbot, Arm in Arm mit ihm mich vor das Glas zu postiren. Er mochte wohl Zauberei fürchten.

Ich blieb diesen Tag in dem angenehmen Orte, um meinem Begleiter, der mir einen schwarzen Boten mit der Nachricht sandte, daß er wieder in Victoria eingetroffen sei, Zeit zum Nachkommen zu geben. Ich durchstreifte dann die herrliche Umgegend und verlebte schließlich auch noch einen recht schönen Abend. Wir saßen vor der Hütte, Knutson blies auf der Trompete das deutsche Bivouaksignal „Abendgebet“, dessen langgezogene Töne von den hohen Bergen und den dunklen Palmenwäldern wiedergegeben wurden. Dann schlossen sich auf meine Bitte die allmählich schon recht zuthulich gewordenen Weiber zum großen Reigen zusammen. Als die Nacht kühler wurde, begannen die Träger in ihrem Hause den Tanz, der bis weit nach Mitternacht währte. Die lodernnden Herdfeuer beleuchteten dabei malerisch die wilden Gestalten und mancher der eingeborenen Zuschauer riß auch ein brennendes Scheit empor, um damit wie mit einer Fackel durch die Finsterniß seinem Hause zuzulaufen. In unserer Hütte sah es ebenfalls malerisch genug aus. Auf dem Boden Kisten und Ballen, in den Ecken blanke Säbel und lange Flinten, über diesem Chaos aber Knutson und Angerer in zwei langen Hängematten, die wie riesige Fledermäuse vom Dachgebälke nieder baumelten.

Am folgenden Tage wollte ich mit dem Gros der Träger und Herrn Angerer wenigstens wieder eine Station zu gewinnen suchen, während Knutson mit einigen Leuten zurückbleiben sollte um den Lieutenant aufzunehmen. Man darf den Schwarzen nie zu lange Ruhe gönnen, denn wenn für Jemand, so gilt es für sie: „rast' ich, so rost' ich“. Aber da war guter Rath theuer. Die topographische Unsicherheit, die uns später noch viel peinlicher werden sollte, begann schon jetzt. Man wußte nur, daß die nächste größere Ansiedlung Lissoka heiße, wie weit dieselbe sei, vermochte indeß Niemand anzugeben. Man sprach von einer und selbst mehreren Tagereisen Entfernung. In solchen Dingen hat der Neger wenig Schätzung. Die Rogozinski'sche Karte aber, die nahezu einzige, die wir besitzen, gab den Namen jener Station

überhaupt nicht an. Eine weitere Schwierigkeit ergab sich daher, daß uns Niemand aus dem Dorfe als Wegweiser dienen wollte, denn Buea sollte mit Dissofa infolge von Blutrache auf Kriegsfuß stehen. Endlich indeß fanden sich doch noch einige beherzte Individuen. Dann nahm wieder die Angelegenheit der Beschenkung des ausnahmsweise recht bescheidenen Königs viel Zeit in Anspruch, so daß es schließlich doch 10 Uhr geworden war, als wir aufbrachen. Meine früher gefaßten Vorsätze, immer nach 6 Uhr abzurücken, um die Morgenkühle zu benützen, wurden also bereits jetzt durchlöchert. Es sollte nicht das letzte Mal sein. Ich will schon an dieser Stelle verrathen, daß man mit einem solchen Negertroß selten vor 9 Uhr fortzukommen im Stande ist.

Viele unserer neuen Freunde gaben uns eine Strecke das Geleit. Wir durchschritten zuerst gutgehaltene Cocoplantagen; dann brach das Terrain schroff ab, wir genossen einen herrlichen Ausblick über tiefer liegende Ländereien, die sich wie ein weites, grünes Meer ohne Unterbrechung bis zum Horizonte ausdehnten, und tauchten dann nach einem längeren steilen Abstieg selbst in diese Buschwildniß ein, in der ich u. A. auch Citrusarten antraf, ohne daß ich natürlich angeben kann, ob dieselben hier frei wuchsen oder ob sie nur verwildert waren.

Der Pfad, der sich fast immer absenkte, war auf der ganzen Strecke vorzüglich, gut betreten und leicht zu begehen, wie ein Promenadenweg in einem etwas verwilderten, unermesslichen Parke. Die Temperatur zeigte sich ebenfalls recht erträglich, kaum höher wie bei uns an einem mäßig warmen Sommertag, denn der Himmel erschien, wie fast während des ganzen ersten Theiles meiner Reise, mit leichten Wolken bedeckt. Erst weiter im Innern, als die Trockenzeit schon ziemlich vorgerückt war und die Entfernung vom dunstreichen Meere sich vergrößert hatte, mußten wir auch helle, wolkenlose Tage hinnehmen, was in dem Land, wo man „die Sonne hassen“ lernt, keine Annehmlichkeit ist. Alle diese Glücksumstände wirkten zusammen, um den Marsch von Buea nach Dissofa zum leichtesten zu machen, der mir auf dem ganzen Streifzug bescheert gewesen ist.

Allerdings war jetzt endlich meine ganze alte Müstigkeit und Wanderfrische zurückgekehrt, so daß ich meinen braunen Kerls einen Wettlauf vorschlug. Sie gingen siegesgewiß darauf ein und begannen alsbald wie von der Sehne geschnellte Pfeile davon zu stürmen. Aber ich blieb ihnen hart auf den Fersen und überholte bald Einen nach dem Andern. Schließlich hatte ich nur noch zwei Mann vor mir, die sich durchaus nicht werfen lassen wollten. Indes ich hezte sie so sehr, daß sie schließlich doch athemlos stehen bleiben mußten, zur Erhärtung der alten Wahrheit, daß ein Culturmensch, zumal wenn er auch etwas gymnastisch gebildet ist, in den allermeisten Fällen selbst körperlich dem stärksten Naturkinde überlegen ist.

Die Gegend war schwach aber fortlaufend bevölkert. Es gab viele einzelne Häuser, aber auch zwei regelrechte Dörfchen, *Bobai* und *Mangai*, deren scheue Bewohner jedoch bei unserer Annäherung zumeist auseinander prallten gleich einer Schafheerde, durch die sich ein durchgehendes Gespann wilder Rosse Bahn bricht. Nur einige der Aelteren wagten stehen zu bleiben, unsere dargebotene Hand zu ergreifen und den Schweißbedeckten selbst Palmwein zu credenzen.

Nachdem wir nach etwa zwei Stunden ein sumpfes Wässerchen, das auch den Namen *Lissoka* führte, überschritten, bez. auf breitem Negerrücken durchritten hatten, erreichten wir eine Stunde später einen etwas größeren Ort, *Bokako*, der mit nur noch 440 m Seehöhe in einem kleinen Wiesenkessel versteckt lag. Die Träger warfen hier zum ersten Male ihre Lasten ab und tranken gierig von dem trüben Regenwasser, das die dienstbeflissenen Bewohner herbeischleppten. Als wir wieder satteln wollten, kam der König, ein alter mürrischer Mensch, dessen Regentenwürde lediglich durch eine dickwollene Zipfelmütze angedeutet wurde, die er weit über die Ohren heruntergezogen hatte. Der hohe Herr war so naiv, für die wässerige Bewirthung eine ungeheure Gabe zu verlangen, wies den dargebotenen Tabak mit Verachtung zurück und machte Miene, mit seinen Leuten uns den Weg zu versperren. Es genügte indes bereits ein Griff nach dem Repetirgewehr, das mein

persönlicher Diener immer dicht hinter mir trug, um ihn augenblicklich sammt seiner unfriegerischen Kopfbedeckung sich rückwärts concentriren zu lassen.

Übermalige ausgedehnte Cocapflanzungen, die bald darauf zu durchschreiten waren, deuteten uns an, daß wir einer volkreicheren Ortschaft näher kämen. In der That erreichten wir auch schon nach einem Stündchen einen langgezogenen, frisch grünen Wiesenplan, den rings dichte Reihen von Kokospalmen und Bananen einschlossen, während geradeaus immer wieder der kolossale Aufbau der Kamerunkette zum Vorschein kam, und zwar noch derartig nahe, daß man auf den unermesslichen Flanken deutlich größere oder kleinere Waldblößen wahrnahm, wie kahle Stellen auf dem Scheitel eines gealterten Kecken. Aber auch ein Zeichnungsfehler unserer sämtlichen Karten wird von dieser Stelle aus dem Beschauer des gewaltigen Bergmassivs klar. Dasselbe reicht nämlich nicht annähernd so weit gegen Nordosten, wie es dort dargestellt wird, sondern bricht schon unweit Bissoka wie ein jähes Kirchendach zur Niederung ab. Es ist also nicht nur nicht an eine Fortsetzung der Erhebung nach dem Innern des Continents zu oder gar an eine Durchsetzung des letzteren durch dieselbe bis zur Ostküste, bis zum Kilimandscharo zu denken, sondern man darf eigentlich nicht einmal von einem Rücken sprechen. Das Kamerungebirge ist orographisch angesehen vielmehr eine Gebirgsinsel, ein Gebirgsstock mit radialer Anordnung, wie dies ja auch seinem geologischen Charakter als vulcanisches Gebilde entspricht.

Auf der so umrahmten Rasenfläche nun liegt das Dorf Bissoka, nur noch etwa halb so hoch wie Buea und doch kaum minder angenehm und gesund als dieses. Seine Bevölkerung scheint nicht zahlreich zu sein, da man zunächst nur eine Reihe von sechs bis acht Häusern bemerkt. Diese bilden indeß wiederum lediglich den Königspalast, während die Gebäude der Untertanen in den Bananenhainen ringsum zerstreut sind, so daß man dem Ort in Wahrheit leicht einige Hundert Einwohner zutrauen kann.

Man wird begreifen, daß wir aufs freudigste überrascht waren, als wir das so fern geglaubte Tagesziel schon nach einem

so kurzen Marsche vor uns sahen. Es war ja auch kaum 2 Uhr und ich so wenig ermüdet, daß ich in die Leute drang, gleich noch eine Station zu nehmen. Es wäre dies, wie man sehen wird, auch recht gut gewesen. Aber da kam ich schön an. Alles behauptete, todtmüde zu sein, und als ich diesen Grund nicht gelten ließ, hieß es, es ist bis zum nächsten Dorf zu weit, eine Behauptung, die fast an jedem Tage der Reise wiederkehrte, in diesem Falle aber ausnahmsweise einmal wirklich auf Wahrheit beruhte. Die Schwarzen haben leider in solcher Beziehung eine große Wahlverwandtschaft mit gewissen Kutschpferden, die bei jedem Wirthshauschilde nicht weiter wollen.

Wie immer, wenn wir unserer Nachtstation nahe kamen, legten auch vor Lissoka die Träger wieder ihr Feiertagshabit an und so zogen wir auf die Königshäuser los. Aber wir hatten noch kaum einige Schritte auf der weiten Rasenfläche, die wie ein riesiger Tanzplatz anzusehen war, zurückgelegt, als ein ganz unerwartetes Schauspiel uns stillstehen machte. Es brachen zwei Gestalten aus den Büschen, wie ich sie noch nie gesehen. Den Kopf zierten hohe Spizhüte, die Gesichter wurden von dunklen Masken verdeckt, welche auf der Stelle der Augen zwei citronengelbe Früchte trugen. Der Leib stak in eng anliegenden Tricots von dunkelbrauner Farbe mit gelben Streifen. Um die Hüften war ein bunter, höchst zierlicher Faserschurz gelegt. Das waren also veritable Harlekins, wie sie in früheren Zeiten bei uns ja auch zur Belustigung der Massen ihr Wesen trieben. In der That benahmen sich auch diese afrikanischen Bajazzos ganz ähnlich. Jetzt schlugen sie vor uns her die wunderlichsten Wurzelbäume, dann rannten sie wieder wie besessen davon und scheuchten mit einer Art Peitsche, die sie in den Händen trugen, Weiber und Kinder, die da oder dort aus den Hütten lugten, in diese hinein. Im nächsten Augenblick waren sie wieder bei uns und bettelten auf den Knien umherrutschend um Tabak.

Natürlich konnten wir sie nicht unerhört lassen. Denn der ganze Mummenschanz war nur uns zu Ehren in Scene gesetzt worden. Man hatte wer weiß woher längst von unserer bevor-

stehenden Ankunft Kunde erhalten. In Afrika schreitet eben nicht nur das Schicksal, sondern auch die Fama schnell. Die ganze Sache mußte uns natürlich lebhaft interessiren, auch wenn nicht schon die beschriebenen Maskenkostüme als einheimisches Machwerk — das Ganze war eine unvergleichlich feine Flechtarbeit — die größte Aufmerksamkeit verdient hätten. Wie konnte ein solcher Brauch unter den rohen Bakwiris aufkommen, oder sollte das vielleicht auch nur eine Nachahmung von Carnivalscherzen sein, die man von den Portugiesen oder Spaniern gesehen. Dann aber müßte man der Sache bei den Duallas an der Küste begegnen. Indesß waren wir hier ja schon einige Tagereisen vom Meere entfernt. Man sagte uns auch, daß sich ganz Aehnliches bei den Stämmen im Inneren finde, namentlich unter den Bakundus, doch ist mir allerdings auf der ganzen Reise nichts wieder davon zu Gesicht gekommen, ebensowenig wie es mir gelang, einen solchen Anzug zu erwerben. Es wäre aber sicherlich hoch interessant, neben den gleichfalls unter den Kamerun-Negern constatirten Geheimbünden auch Genaueres über derartige komisch-dramatische Einrichtungen zu erfahren. Uebrigens sollten wir an diesem Tage noch andere, ähnlich geartete Ueberraschungen erleben.

Doch da naht sich Se. schwarze Majestät, uns zu bewillkommen. Es ist ein kleiner, alter, vertrockneter Herr, doch hält er in seiner Hand bereits das von da ab bis weit in das Innere hinein gebräuchliche Attribut der königlichen Würde, einen Besen aus trocknen, binsenartigen Ruthen, freilich ein wenig imponirendes Scepter, mit dem er bei seiner constitutionell beschränkten Macht ja auch nicht einmal nach seinen Unterthanen, sondern nur nach Hunden und Schweinen, sowie den Mücken an seinen nackten Beinen schlagen darf. Der hohe Herr hatte indesß doch Lebensart. Er entschuldigte sich, daß er uns mit so ernster Miene empfangt, aber er vermöge nicht lustig zu sein, da ihm vor sechs Wochen seine Mutter gestorben sei. Schade, daß dies ihn späterhin nicht auch verhinderte, uns gegenüber die Steuerschraube so fest anzuziehen.

Wir wurden in ein Haus geführt, so groß, wie wir es bis-

her noch nicht gesehen. Es ähnelte einem langen Wagenschuppen, zeigte sich jedoch leider auch so öde und leer wie ein solcher. Die Träger aber waren glücklich, daß der Raum ihnen nun gestattete, bei uns zu bleiben. Jetzt freilich litt es sie noch nicht daselbst, denn ohne Weiteres begannen draußen neue Festlichkeiten zu Ehren der seltenen Gäste.

Am Ende der erwähnten langen Dorfwiese waren im Schatten uralter Bäume zwei große und vier kleine Trommeln aufgestellt, von der Art, wie sie bei den Duallas zu Hause sind, längliche, ausgehöhlte Holzklöße, in die oben auf dem Deckel zwei rohe Schalllöcher von verschiedener Größe eingeschnitten sind, so daß die beiden Stöcke, mit denen man die primitiven Instrumente zu bearbeiten pflegt, auch verschiedene Töne ergeben. Neben den Männern, die diese Trommeln mit der unermüdblichsten Beharrlichkeit stundenlang bearbeiteten, saßen viele Duzende von Weibern und Kindern, die den betäubenden Lärm durch Holzstäbchen, die sie aneinander schlugen, sowie durch ein gellendes schlachtgesangsartiges Lied vermehren halfen. Dies letztere war die Aufforderung zu den Kampfspiele, wie sie überall unter den Bakwiris bei entsprechenden Gelegenheiten gesungen wird.

Jetzt stellten sich auch die Parteien auf, dort die streitbaren Männer der Dissofaner, hier unsere rauflustigen Träger. Und nun gings ans Ausfordern. Bald rückten von dieser, bald von jener Schaar vier oder fünf der Muthigsten gegen die Gruppe der Gegner vor und reizten diese, indem sie zierlich die Arme hin und her schwenkten oder auch neue bunte Tücher als Kampfpreis wehen ließen, in ähnlicher Weise, wie man etwa einen Truthahn durch Vorhalten greller Farben in Zorn zu bringen sucht. Die, welche den hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen gesonnen waren, traten dann vor, der Lendenschurz wurde zu einem möglichst schmalen Gurt zusammengewickelt und der Kampf begann. Raßenartig geduckt suchten die Krieger mit weit vorgestreckten Armen über ihre Köpfe hinweg sich am Nacken zu fassen. Dabei sprangen sie bald herüber, bald hinüber, griffen, wenn ihre Hände vom Schweiß zu glatt geworden, zum Boden nieder, um sich mit

Staub einzureiben, und zogen sich häufig, eng ineinander verstrickt, auf dem ganzen Platz herum, wie streitende Hammel, die, mit ihren Hörnern verflochten, in ähnlicher Weise im Kreise herumlaufen. War aber Einer zu Boden geworfen worden, so hatte das Duell augenblicklich ein Ende. Die Kampfordner, von denen der eine ein kunstvoll geflochtenes Diadem, der andere einen aus schwarzem, über ein Untergestell von Korb gezogenem Affenfell gefertigten Streithelm mit weißem Perlenbesatz trug, sprangen mit ihren langen Kuhschwanzpeitschen dazwischen; der Sieger wurde von seiner herzueilenden Partei mit hellem Jubel zu ihrem Standort zurückgetragen, während der Besiegte sich beschämt von dannen schlich.

Ganz wunderbar war es, daß auch während des Ringens selbst die für dasselbe festgesetzten Regeln und Normen aufs peinlichste eingehalten wurden und die erwähnten Secundanten bei jedem falschen Griffe einsprangen, gerade wie bei unseren Studentenmensuren.

Natürlich bezeugte der allmählich auf mehrere Hunderte angewachsene Zuschauerkreis dasselbe Interesse an dem Wettstreit wie etwa Albions sonst so kühle Söhne bei den Rennen von Derby. Namentlich pflegten Freunde und Verwandte dem zum Kampf Vortretenden noch allerhand gute Rathschläge ins Ohr zu flüstern. Auch ging die Leidenschaftlichkeit bis zu den Kleinen herab. Denn während hier die starken Männer fochten, sah man häufig im Hintergrund winzige Bübchen schon mit schwachen Nermchen, aber wildester Zähigkeit sich in getreuester Nachahmung der Erwachsenen am Schopfe packen und herumzerren.

Meine Leute machten mir Ehre. Viele trugen glänzende Siege davon, doch fehlte es auch den Vissokanern an starken Kämpfen nicht. Namentlich war Einer eine derartig entwickelte Muskelgestalt, daß Niemand mit ihm anzubinden wagte und er stets vergeblich mit fletschenden Zähnen seine Herausforderung ergehen ließ.

Der Kampf währte etwa 3 Stunden. Er bot mir willkommene Gelegenheit zu Volksstudien. Ich fand, daß die Männer im Allgemeinen recht schöne Erscheinungen seien, nur daß sie etwas

zu finster blickten, wohingegen die Weiber sich auffallend wenig scheu, ja vielfach sogar frech zuthulich bezeigten. Es war im Grunde das erste und einzige Mal auf der ganzen Reise, daß uns das schöne Geschlecht so entgegentrat. Auch die Männer schienen hier nicht viel auf ihre Hausehre zu halten. Denn am Abend luden uns Viele ein, mit nach ihren Hütten im Walde zu gehen, wo sie uns gegen ein mäßiges Entrée den freiesten Zutritt zu ihrem Harem gestatten würden. Ich kann mir dies so plötzliche Auftreten laxerer Anschauungen nur aus einer Berührung der Leute mit dem nahen Händlerstamme der Balongs erklären, die auch in anderer Hinsicht, wie wir sehen werden, den ungünstigsten Einfluß auf Bissoka ausüben. Gewiß hatte wenigstens an jenen anstößigen Offerten die Habsucht den größten Antheil, denn unser Hetman sagte uns, daß hier die schwarzen Frauen den Weißen im Grunde gleichfalls nicht liebten, sowie daß sie dem allgemeinsten Spotte verfielen, wenn sie mit ihm sich einließen. Auch konnte die ursprünglich vorhandene Schamhaftigkeit der Umstand erhärten, daß hier selbst die kleinsten Kinder den Lendenschurz trugen.

Auffallend war in dieser Gegend weiter die Art der Eingeborenen, sich zu grüßen. Sie pflegten dabei mit den rechten Schultern an einander zu stoßen, was eher einer feindseligen Collision denn einer Freundschaftsbezeigung ähnlich sah. —

So interessant aber auch das große und seltene Schauspiel sein mochte, wir waren doch froh, als es endlich seinen Abschluß gefunden hatte. Denn es macht gleichzeitig einen wahrhaft unheimlichen Eindruck, wenn man bei solcher Gelegenheit bemerkt, wie die ursprüngliche Wildheit dieser ungezügelter Naturen so leicht wieder über den schwachen Anflug von Cultur und Zähmheit die Oberhand gewinnt. In der That hatten sich auch jetzt die Gemüther der schwarzen Burschen wenigstens dermaßen aufgereggt, daß uns eine recht böse Stunde bereitet werden sollte.

Wir hatten nämlich während der Spiele vor der Thür gesessen, so daß wir von all den Neugierigen, die es natürlich auch hier wieder gab, bequem gesehen werden konnten. Nunmehr aber zogen wir uns in das Haus zurück, und das gab die Veran-

lassung, daß der ganze Haufe sich alsbald gleichfalls dahin wälzte. In wenig Augenblicken hatte sich der große Raum gefüllt und wir wurden derartig eingeklemt, daß wir uns kaum noch regen konnten. Das war gar nicht lange auszuhalten. Ich schob daher, wenn auch möglichst sanft, einen ganzen Schwarm wieder hinaus und stellte meinen George an die Thür, um Niemand mehr herein zu lassen. Das mochte aber draußen unter der über alle Begriffe tobenden Menge böses Blut gemacht haben. Denn plötzlich drängte sich ein riesiger Kerl durch die Pforte, warf meinen armen Diener mit einem furchtbaren Ruck zu Boden und rief, indem er das Haus weit öffnete, es sollten nur Alle hereinkommen, welche wollten, der weiße Mann habe hier nichts zu befehlen.

Ob wir es uns versahen, waren wir wieder umringt. Aber das konnten jetzt nicht mehr bloß harmlose Zuschauer heißen, die gekommen waren, sondern es blitzten uns aus dem Gewimmel Säbel, Lanzen und selbst einige Gewehre entgegen. Der Kreis um uns ward immer enger, schwarze Hände gestikulirten uns vor der Nase herum, wuthfunkelnde Augen tauchten sich in die unsrigen. Es war klar, man machte uns ein regelrechtes Palaver, und doch, wir verstanden kein Wort. Vergebens sah ich mich nach einem Träger um, der den Dolmetsch machen konnte. Die feigen Kerle hatten es für besser gehalten, der Sache aus dem Wege zu gehen. Die Situation wurde ernster, wir mußten jeden Augenblick auf den Beginn körperlicher Mißhandlungen gefaßt sein. Nicht einmal zu wehren vermochten wir uns, denn da wir vorher arglos auf unseren Betten geruht, waren wir durch die plötzlich hereinschneidende Hochfluth auch von unseren Waffen abgeschnitten worden.

Da endlich doch ein Retter, einer der englisch redenden Hetsleute. Natürlich muß er sofort fragen, was denn die wilden Reden zu bedeuten haben, die man uns unaufhörlich ins Gesicht schleudert. Anfangs will er mit der Sprache gar nicht heraus. Es mögen wohl auch recht respectwidrige Aeußerungen und verwegene Drohungen gewesen sein, die da zu Tage traten. Endlich aber erfahren wir doch, was wir so Schreckliches gesündigt haben sollen. „Die weißen Männer“, so behaupten die Leute, „kommen

ohne Umstände in unser Dorf herein, aber sie geben uns keine Geschenke, und wenn wir dann zornig werden, so schießen die Deutschen uns gar todt. Darum werden wir ihnen keinen Zutritt mehr zu unserem Gebiete verstatten."

Auf diese Anklagen erwiderte ich, daß ich ein friedlicher Reisender sei, der nur ihr schönes Land sehen wolle. Die Schwarzen hätten mich auch bereits überall als Freund aufgenommen. Weshalb wollten denn die Vissokaner gerade mit mir Krieg haben? Seien sie schlechter als andere, als die guten Leute von Buea oder Mapanja? Ich wünsche ja auch nichts umsonst zu haben, sondern ich würde dem Könige beim Abschied das übliche Geschenk geben, wolle aber meine Liebe zu ihnen schon jetzt dadurch beweisen, daß ich Tabak unter sie vertheilen ließe.

Das letztere that ich denn nun auch sofort, aber die wilde Gährung wollte sich noch nicht gleich beruhigen. Man fuhr schließlich auf den König los, daß er nur immer das Fett abschöpfe. Da damit Fragen mehr der inneren Politik des Reiches auf die Tagesordnung kamen, so glaubte ich überflüssig zu sein und wollte meinem Freunde Angerer nach, der schon vorher den Weg ins Freie gefunden hatte. Aber da erwies sich die zuvor weit offene Hinterpforte des Hauses fest zugebunden und die Hauptthür war noch immer von Hunderten umlagert. Endlich aber ließ man mich doch passiren, und der Leser wird es mir glauben, daß ich nach dem erstickenden Brodem, der drinnen von den zahllosen Menschen verbreitet worden war, und nach all dem Tumult daselbst draußen wie erlöst aufathmete.

Dort wehte auch eine vortreffliche Abendkühle und die majestätischen Gebilde des Hochgebirges, die, während der heißen Tagesstunden immer hinter undurchdringlichen Dunstmassen verborgen, jetzt wie auf höhern Befehl aus ihrer Hülle traten, redeten, Sinnbilder des Ewigen und Unveränderlichen, wie sie sind, in jener trostreichen Sprache zum armen geängsteten Staubgeborenen, die schon vor Jahrtausenden der königliche Sänger David verstand, als er rief: „ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt!“

Wir stellten unsere kleinen Klappstühle vor die herrlich gelegene Hütte und als der König mit seinem „Freunde“, einem benachbarten Herrscher, hinzutrat, luden wir ihn ein, sich zu uns zu setzen. Wir boten Beiden eine Cigarette, und es war höchst komisch anzusehen, wie ungeschickt die schwarzen Majestäten sich beim Rauchen anstellten. Denn dieser Gebrauch hat sich erst an der Küste einzubürgern vermocht. Hier zu Lande consumirt man den Tabak nur durch Schnupfen, zu welchem Zwecke man ihn am Feuer trocknet und dann mit Steinen zerreibt. Selbst Frauen und Kinder huldigen jenem Genusse und darum hörte auch die Bettelei um Tabak hier gar nicht auf.

Einem der um uns Herumstehenden, der uns in dieser Weise anging, bot ich ebenfalls zum Rauchen an, aber seine hinter ihm stehende Frau riß ihm mit allen Zeichen der höchsten Angst die kleine Cigarette wieder aus dem Munde, indem sie schrie, daß dies ohne allen Zweifel Zauberei sei. —

Wir zogen uns erst tief in der Nacht in die Hütte zurück, denn der Aufenthalt drinnen hatte wenig Verlockendes. Eine ganze Menge Ziegen, Schafe und grunzende Schweine theilten dort das Nachtquartier mit uns und ein in ewiger Unruhe umherirrender Hammel war sogar so frech, als ich auf meinem Bette lag, an meinem Fuße zu knabbern, den er vielleicht für eine besonders große Banane halten mochte. Dazu waren an diesem Abende die Träger gar nicht zur Ruhe zu bringen. Sie hatten sich rasch mit den zahlreichen lebenslustigen Weibern des alternenden Königs, unter denen beiläufig zwei von ganz rother Hautfarbe waren, angefreundet und bewegten sich mit ihnen im Tanz herum mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ausdauer. Dazu wurden drei große Feuer in den Ecken des Gemachs unterhalten, die einen erstickenden Qualm verbreiteten. Es lag infolge dessen selbst die Gefahr eines großen Unglücks nahe. Denn, sorglos wie sämtliche Schwarzen sind, lassen sie fast in allen ihren Häusern größere Quantitäten Pulver lagern, welches das gebräuchlichste Zahlungsmittel beim Kaufe von Weibern zu bilden pflegt. Schon oft wurde in dieser Weise eine Hütte sammt allen ihren Bewohnern vom Erdboden weggesegt.

Zu allen diesen Plagen gesellte sich für uns schließlich noch die nach den Vorgängen des Abends gewiß nicht unberechtigte Sorge, daß wir möchten im Schlafe überfallen werden. Wir legten daher Gewehr und Revolver neben uns aufs Bett und hatten, als es endlich tagte, nur kurze Ruhe gehabt.

„Jeder Tag will seine eigene Plage haben“, heißt es. Auch dem nächstfolgenden fehlte es daran nicht. Zwar war der Morgen mit 22° C. wunderbar erfrischend und das erhabene Gebirge schaute wolkenlos auf uns nieder. Aber nur zu bald schon wurden wir im Naturgenuß gestört. Es kamen verschiedene Könige, die im Grunde hier doch weiter nichts sind, als privilegierte Bettler, ähnlich wie es deren einst im heiligen Rom gab, wenn ihnen auch die Schilder fehlten, die ihre italienischen Kollegen zu führen pflegten. Zwei von diesen regierenden Herren trugen dicke, schwarze Glaustrübe, die mit rothem Passespoil verziert waren. Sie mochten diese, für die Tropenzone schwerlich besonders geeigneten Mittel wer weiß von welchem Chausseegeldeinnehmer oder Zollwächter überkommen haben. Für uns war das aber insofern ein Unglück, als nun der Herrscher von Lissoka auch einen solchen Krönungsmantel haben wollte und schließlich ganz unverfroren meinen eigenen Rock betastete und meinte, ich möge ihm diesen schenken.

Noch frecher benahm sich ein anderer Gewalthaber aus der Umgegend. Er bot uns ein altes, dürres Huhn als Geschenk, aber als er dafür ein Taschenmesser, eine Mundharmonika und zwei Hat Tabak erhalten hatte, wünschte er noch eine Leibjacke. Nach dieser forderte er zwei fernere Bündel Tabak, die wir ihm, da wir beim Weitermarsch sein Gebiet passiren mußten, aus gutem Grunde gleichfalls nicht versagten. Er aber blieb nicht nur unzufrieden, sondern ereiferte sich derartig, daß er sein Huhn nahm und mit der Drohung verschwand, er werde uns den Weg verlegen.

Auch sonst wurde uns die maßlose Bettelei, die hier herrschte, lästig. Ich theile nur einen fast erheiternd wirkenden Fall mit. Um mich bei der großen Menge der Gaffer populär zu machen, nehme ich ein Kind auf meine Arme. Als ich es der Mutter zu-

rückgebe, fordert diese sofort ein Geschenk für die Wohlthat, die sie mir erwiesen zu haben glauben mochte.

Meine Träger machten mir ebenfalls wieder Noth. Der erste Hetman hatte seine junge Frau bis hierher mitgenommen. Nun fürchtet er sie zurückzuschicken, weil er von früherher in den passirten Ortschaften überall noch Schulden hat oder dort die Weiber Anderer verführte. Er will mit ihr heim, und nur mein Vorschlag, sie bis zu seiner Rückkehr von unserer Reise in Bissoka in Pension zu geben, vermag ihn endlich, sich zum Weitermarsch zu entschließen. Kaum aber ist er weggegangen, so kommt er zurück mit der frechen Lüge, er und seine Ehehälfte könnten keine Cocas vertragen, ich möge ihm Tabak zum Ankauf von Bananen geben. Zugleich denunciren ihn die Träger, daß er den schon am Abend zur Vertheilung erhaltenen Tabak im eigenen Interesse verwendet habe. Die erzürnten Leute drohen ihn zu erschlagen und der Tumult ist abermals nicht gering. Man sieht, ein Afrikareisender hat noch mehr Noth als eine Mutter mit zehn ungerathenen Kindern.

Einer von den Leuten erkrankte auch plötzlich recht schwer, und zwar unter Symptomen, die an eine Vergiftung denken ließen. Er mochte vielleicht, wie die ganze Schaar zu thun liebte, eine Liebelei mit einer Dorfschönen angefangen und die Bezahlung dafür unterlassen haben. Glücklicherweise konnten die Kameraden von einem seiner Bekannten im Orte ein Gegengift beschaffen, so daß das Bluterbrechen, das ihn befallen hatte, nachließ und er allmählich wieder genas, wenn er auch noch lange schwach blieb. Natürlich mußten auch wir Europäer in der gleichen Hinsicht auf der Hut sein. Wir kauften keine Flasche Palmwein, ehe nicht der Ueberbringer davon getrunken und ließen von da ab auch immer zwei Leute bei den Kochtöpfen stehen, um die Frauen des Ortes, die die Zubereitung der Speisen zu übernehmen pflegten, zu beaufsichtigen, damit sie nicht etwa ein Pülverchen zusetzten.

Wir hatten aber an diesem Tage nicht bloß Uebles zu erfahren. Wir konnten auch allerhand erfreuliche Wahrnehmungen machen. Die im Ganzen wenig angenehmen Bissokaner erwiesen sich in merkantiler Beziehung auffallend zugänglich. Namentlich

interessirten sie Streichhölzer aufs Lebhafteste, ein Beweis zugleich, daß Europäer hier noch nicht viel gewesen sein konnten. Sie boten für ein Schächtelchen jener Waare zwei und drei große Kokosnüsse und ergöhten sich am Feuerfangen der Hölzer derartig, daß jedes eingehandelte Kästchen derselben immer gleich an Ort und Stelle bis auf das letzte Exemplar seines Inhalts aufgebraucht wurde. Es war dabei überaus komisch anzusehen, wie ungeschickt sie sich bei der uns doch so geläufigen Manipulation des Streichens auf der Reibfläche anstellten, wie gierig Aller Augen dann auf das Feuerfangen warteten und wie erschrocken sie jedesmal zurückfuhren, wenn die Flamme endlich aufblühte.

Lebhafte Nachfrage war hier außerdem nach Brillen, wollenen Decken, Mundharmonikas, Messern, kleinen Glöckchen, die Frauen und Kinder sehr gern um den Hals oder die Fußknöchel tragen, Scheeren und endlich, wie schon angedeutet, ganz besonders nach Kleidungsstücken, alles Dinge, die bisher von den europäischen Factoreien nur zum geringsten Theile importirt wurden. Ich bin überzeugt, daß man ein ganzes kleines Vermögen verdienen könnte, wenn man den bekannten Leipziger Meßtrödlern ihre „alten Sachen“ abkaufte und mit einem Schiffe gen Kamerun führte. —

In der Mittagszeit dieses Tages wurde uns eine recht angenehme Ueberraschung zu Theil. Knutson sandte mir durch zwei lanzenbewaffnete Buealeute die inhaltsreichen Worte zu: „Am 3 Uhr komme ich mit dem Lieutenant und den Gewehren“. Unter lauter wilden Schwarzen ist der Zuzug auch nur eines Weißen eines der frohesten Ereignisse.

Pünktlich zur angegebenen Stunde zog denn auch die kleine Karawane, förmlich starrend von blinkenden Flintenläufen, heran. Und nicht nur wir jubelten, sondern auch unsere Träger, von denen nun fast Jeder mit einem Hinterlader bewaffnet wurde. Nie haben unsere berühmten Mausergewehre stolzere Schultern belastet, als hier. Den vorher so frechen Lissokanern aber hatte der Anblick so vieler todbringender Rohre einen heilsamen Schrecken eingeblößt, der sie wenigstens für den Rest des Tages recht demüthig einhergehen ließ. Leider nur wurde uns solche Freude nicht un-

getrübt zu Theil. Als mir mein so lange vermißter Gefährte die Hand reichte, fühlte ich diese wie Feuer glühen. So sollte denn auch er nun dem unerbittlichen Afrikafieber seinen Tribut zollen und zwar zu recht ungelegener Zeit. Bereits wenige Stunden später lag er schwer krank danieder und wir sahen mit Bangen in die Zukunft.

Am Abend hatten wir auch noch einen Schreck. Es fielen längere Zeit hindurch in der Ferne zahlreiche Schüsse, begleitet von einem eigenthümlichen, wilden Geschrei, das schauerlich durch die Stille der Nacht gellte. Sollte uns ein Ueberfall bevorstehen? Doch nein, es sind nur Feierlichkeiten, die zu Ehren eines Gestorbenen stattfinden. Zu solchem Zwecke hat man überhaupt in der Gegend besondere Gebräuche. So beschmiereten sich die Angehörigen eines Verbliebenen das Gesicht mit einem Pflanzensaft, der glänzend schwarz färbt. Die Haut erscheint dann wahrhaft wie gewichst. Man beerdigt hier auch bereits im Freien und errichtet nicht selten über dem Grab ein förmliches Monument. Ich sah ein solches am Ende der Dorfwiese. Es bestand aus einem mannhohen Stangengerüste, in welchem Kürbißflaschen und Körbe hingen. Auch ein ganz neues Stück Zeug war daran befestigt.

Am nächsten Tag, es war der 8. December, wollten wir endlich wieder einmal wandern. Aber die Aussichten dazu erschienen nicht günstig. Nicht nur, daß Herr von Brittwitz nach einer elenden Nacht noch immer 39° C. hatte und sehr schwach war, auch die Leute aus dem Orte sollten uns wieder Noth bereiten, Allen voran der König selbst. Eine ganze Stunde währte die Verhandlung mit ihm wegen seiner Geschenke. Je mehr wir gaben, je mehr begehrte er. Als er Waaren von ca. 30 Mark Werth hatte, verlangte er wenigstens noch einen unserer Klappstühle. Ich gestehe, als der Kerl bei all diesem unverschämten Feilschen mit der ruhigsten und unschuldigsten Miene von der Welt vor uns darsaß, war ich mehrmals nahe daran, ihn mit der Faust niederzuschlagen. Aber wir durften die Geduld, von der man für eine Afrikareise überhaupt niemals genug besitzen kann, nicht verlieren. Denn wir brauchten einige Reserveträger, da für unser zahlreiches Gepäck unsere Leute

nicht ausreichten, und so groß ist immerhin die Macht dieser Scheinkönige, daß Niemand aus einem solchen Negerdorfe den Weißen begleiten würde, so lange der Herrscher es nicht ausdrücklich genehmigt.

Endlich war der habgierige Mensch doch befriedigt, aber nun kamen seine Unterthanen. Diese hatten sich in der Stärke von einigen hundert Mann dem Hause gegenüber angesammelt. Ein alter, langer, hagerer Mensch, mit fliegenden Haarfransen, ähnlich wie die beschriebenen Weiber von Buea, dem der Fanatismus aus den tiefeingesunkenen Augen glühte, stand unter ihnen wie ein Prophet und stachelte sie mit heiserer Stimme aber beredten Worten zur Wuth gegen die Fremden an. Der Tumult wuchs mit jeder Minute. Die Träger griffen zu den Gewehren, ich lud meinen Carabiner und drückte auch Herrn von Brittwitz eine schußfertige Waffe in die Hand. Dieser war indeß bereits so schwach, daß ihm dieselbe aus dem Arm rutschte und er auf dem Stein, auf dem er saß, einschlieff.

Die Lissokaner stimmten jetzt den Kriegsgesang ihrer Heimath an; die Träger rotteten sich zusammen und antworteten mit dem ihrigen. Jene schwingen die Säbel und schwören, daß sie uns nicht über ihr Dorf hinauslassen wollen, wenn wir ihnen nicht reichen Tribut geben, was in diesem Falle kaum weniger zu bedeuten hatte, als daß wir ihnen unser ganzes Gepäck auslieferten. Wir befehlen trotzdem den Ausbruch. Aber als die Träger ihre Lasten aufgenommen haben, drängen sich die Lissokaner unter sie und reißen ihnen jene wieder von den Schultern. Zu gleicher Zeit ist der Weg da, wo er von dem Wiesenplan von Neuem ins Gebüsch tritt, von großen Menschenmassen versperrt. Es schien ohne Blutvergießen nicht mehr abgehen zu können. Und das wollten wir schon um deswillen vermeiden, weil durch alle solche Kämpfe immer für lange Zeit eine böse Kluft zwischen den Eingeborenen und dem Europäer aufgerichtet wird. Daher neigten wir dazu, umzukehren und zu versuchen, ob wir nicht den Mungo auf einem Umweg gewinnen könnten. Aber Knutson blieb dabei, daß wir vorwärts müßten, auch wenn es Kampf koste, indem er hervorhob,

daß die Lissokaner bei ihrer jetzigen Erbitterung uns selbst den Rückzug nicht ungestört würden bewerkstelligen lassen.

So traten wir denn abermals an, und siehe, da kam der König und nahm offen Partei für uns. Er durchbrach mit uns den hemmenden Menschenknäuel, der jetzt doch nicht in corpore über uns herzufallen wagte, wenn schon einzelne besonders Kühne uns noch immer in den Weg traten und die Träger am Arme packten. So lief selbst eine Frau, eine rechte Megäre, noch ein ganzes Stück schreiend und tobend neben uns her, obwohl ich ihr wiederholt den Revolver unter die Nase hielt.

Nach etwa zwanzig Minuten, während welcher wir an zahlreichen Häuschen, die malerisch rechts und links in Cocapflanzungen oder Bananenhainen versteckt lagen, vorbeizogen, ohne aus diesen Verstecken heraus, wie wir fürchteten, beschossen zu werden, erreichten wir mit einem hohen Gatterthore, das nur mühsam zu übersteigen war, die Grenzmarke des ungastlichen Ortes. Hier hatten wir sicher erwartet, eine feindliche Schaar zu finden. Aber zu unserer Freude zeigte sich das Terrain frei. Darum wandte nun auch der König wieder um. Indesß wo wir der einen großen Sorge ledig waren, erwuchs uns bereits eine neue. Mein Begleiter hatte mir schon vor dem Aufbruch erklärt, daß er bei seinem elenden Zustande zu längeren Märschen ganz unfähig sei. Ich hatte das bei einem Blick auf sein fiebergeröthetes Gesicht und in seine so krankhaft glänzenden Augen schon von selbst gefürchtet. Aber was war zu thun? In Lissoka konnte doch unseres Bleibens nicht länger sein. So kam ich denn auf den Gedanken, den armen Kranken mit zwei oder drei zuverlässigen Schwarzen den relativ kurzen Weg bis Buea zurückgehen zu lassen, wo er ja auf alle Fälle gut aufgehoben gewesen sein würde, bis ihn die Schweden nach Mapanja abholen konnten. Indesß, als ich die ganz unglaubliche Bosheit der Lissokaner erst voll kennen gelernt hatte, wagte ich doch nicht, diesen Auskunftsweg zu betreten. Die Wüthenden würden den wehrlosen Kranken heimtückisch überfallen und gemordet haben.

So konnte es denn nichts helfen, er mußte wenigstens noch bis Bakundu ba Kambele, bis wohin es freilich noch drei starke

Tagereisen waren, mit uns zu kommen suchen. Aber o weh, schon hinter dem erwähnten Grenzzaun sank er ohnmächtig zusammen. Schwerer Sorge voll standen wir um ihn herum. Glücklicherweise erholte er sich indeß nach einiger Weile wieder, und wenn er auch immer von Zeit zu Zeit von Neuem ruhen und den quälenden Fieberdurst mit langen Zügen stillen mußte, so schleppte er sich doch, obschon wie ein Trunkner taumelnd und mit kaltem Schweiß bedeckt, den ganzen Tag über weiter, eine That der Energie, die nur der zu würdigen weiß, der selbst einmal in solchem Zustande einen langen Tropenmarsch gemacht hat.

Wir hatten Sissoka glücklich hinter uns, es war indeß nur zu leicht möglich, daß uns die rachsüchtigen Schwarzen noch eine Strecke weit verfolgten. Darum beobachteten wir fortdauernd die dichten Büsche rechts und links vom Wege, aus denen wohl eine tödtliche Kugel uns hätte treffen können, und ich trug auch an diesem ganzen, überdies ziemlich heißen Tage mein geladenes Gewehr selbst, um sofort kampfbereit zu sein. Ganz unwillkürlich mußte mir dabei der Gedanke kommen, daß Vorkommnisse, wie wir sie eben hinter uns hatten, nicht ungerügt bleiben dürften, sollen die Verhältnisse in unserer jungen Besizung sich consolidiren. Man hatte uns ja sogar gesagt, daß ein Freundschafts- und Schutzvertrag zwischen der deutschen Regierung und dem widerspenstigen Dorfe, den wir allerdings nicht zu sehen bekommen konnten, vorliege. Das klang doch wie Hohn Angesichts der uns widerfahrenen Behandlung.

Ich für meine Person möchte dem gegenüber unmaßgeblich meine Ansicht dahin äußern, daß solche im Grunde gewiß höchst wichtigen Verträge nutzloses Papier bleiben müssen, so lange nicht von Zeit zu Zeit eine bewaffnete Colonne in all den Ortschaften des Innern erscheint und dem kurzen Gedächtniß des Negers es immer wieder von Neuem einschärft, daß er es mit einer starken, respectgebietenden Macht zu thun hat, ähnlich wie dies Frankreich mit seinen fliegenden Colonnen bezüglich der weitzerstreuten Dasen der Sahara mit bestem Erfolg zu thun pflegt. Die theuren stehenden Garnisonen werden in dieser Weise wenigstens annähernd

erfolgt. Man sieht aber auf alle Fälle, daß ohne eine Colonialarmee Colonialpolitik mit bleibendem Erfolge auf die Dauer nicht zu treiben ist.

Nachträglich will ich übrigens zur Illustration der in Diffsoka zuletzt gegen uns herrschenden Stimmung bemerken, daß ich beobachtete, wie bei unserem Aufbruch die früher beschriebenen Bajazzos abermals Miene machten, aus einem hochgelegenen Häuschen uns zur Ehre herbeizueilen, wie sie indeß von ihren wüthenden Mitbürgern augenblicklich wieder zurückgescheucht wurden. Man stand eben mit uns auf dem Kriegsfuß und lustiger Scherz schien nicht mehr angezeigt. —

Der Weg, den wir an diesem Tage zurückzulegen hatten, maß 5—6 Stunden. Er gehört zu den beschwerlicheren und interesseloseren der ganzen Route. Die Schilfmassen, auf die wir auch hier wieder wenigstens anfangs stießen, sandten derart zudringliche Schlingpflanzen gegen den Pfad vor, daß wir fortwährend hängen blieben und stolperten. Unsere Gewänder wurden dabei mit den lästigsten Stacheln und Spigen wahrhaft übersät. Unter solchen Hindernissen erschien aber auch das Tragen des geladenen Gewehres als keine kleine Gefahr.

Weiterhin kam abermals ein überaus unebenes Lavafeld, kaum schmaler als das zwischen Mapanja und Buea. Stundenlang ging es in der erschöpfendsten Weise auf und ab. Dabei natürlich auch hier wieder nirgends ein freier Ausblick. Zudem erschien die ganze Strecke total von menschlichen Ansiedlungen entblößt. Lediglich gegen Ende des ganzen Marsches zeigten sich einige vereinzelt Hütten am Wege, deren Bewohner so scheu waren, daß wir sie kaum zu bewegen vermochten, uns für unseren qualvollen Durst etwas von ihrem trüben Regenwasser abzugeben. Nur einmal erlebten wir etwas Interessantes. Das war da, als wir uns mitten im Walde zu einer kurzen Rast niederließen. Unter den hohen Bäumen im weiten Kreis gelagert die dunkelhäutigen Gestalten, die blinkenden Waffen im Arme, das ergab eine Illustration zu „Wallensteins Lager“, wie solche nicht origineller gedacht werden kann. Ich zeigte den Leuten bei dieser Gelegenheit die Handhabung

unserer berühmten Waffe und es war wunderbar, wie lernbegierig und lernfähig zugleich sie sich dabei anstellten. Ein Glück, daß diese deutschen Gewehre auch mit so deutscher Solidität gearbeitet sind, sonst würden sie die hundertfachen Versuche, die in jener Stunde und von da ab alltäglich von schwarzen Jäussten mit ihnen angestellt wurden, kaum überstanden haben. Vielleicht aber vermag der gute Ausfall dieses ersten Einexerzirens meiner Mannschaften einen Fingerzeig zu geben, wo wir recht geeignete Recruten für eine etwaige Colonialarmee finden würden.

Am Spätnachmittag erreichten wir endlich Massuma, unser Nachtquartier. Leider nur zeigte sich dasselbe zu diesem Zweck wenig geeignet. Wohl hat es immer noch eine Seehöhe von 330 m, aber seine Lage ist, namentlich nach den prächtigen, gesunden Plätzen, die wir mit Buea und Lissoka kennen lernten, die denkbar ungünstigste. Die fünf bis sechs kleinen Hütten, die die ganze Ansiedlung bilden, sind förmlich in ein feuchtes Schilfdickicht eingefeilt. Es wäre wahrlich kein Wunder, wenn man hier von Beängstigungen und Erstickungsanfällen heimgesucht würde. Der gute Genius, der die Neger sonst so trefflich bei Wahl ihrer Wohnplätze zu leiten wußte, scheint sie in diesem Falle einmal ganz verlassen zu haben.

Für uns wurde der Aufenthalt dortselbst insofern noch besonders qualvoll, als wir nur ein ganz enges Gemach zur Verfügung erhalten konnten, in welchem die noch von Schweißtriefenden Träger nach kurzer Zeit schon einen wahrhaft entsetzlichen Dunst verbreiteten, der uns fast den Athem benahm und den Schlaf so ziemlich unmöglich machte. Auch lagen die schwarzen Arme und Beine in der erbärmlichen Hundehütte, in der zugleich die Massen von Gepäckstücken hatten untergebracht werden müssen, so dicht neben einander, daß man nur unter zahllosen Au's und Oh's der nackten Schläfer einmal zur Thür gelangen konnte, um Luft zu schöpfen.

Das einzige Gute waren hier die Einwohner, nach den widerwärtigen Scenen von Lissoka eine rechte Erquickung und Er-muthigung. Freilich sie erschienen arm und hatten nicht viel zu

geben, aber die demüthige Freundlichkeit, mit der sie uns überall zur Hand gingen, glich das voll wieder aus. Ganz besonders liebenswürdig, wie kein zweiter Herrscher auf der ganzen Reise, zeigte sich der Prin-Regent, ein älterer aber stattlicher Mann, der für den noch minorennen König das Scepter führte. Kaum daß er nach allen freundlichen Diensten am andern Morgen Geschenke von uns annahm.

Was uns in diesem weltverlorenen Dorfe ebenfalls sehr anmuthete, das war der gänzliche Mangel an Neugierigen. Wir konnten völlig ungestört während der noch übrigen Tagesstunden auf unseren Betten vor dem Hause liegen. Hierbei zog ich den gerade vorübergehenden König aus einem Nachbarorte zu mir auf das Lager. Es war höchst komisch zu sehen, mit welcher Scheu der gute Mann da saß und wie er sofort, als er sich einmal unbeachtet glaubte, die Gelegenheit ergriff, um in die nahen Büsche zu verschwinden.

Sonst wüßte ich aus dem interesselosen Orte nur noch das Vorkommen von Orangebäumen zu erwähnen, an denen Alles, Rinde, Holz, Blätter und Früchte, in der stärksten Weise nach Terpentin duftete. Die im Uebrigen großen Apfelsinen, die man uns brachte, zeigten sich infolge dessen ganz ungenießbar, aber vielleicht ließe sich die sonderbare Pflanze doch technisch verwerthen. Die uns hier daneben noch in Menge angebotenen Gummifrüchte bezeugten das Vorkommen der wichtigen Kautschukliane auch in diesem Gebiete.

Die am folgenden Tage sich anschließende Wanderung brachte uns Böses und Gutes zugleich, das erstere zunächst insofern, als bereits nach einer allerdings wieder über sehr unebenes Urwald-terrain mit alten Lavamassen führenden Stunde Marsches mein Gefährte abermals zusammenbrach und, wie sich leicht erkennen ließ, ganz unmöglich weiter zu Fuß fortkommen konnte. Glücklicherweise hatten wir in Erfahrung gebracht, daß ein kleines Dorf, Namens Bafinka, nicht mehr fern von da sei. So entschlossen wir uns denn, so schwer uns dies auch wurde, ihn vorläufig, auf ein weiches Blattlager gebettet, unter Aufsicht des

zweiten Hetmans und noch einiger Leute an Ort und Stelle zurückzulassen. Wir aber eilten so schnell als möglich weiter, um zu versuchen, ob wir nicht im gedachten Orte Träger würden erhalten können. Dies gelang uns denn auch, und nachdem noch rasch eine entsprechende Tragstange für Angerer's bequeme Hängematte aus dem Walde gehauen worden war, ging eine kleine Sanitätscolonne im Lauffschritt nach der Unglücksstelle ab.

Wir hatten unterdeß Zeit, Bafinka näher zu betrachten. Dasselbe liegt — wir hatten zuletzt wieder ziemlich steil ansteigen müssen — etwas höher als Massuma, nämlich 350 m, auf einem kleinen, mit ungefügen Lavablöcken übersäten Plateau mitten im unermesslichen Buschwalde. Ein schöner Kranz von Bananen umringt die drei bis vier Häuser, die die ganze „Stadt“ (town) ausmachen. Auch hier gab es nur Regenwasser, doch fehlte es wenigstens an Mimbo nicht, zum Beweis, daß der Forst ringsum reich genug an Delpalmen ist. Für den Hunger wußten uns die furchtsamen Einwohner eine Anzahl Eier zu beschaffen.

Die Träger hätten natürlich am liebsten jetzt schon Nachtquartier genommen, als aber unser Patient in der improvisirten Ambulanz nach etwa 1½ Stunde glücklich angekommen war, wußte ich den Weitermarsch doch durchzusetzen. Allerdings war es unterdeß bereits 1 Uhr geworden, und wir hatten bis zum nächsten größeren Orte ungefähr noch drei Stunden Weges vor uns. Auch brannte die Sonne mit bisher fast ungewohnter Gluth nieder. Trotzdem aber sollten wir die Fortsetzung der Wanderung nicht zu bereuen haben. Dieser Weg von Bafinka bis Katta wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Er bildet ohne allen Zweifel einen der leichtesten und großartigsten, die es im gesammten Tropengebiete der Erde geben kann.

Wir durchwanderten ununterbrochen eine Art Schneise, die fast stets in schnurgerader Richtung den Wald durchschnitt und sich dabei zugleich unausgesetzt sanft abwärts zog. Infolge dessen genossen wir fortlaufend der entzückendsten Blicke in die Landschaft hinein, die wie ein wahrer Garten Gottes, ein Eden im vollsten Sinne erschien. Aus einem dichten Meere von blüthenbedeckten

Winden, zierlichen, palmenblattartigen Gräsern, üppigen Farnkräutern und zarten Schilfpflanzen erhoben sich, vielfach durch Naturguirlanden unter einander verknüpft, Bananen mit hellgrünen, saftigen Blättern und fruchtbeladene Palmen mit ihren harten, dunklen Wedeln. Ueber diese lieblichen Kinder der Flora aber ragten majestätisch, wie gothische Dome über elegante Villen, die Titanen der Tropenwälder Westafrikas, die Baumwollbäume, zum Himmel auf, thurmhoch und dabei mit so weit ausgebreiteter Krone, daß unsere stolzesten Eichen unbedeutend dagegen erscheinen würden. Zugleich ist auch der im schroffen Contrast zu dem frischen Grün des Unterholzes altersgraue Stamm so über alle Begriffe kolossal entwickelt, daß häufig 40 Menschen ihn nicht würden umspannen können. Das macht, diese Waldriesen wachsen in ihrem unteren Theile nicht rund, sondern kantig. Starke, wandartige Ansätze laufen strahlenförmig nach allen Himmelsrichtungen von ihrem Kumpfe aus, so daß der ganze ungeheure Aufbau wie auf Strebepfeilern zu stehen scheint. Rings um den Baum bilden sich in dieser Weise tiefe Nischen, die wohl manchmal dem Wilde zum Schlupfwinkel dienen mögen. Nicht selten haben aber selbst die zarten Kinder einer niedrigeren Pflanzenwelt bei diesen alten Recken Schutz gesucht. Armesdicke Lianen halten sie schlangenartig umschlungen oder lassen ihre blattlosen Ranken aus dem hohen Wipfel 30 und 40 m tief niederhängen. Anderwärts wieder umhüllen Farnkräuter und Orchideen die tannenartig schlanken Natursäulen mit einem dichten grünen Felze.

Welch ein Krachen und Beben muß es geben im stillen Urwalde, wenn ein solcher Kolosß lebensmüde zu Boden stürzt! Indes es sind zähe Gesellen. Die Zeit, die den klugen Menschen so rasch weggrafft, nagt an ihrem eisenharten Holze fast vergeblich, und hätten meine schwarzen Krieger es zu verstehen vermocht, so würde ich ihnen zur Anfeuerung, die sie immer nöthig hatten, mit den berühmten Worten Napoleon's zugerufen haben: „Soldaten, Jahrtausende schauen hier auf euch herab!“

Das eben geschilderte Paradies entbehrte indes, wie alles Irdische, der unangenehmen Seiten doch auch nicht ganz. In-

sonderheit kamen schon hier die späterhin freilich viel massiger auftretenden Pflanzenarten vor, die einen ganz unverkennbaren Nasgeruch ausathmen. Auch mußte in einem solchen Zauberreiche die fast absolute Abwesenheit der Vertreter der Thierwelt be fremden. Ich sah von diesen nichts als einige weiße und gelbe Schmetterlinge, sowie kleine schwarze Eidechsen. Unbedingt lobenswerth aber war der Pfad zu nennen, der ununterbrochen über einen trockenen, leicht berasteten Lehm dahinlief.

Von menschlichen Ansiedlungen kreuzten wir nur kleine, jedoch zahlreiche Weiler. In einem derselben lud uns der König, ein recht freundlicher Mann, in seine Hütte und regalirte uns mit leidlichem Wasser, das man dickbäuchigen irdenen Krügen mittelst großer Schöpflöffel von einheimischer Arbeit entnahm. Diese einfachen Geräthe bestehen aus einem Kürbiß, der von einem langen, hölzernen Stiele durchbohrt wird. Der letztere hat an seinem Ende einen Haken, so daß das Gefäß an den Latten der Wände aufgehängt werden kann.

Die meisten Bewohner dieser Buschdörfer waren indeß nicht so zuthulich, wie jenes gekrönte Haupt. Sie wiesen mich in der Regel zurück, wenn ich ihnen, wie ich das immer that, die Hand zur Begrüßung bot, ja nicht Wenige, darunter selbst lanzentragende Männer, flohen, sobald sie der unerwarteten „Bleichgesichter“ nur ansichtig wurden, eiligst in die Büsche. Flinten wurden in dieser Gegend gar nicht mehr bemerklich. Denn wir hatten nunmehr das Gebiet der kriegerischen Bakwiris verlassen und befanden uns, wenn auch nur für ganz kurze Zeit, in dem Lande der Bumboko, deren Ansiedlungen sich von der Westseite des Kamerunberges ab in großem Bogen um das Nordende jener Erhebung herum bis in diese bereits dem mittleren Mungo nahe Landschaft hinziehen.

Nach etwa zwei Stunden kamen wir in einen kleinen Kessel, in welchem sich ein winziger Bach mit einer munter sprudelnden Quelle befand. Wenig später erreichten wir einen allerdings nur 10—20 m breiten Fluß, der indeß ein herrlich klares und wohl schmeckendes Wasser enthielt. Dasselbe zeigte bei einer Lufttemperatur von

32° C. nur 22° C., was uns bei unserer Erhitzung bereits wahrhaft kalt dünkte. Dies Gewässer heißt Katta, und nach ihm ist die unweit jenseits belegene Bumbofo-Stadt Skatta genannt, wie denn die Sitte, die Ansiedlungen nach dem nächsten Flusse zu taufen, von da ab bis weit ins Innere hinein zu treffen ist.

Wir erreichten diesen mittelgroßen Ort, nachdem wir vom anderen Ufer des Katta eine kleine Anhöhe steil aufwärts gestiegen waren. Hierbei wurden wir, wenn wir uns rückwärts wandten, noch einmal des Kamerungebirges ansichtig. Doch stand dasselbe nunmehr bereits fern am Horizont, wengleich sein von diesem Standort aus auffallend zackig und zerfägt erscheinender Grat noch immer mächtig imponirte.

Vielmehr als diese Fernsicht hinter uns überraschte uns jedoch jetzt etwas, was wir plötzlich vor uns auftauchen sahen. Wie, ist denn das nicht eine deutsche Flagge, die dort mit ihren so eindrucksvollen Farben aus dem grünen Dickicht grüßt? Wir eilen rasch näher, wir treten in die von zwei mächtig langen Häuserreihen gebildete Straße, die jenen Ort darstellt. Und richtig, da weht auf hohem Stocke über einer der Hütten das Stück Zeug, das unser Herz mit einem Male so rasch hat schlagen machen. Man denke sich nur, das wohlbekanntes Symbol des trauten Vaterlandes so unvermuthet mitten in der abgelegenen Wildniß des fremden Continents! Da konnten wir nicht zurückhalten, wir öffneten unsere Lippen und indem wir die Waffen in der Luft schwenkten, tönte es unter die erschreckt zusammenlaufenden Dorfbewohner hinein: „Es braust ein Ruf wie Donnererschall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall“. Solche weihevollen Augenblicke aus dem bewegten Reiseleben bleiben unvergeßlich, ob auch manches Andere, selbst Unangenehmes, sich bald wieder aus dem Gedächtniß verliert.

Natürlich waren wir, als die improvisirte kleine patriotische Feier ihr Ende erreicht hatte, auch begierig zu hören, wie denn die deutsche Fahne sich hierher verlaufen. Der herbeikommende König, ein stolzer, kräftiger Mann, giebt uns die gewünschte Aufklärung. Er entfaltet ein ganz sauber gehaltenes Papier, das

den Freundschafts- und Schutzvertrag enthielt, den Dr. Buchner im Auftrage der deutschen Reichsregierung im März desselben Jahres mit Itatta abgeschlossen. Wie freuten wir uns, daß die Dorfbewohner auf beides, das „book“, wie sie das Schreiben nannten, und die Flagge in ganz unverkennbarem Stolz blickten und namentlich nicht müde wurden, uns immer wieder anzustoßen und mit ihren schwarzen Fingern zum Flaggenstock empor zu weisen. Wir ahnten freilich noch nicht, daß wir den erhebenden Augenblick würden recht theuer bezahlen müssen. Wir hielten vielmehr in unserer frohen Erregung dies Gebahren für wirkliche deutsche Sympathien.

Zeigten sich die Leute doch auch sonst von der vortheilhaftesten Seite. Sie waren freundlich, aber nicht zudringlich. Viele luden uns ein, in ihre Häuser zu treten. Und nicht wenige Private brachten uns sogar ganz uneigennützig Geschenke, namentlich Eier und Früchte. Sie machten auch in ihrem Aeußeren einen sehr vortheilhaften Eindruck. Namentlich waren die Frauen geradezu hübsch zu nennen. Desgleichen zeichneten sie sich durch kunstvolle Haarfrisuren aus, bei denen manche Partien des Wollhaares in zierlicher Weise scheidelartig ausgerasirt oder zu hornartigen Aufsätzen zusammengedreht waren, wie man dies beiläufig von da ab auch weiter im Innern und zwar selbst beim männlichen Geschlechte finden kann. Leider nur wurde in dieser Stadt gleichfalls viel Syphilis bemerklich. Wir sahen hier auch das erste der originellen Königsgräber, denen wir dann namentlich bei den Bakundu fast in jeder Ortschaft wieder begegneten. Es sind dies niedrige Hügel, die aus ganz regelrecht über einander geschichteten Steinen mitten auf der Straße aufgebaut sind. Das Ganze wird durch ein starkes Flechtwerk zusammengehalten.

Wir hatten unsere Betten hinter dem Königshaus aufgeschlagen, wo ein Hain von Bananen und Bambusrohr ein recht lauschiges Ruheplätzchen bot, obwohl freilich die Temperatur daselbst noch gegen fünf Uhr des Abends 29° C. maß. Hier saßen wir bei Kerzenschein bis tief in die Nacht und plauderten mit den Honoratioren des Ortes, die bescheiden umherstanden. Wir

zeigten ihnen mancherlei Gegenstände von unserer Ausrüstung und hatten unseren Spaß an der ganz unglaublichen Verwunderung, die die Leute dabei an den Tag legten. Ich hielt ihnen u. A. meine Taschenuhr an die Ohren, schoß mit dem Revolver rasch nach einander Löcher in einen Baum und brannte Streichhölzer ab. Bei diesem letztgenannten Experimente, das ihnen entschieden am Meisten imponirte, brach einer der Häuptlinge sogar in den Ruf aus: „Die Weißen sind über Alle.“

Die harmlosen Naturkinder hatten indeß auch mir zu geben. Namentlich konnte ich bei ihnen schon Kunde vom oberen Mungo und einem noch weiter im Inneren fließenden großen Wasserlauf erhalten, den sie Minjeka nannten. Nur über eins verweigerten die Skattaner mit allen Zeichen des Schreckens jegliche Auskunft; als ich fragte, ob es in der Gegend viele Schlangen gebe, antworteten sie, man dürfe von diesen gar nicht reden, sonst kämen sie. —

Am nächsten Tag begann der Aerger schon frühzeitig. Zunächst waren die Träger lange Zeit nicht zum Abkochen zu bewegen. Sie trödelten in der auffälligsten Weise und schließlich gestanden sie es offen, daß sie noch einen Tag im Orte zu bleiben wünschten. Und aus welch' verwunderlichem Grunde! Ein Mann von Skatta hatte seine Frau erstochen. Wir konnten schon in der Nacht, während zu gleicher Zeit zahllose Ratten unseren Schlummer störten, die Todtenklage der Verwandten hören. Nun sollte der Missethäter gerichtet werden. Und dieses Schauspiel, sowie die mit der Beerdigung jenes Weibes verbundenen Schmausereien wollten sich die Leute nicht entgehen lassen.

Leider steckte der König mit ihnen unter einer Decke. Er hoffte bei einem mehrtägigen Aufenthalt recht ansehnliche Geschenke zu erhalten. Als er uns jedoch fest zur Abreise entschlossen sah, suchte er seine Absicht auf andere Art zu erreichen. Er trat mit der Behauptung auf, Dr. Buchner, den er nach Massuma „getragen“, habe ihm dafür keine Bezahlung gegeben. „Dich nun“, dabei faßte er den Bayern, der in Folge seiner kleinen Gestalt jenem Gelehrten etwas ähnlich sein mochte, am Arme, „hat Buchner geboren, folglich mußt Du für ihn einstehen.“ Natürlich vermochte

diese komische Negerlogik uns nicht zu überzeugen, sondern wir gaben dem unverschämten Patron einfach die üblichen Geschenke. Aber als wir für etwa 20 Mark Waaren vor ihm aufgebaut haben, schiebt er Alles nach kurzer Besichtigung bei Seite. Er will noch einen „Dmbrella“; als er diesen hat, einen Säbel, dann noch ein ganzes Stück Zeug.

Wir waren empört über solche Habgier und mußten uns doch fügen. Denn wir brauchten ja für die Hängematte unseres Kranken incl. der unentbehrlichen Reservelente nicht weniger als acht Träger und Alle, die wir engagiren wollten, erklärten, erst müßte der König „zufrieden“ sein, ehe sie zusagen könnten.

Als diese Schwierigkeit endlich beseitigt war, entbrannte ein großer Streit zwischen dem Oberhaupt der Stadt und meinen Leuten über einige Bananen, die die Letzteren gestohlen haben sollten. Ein regelrechtes Palaver entspann sich, das nach langer, heftiger Debatte das Resultat lieferte, daß der Machthaber, der seine Anklage nicht mit Beweisen stützen konnte, verurtheilt wurde, ein Schaf zu schlachten. Für den Gerechtigkeitsfinn, der sich in dieser Bestrafung von grundlosen Verleumdungen ausspricht, werden wir noch weiter im Hinterlande ein eclatantes Beispiel erleben.

Aber auch jetzt noch waren alle Hindernisse nicht überwunden. Der erste Hetman will wieder einmal umkehren, „weil das Volk ihn nicht liebe“. Dann als wir endlich doch antraten, stürzen die Weiber der im Orte Engagirten herbei und suchen ihre Eheliebsten aufzuhalten, indem sie nach der Sonne zeigen. Allerdings war unter all den Blakereien bereits der Mittag herbeigekommen, und es sollte ein ganzer Tagesmarsch bis zur nächsten Station sein. Selbst der sonst so unerschrockene Knutson stimmte schließlich für Dableiben, indem er behauptete, wir würden sonst ein Nachtquartier im Urwald hinnehmen müssen.

Diesmal war es meine Wenigkeit, die nicht nachgab, doch mußte ich den endlichen Sieg theuer genug bezahlen. Der stundenlange ohnmächtige Aerger hatte meine Nerven bis aufs Aeußerste erschöpft, nicht davon zu reden, daß das unausgesetzte adjutanten-

artige Auf- und Abbrennen an der länggedehnten, immer wieder stockenden Karawane auch die Körperkräfte hatte stark mitnehmen müssen. Trotzdem war ich wahrhaft glücklich, als das Dorf endlich hinter uns lag und der friedliche Wald uns aufnahm.

Da dieser aber einen ganz anderen Charakter zeigte, als die bisher durchmessenen Dickichte, und diese veränderte Beschaffenheit auch auf große Strecken ins Innere hinein anhält, wollen wir der weiteren Erzählung erst einige allgemeine Worte vorausschicken.

Mit Ikatta beginnt die zweite der Vegetationszonen, in die das ganze Gebiet von Kamerun zerfällt. Auf die Schilfregionen, die in dem Küstengebiete vorherrschen, folgen die Urwälder im eigentlichen Sinne, das heißt ausgedehnte Bestände von wirklichen Waldbäumen mit wenig oder keinen Spuren von menschlichem Leben und menschlicher Thätigkeit.

Diese Region weicht zunächst schon bezüglich der Bodenart von dem vorhergehenden Terrain ab. Statt des feuchten, moorigen oder lehmigen Humus finden wir hier eine mehr sandige, trockene Erde, die im Allgemeinen auch eine ebene Oberfläche zeigt. Infolge dessen ist daselbst das Wandern ein ziemlich leichtes und selbst der Bau von Fahrstraßen dürfte keine großen Schwierigkeiten verursachen. Nur die sehr zahlreichen Wasseradern, die, von höheren Gebieten im Westen kommend, dem Mungo zuströmen, unterbrechen die horizontale Bodengestaltung häufig in unliebsamster Weise. Zwar sind nur wenige von ihnen ansehnlichere Flüsse, aber sie schneiden fast ohne Ausnahme mit so jähem Uferwänden in den Untergrund ein, daß man oft kaum diesseits hinter und jenseits wieder herauf würde kommen können, wenn nicht die zahlreichen Baumwurzeln vielfach eine ganz regelrechte Naturtreppe bildeten.

Was nun die Bewachung des so beschaffenen Territoriums anlangt, so wird man hier schon von selbst nicht jene wunderbar reiche und üppige Wildniß erwarten, die man sonst mit dem Begriff tropischer Urwälder zu verbinden pflegt. Der arme Boden erzeugt im Gegentheile Forste, die mehr unseren mitteleuropäischen

Laubholzwäldern ähneln. Die Bäume sind fast ausnahmslos Pflanzen mit harten, klebrig feuchten, glänzenden, lederartigen Blättern, Ebenaceen, Cedrelaceen u. dergl. Aber auch diese stehen so dünn, daß man vom Wege aus immer weit in den Wald hineinschauen kann. Zudem findet der Wanderer fast nur junges Holz, dünne Stämmchen von kaum Meter-Höhe, woran wohl der Elephant, der die Blätter und Zweige abzuweiden pflegt, die Hauptschuld hat. Lediglich vereinzelt finden sich entwickeltere Stämme, die dann aber auch immer so kolossal sind, daß sie mit ihren Kronen ein undurchdringliches Laubdach über das Ganze breiten. In diesen Urwäldern marschirt man, ein weiterer Vortheil, stets im prachtvollsten Schatten. Die Durchschnittstemperatur übersteigt kaum 30° C. Die Sonne bekommt man tagelang gar nicht zu Gesichte und der allerdings auch jetzt noch häufige Regen vermag fast niemals bis zum Boden durchzudringen. Blumen erscheinen nur selten, wie denn überhaupt von einem Unterholz kaum die Rede sein kann. Fast überall erblickt man das nackte, braune Erdreich. Dagegen müssen unter den hohen Bäumen viele fruchttragende sein, da nicht selten ganze Schichten von faulenden Früchten den Weg bedecken. Auch Gummilianen kommen in dem ganzen Gebiet zahlreich vor. Dasselbe würde also trotz seiner eben gekennzeichneten Dürftigkeit schon um deswillen immer noch colonial werthvoll sein, selbst wenn hier nicht die kostbarsten Hölzer, als Ebenholz, Rothholz, Mahagoni u. s. w. gediehen. Auch unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß das Terrain sogar noch brauchbares Culturland ergeben würde, wenn man es ausgiebig bewässerte, was ja bei den vielen wasserreichen Bächen und Flüsschen ohne Schwierigkeit möglich zu machen wäre.

Zur Zeit hat freilich der Aufenthalt in diesen ungeheuren Einöden noch wenig Verlockendes für den Menschen. Die Luft ist hier, jedenfalls infolge der großen Abgeschlossenheit nach oben und einer Menge stagnirender und sumpfender Gewässer, so verderbenbringend, daß selbst die Eingeborenen daselbst nicht lange würden leben können. Dazu gedeihen die Naspflanzen in diesem Gebiete so maffig, daß dem Europäer oft fast übel werden kann.

Daher kommt es denn auch, daß das ganze unermessliche Terrain überaus dünn bevölkert ist. Nur von Zeit zu Zeit findet sich an einer freieren, lustigeren Stelle, meist in der Nähe eines Gewässers, eine kleinere Ansiedlung oasenartig in das weite Blättermeer eingebettet.

Selbst die Thierwelt scheint dies dumpfe Waldgebiet nicht zu lieben. Nur Antilopen und Elephanten sind noch zahlreich vertreten. Der letztere ist hier sogar in seinem eigentlichen Reiche, und es sollen Heerden von dreißig bis vierzig Stück vorkommen. Großartig ist es, wenn hie und da die selbstgebahnten Pfade dieser ungeheuren Thiere den Weg kreuzen. Dann sieht man in lange Gallerien hinein, in welchen umgeknickte Stämme von Armesdicke und umhergeworfene oder zertretene Nester ein grauenvolles Chaos bilden. Nur die Vogelwelt zeigt sich in diesen Waldeinöden ausgiebiger repräsentirt. Zahlreiche Papageien kreischen in den hohen Wipfeln besonders von dürren Baumriesen, große Pfefferfresser schweben von Ast zu Ast und in regelmäßigen Pausen schallt der monotone Ruf des Glockenvogels wie ein ernstes „memento mori“ durch das stille Reich des Todes, nicht selten übertönt von dem schmetternden Trompeten des Elephanten, des plumpen Herrschers dieser Wüsteneien.

So beschaffen war also die Landschaft, in die wir von Skatta ab eintraten, um für mehr als zwei Wochen in ihrem öden, das Gemüth wahrhaft bedrückenden Labyrinth zu wandern. —

Wir mußten von dem erwähnten Nachtquartiere ab zunächst über einen steilen Abhang niedersteigen, denn die Skattaner haben sich mit großer Weisheit ganz ähnlich, wie die Bewohner von Bakundu ba Nambele, auf einer von zwei tiefen Thälern umgrenzten luftigen Terrasse angesiedelt. Nachdem wir dann ein kleineres Gewässer überschritten hatten, sahen wir uns plötzlich vor einem recht breiten Flusse, der zwar im Allgemeinen nur seicht war, indes an einzelnen Stellen doch auch tiefere Partien zu haben schien. Zwei Baumstämme, einer von drüben, einer von diesseits ins Wasser vorgeschoben, bildeten eine Art Brücke, doch langten die ungefügigen Klöße nicht ganz bis zur Mitte, so daß dort eine

Lücke entstand, durch die sich die zusammengedrängten Wassermassen mit unheimlicher Gewalt hindurchzwängten.

Der Uebergang schien bedenklich, er sollte für uns aber noch besondere Schrecken erhalten. Herr von Brittwitz, der von Skatta bis zu dieser Stelle der Steilheit des etwa einstündigen Weges wegen marschirt war, sank am Ufer plötzlich unter heftigen Zuckungen und Muskelkrämpfen, bei denen sich die Arme unter Lähmungserscheinungen stark zusammengezogen zeigten, zu Boden. Ich hatte derartige Symptome bei Afrikafieber noch nicht zu beobachten Gelegenheit gehabt und war nicht wenig erschrocken. Knutson, der mit mir den unter großen Schmerzen Stöhnenden in den Armen hielt, glaubte sogar, wie er mir durch Zeichen des Entsetzens hinter dessen Rücken zu verstehen gab, daß das Ende gekommen sei. Denn genau diese Erscheinungen waren kurz vor dem erwähnten Verschwinden seines Landsmannes eingetreten. In der That überkamen auch unsern Patienten zeitweilig ohnmachtartige Zustände, während derer er mit geschlossenen Augen wie ein Verstorbener dalag. Sobald er indeß wieder bei Besinnung war, bat er in den flehentlichsten Ausdrücken, ihn nicht über den Fluß zu schaffen, sondern nach Skatta zurück zu transportiren.

Und doch konnte ich dem nicht willfahren. Es trennte uns ja nun schon eine Entfernung von fünf Tagereisen von der Küste und zudem lagen auch zwei feindselige oder doch unzuverlässige Dörfer zwischen dieser und uns. Nur Bakundu da Kambele, unser Tagesziel, konnte noch Rettung bringen. Dort wartete unser Comfort und Pflege, von dort war ein bequemer Wasserweg nach Kamerun nicht mehr fern.

So befahl ich denn den Leuten mit der Ueberschreitung dieses afrikanischen Rubicons zu beginnen. Das sah nun freilich bedenklich genug aus, als die schwarzen Kerls mit ihren schweren Bürden auf dem Haupte über die rauhen und unebenen Stämme balancirten, um dann in der Mitte des Stegs bis an die Brust ins Wasser zu treten. Mehrere, die den Fluß gleich ganz durchwaten wollten, geriethen dabei auch in eine Untiefe nahe am jen-

seitigen Ufer, in der sie bis an die Ohren einsanken, sodaß auch einiges von unserem Gepäck durchnäßt wurde.

Schwieriger noch als die Waaren, mußte es erscheinen, uns Weiße hinüber zu bringen. Vergebens warnte ich den Bayern, sich dem Nacken eines einzigen Schwarzen anzuvertrauen. Er wurde richtig noch nahe am jenseitigen Rande ins feuchte Element geworfen und die Folge war, daß nun auch er noch bereits eine Stunde später an heftigem Fieber erkrankte.

Ich hatte mir unterdeß eine bessere Trajectmethode erdacht. Ich lasse meinen armen Gefährten, der freilich bei jeder Berührung seiner Gliedmaßen schmerzhaft stöhnte, so von drei Negern tragen, daß einer vorn die Beine hält und zwei hinten die Schultern stützen. In dieser Weise kamen der Kranke, dann meine Person und schließlich auch der Schwede, der schon die Strümpfe zum Durchwaten abgezogen, glücklich hinüber.

Eine Stunde später gelangten wir abermals an einen breiten, dabei auch unverkennbar tiefen Strom, über den in ziemlicher Höhe ein einziger Baumstamm mit schwankem Gianengeländer als Brücke führte, zu der man sich überdies an der senkrechten Uferwand erst mühsam mittelst einiger Aeste und Wurzeln herablassen mußte. Diesmal bedienten wir uns der primitiven Vorkehrung, doch gingen wir der größeren Sicherheit halber in Strümpfen. Unser Kranker wurde von zwei Schwarzen in die Mitte genommen und gelangte, derartig geschützt, ebenfalls glücklich hinüber, nachdem er durch die längere Ruhe in der Hängematte wenigstens etwas wieder zu Kräften gekommen war.

Vom übrigen Wege ist kaum noch etwas zu berichten. Ohne zu rasten, eilten wir lange Stunden in einem so raschen Tempo dahin, wie wir es bisher noch nicht zur Anwendung gebracht hatten. Der Sporn, der die Schwarzen zu einer derartigen Eile trieb, war die Furcht vor einem Nachtquartier im Freien und vor den Elephanten, von denen ihnen schon in Statta allerhand Spukgeschichten erzählt worden waren. Sie unterhielten deshalb auch während der ganzen Wanderung einen dröhnenden Gesang, der zwar ihre Stimmen allmählich ganz heiser machte, aber doch entschieden auch

das unheimliche Rüsselthier von unserem Pfade zu verscheuchen geeignet war, wenn dasselbe auch nur eine Spur von musikalischem Gehör besaß.

Schließlich, als ich eben mit Knutson wieder über das anscheinend unvermeidliche Uebernachten bei „Mutter Grün“, wie der Berliner sagt, sprach, eröffnete uns ganz unerwartet der erste Hetman, daß man jetzt schon in Nambele unsere Trompete hören könne. Es war allerdings auch bereits 6 Uhr. Da gestatteten sich die abgehetzten Leute die erste kurze Rast. Sie warfen die Bündel ab und lagerten sich im Kreise. Einer, den wir wegen seiner Schlächterfertigkeit nur den Ziegentödter nannten, hielt eine ihre ungeheuren Leistungen feiernde Ansprache, und die schwarze Kunde bekundete bei jeder Kraftstelle unisono ihren Beifall.

Nun noch ein tiefer Abstieg in ein malerisch gewundenes Thal mit klarem, rauschendem Bache und einem nach der eintönigen Vegetation des Urwaldes doppelt überraschenden tropischen Wachsthum, dann ein jenseitiges steiles Emporklimmen, bei dem bereits wasserholende Eingeborene uns freundlichst begrüßen, und wir haben wiederum einmal ein Ziel, in mancher Hinsicht sogar eins der bemerkenswerthesten von allen, erreicht. —

Wir befinden uns vor einem hohen Palissadenzaun. Eine niedrige Pforte führt durch denselben in einen geräumigen Hof, der sauber mit Sand bestreut ist. Hie und da stehen stattliche Palmen und blühende Sträucher, über denen Schmetterlinge aller Art und zierliche Kolibris schweben. Aus Behältern auf hohen Pfählen fliegen zahlreiche Tauben, während am Boden eine Katzenfamilie ihr Wesen treibt. Selbst ein großer, schwarzer Hofhund als Wächter ist nicht vergessen. Mit diesem idyllischen Charakter stimmt auch das halbe Duzend Häuschen, die hier verstreut Platz gefunden haben. Sie sind nur unter das Dach gebaut, aber zum ersten Male auf unserer Reise begegnen wir gemauerten Wänden, die sich überdies sauber weiß betworsen zeigen. Ja, wo sind wir denn? Hat uns ein Zauberer urplötzlich aus dem wilden schwarzen Erdtheil wieder mitten in die heimathliche Cultur zurückversetzt oder hat eine gütige Fee hier in der Stille des Urwaldes sich ein Reich

gegründet? Fast möchten wir uns in diesem letzteren Wahne bestärken lassen, wenn wir jetzt aus einer der kleinen Wohnungen eine junge Frau heranschreiten sehen, deren wunderliebliche Züge mit dem Gemische von jungfräulicher Schüchternheit und entgegenkommendster Freundlichkeit im Nu unser Herz gefangen nehmen. Aber in ihrer Hand trägt sie ein Buch mit funkelndem Goldschnitt, und jetzt tönt auch hinter ihr aus der offenen Thür die rhythmisch lebhaft Melodie eines englischen Chorals. Das Räthsel ist gelöst, wir errathen, daß wir in einer Missionsstation angekommen sind, und die Dame da vor uns, die erste Weiße, die wir seit Victoria sehen, ist die Frau des Priesters; wie wir nachmals erkennen mußten, allerdings eine wahre und richtige Fee, unter deren Tritt wirklich und wahrhaftig Blumen sprießen in der Wildniß, die zarten Blüthen der Samariterliebe und der christlichen Barmherzigkeit.

Wir werden in ein einfaches, aber recht trautes Gemach geführt. Kleine, europäisch gekleidete Negermädchen reichen uns mit freundlichem Gruße destillirtes Wasser, unseren Durst zu stillen, der Tisch wird gedeckt, bald steht ein reichliches Mahl vor uns. O welche ganz unbeschreibliche Wonne, nach dem rauhen Leben in der Uncultur, in dem man Gefahr läuft, selbst zu verwildern, jetzt mit einem Schlage sich wieder von europäischem Comfort umgeben zu sehen; Porzellan, Tischtuch, Serviette — ja, man muß das Alles erst einmal entbehrt haben, um seinen Werth zu erkennen.

Unterdeß war auch der Missionar herangekommen, ein Mann, lang und hager, wie eine Tanne des Waldes, mit ellenlangem Barte und einem Antlitz, auf dem die Merkmale schwerer, körperlicher Leiden, aber auch innerer Läuterung und Reifung nicht zu verkennen waren. So mögen wohl die Propheten des alten Bundes ausgesehen haben, ein Elias oder ein Ezechiel, die in der Wüste unter Kasteiungen zu einem Leben sich durchgekämpft hatten, das auf der Höhe heiliger Begeisterung nichts mehr mit den niederen Interessen des Lebens und des eigenen Seins zu thun hatte.

Gleich seinem holden Weibe bewillkommnete uns auch dieser

Mann mit der herzlichsten Freundlichkeit, und was uns dabei noch besonders anmuthen mußte, das war, daß er alsbald, da er gehört, wir seien Deutsche, auch in dieser unserer heimathlichen Zunge mit uns verkehrte. Freilich war sein Deutsch nicht immer ein correctes, indeß die unverkennbare Vorliebe, mit der er es sprach, die Mühe, die er sich gab, sowie selbst der Schiffbruch, den er dabei nicht selten litt, waren wahrhaft rührend. So konnte er, um aus dieser wunderlichen Conversation nur ein Beispiel anzuführen, den Unterschied zwischen: der Mensch und das Mensch sich nicht merken, obwohl ich ihm erklärte, daß man das letztere nur im verächtlichen Sinne gebrauche. Auch mit dem „Sie“ der Anrede war er nicht im Stande sich zu befreunden und nannte uns ohne Umstände „Du“, was sich im Munde der ehrwürdigen Gestalt ganz prächtig ausnahm. Beispielsweise sagte er zu mir: „wenn du liebste rauchen, du rauchst“, was in die Sprache unserer Umgangsformen übersetzt etwa heißen würde: „Befehlen Sie vielleicht eine Cigarre?“

Allerdings war es im Grunde auch kaum zu verwundern, daß der gute Mann in unserem Idiom, das er lediglich von seinen längst vergangenen Schuljahren her noch im Gedächtniß bewahrte, nicht geläufiger sich auszudrücken wußte, da er nur äußerst selten einmal Gelegenheit hat, es anzuwenden. Denn es vergeht oft lange Zeit, ehe sich einmal ein Weißer bis in diese abgelegene Wildniß verliert und dann ist derselbe auch nicht immer ein Deutscher.

Ueber solche Kleinigkeiten hebt aber die Freude, in der Fremde sich der trauten Muttersprache bedienen zu können, weit hinweg, und das um so mehr, wenn die Unterhaltung so hochinteressanten Stoff bietet, wie die unsrige dort im einsamen Pfarrhause im Innern von Kamerun. Da dieselbe auch für unsere Colonialpolitik und namentlich für eine etwaige deutsche Missionierung dortselbst wichtige Fingerzeige lieferte, so sei es mir gestattet, hier das Bedeutsamste daraus zu reproduciren.

Missionar Richardson und seine Frau sind Mulatten aus Nordamerika, beide indeß so hell, daß das gemischte Blut kaum an ihnen bemerklich wird, wie denn die zwei herrlichen Menschen

zugleich auch die landläufige Ansicht widerlegen, daß Kreuzungen unter unserem Geschlechte immer nur physisch und geistig schwache, sowie charakterlose wo nicht gar bössartige Creaturen ergäben. Der jetzt einige 40 Jahre alte Mann steht schon lange im Dienste der großen und wohlsituirten englischen Baptistenmission. Aber erst vor sieben Jahren wurde er nach Kamerun geschickt. Da er daselbst leicht die Degeneration der Küstenstämme durchschaute, beschloß er, im Innern, auf noch ganz unberührtem Boden, das schwere Befehrungswerk zu beginnen und wandte sich deßhalb hierher in das Land der Bakundu.

Die guten Menschen kamen zu dreien, indeß die Schwester der Frau Richardson fiel bereits nach kurzer Zeit dem Fieber zum Opfer. Einen kleinen blumigen Hügel im Hofe, den ich für ein Gartenbeet gehalten hatte, bezeichnete mir Richardson als ihr Grab, indem er sagte: „wir haben sie hier gebettet, damit die treue Seele, die uns freudig in die Wildniß folgte, auch im Tode nahe bei uns sei“.

Man kann sich denken, daß das Leben der Fremdlinge anfangs kein leichtes war. Moderne Bequemlichkeiten zu vermissen, das fiel ihnen freilich nicht schwer, das waren sie ja gewohnt „mit Freudigkeit um Gottes willen“, wie es im Liede heißt. Aber die Menschen, was machten diese ihnen nicht für Noth! Mit einer schier unbegreiflichen Wuth suchten sie die weißen Eindringlinge wieder von ihren Grenzen zu verdrängen. Tobende Massen rotteten sich wochenlang täglich vor der kleinen Hütte zusammen, die man einstweilen gemiethet hatte, und bedrohten die Insassen am Leben. Aber ein Mann wie Richardson weiß, wie man solche Stürme beschwört. Er griff nicht zur Flinte, er trat unbewehrt unter die Wüthenden und sprach: „Ihr seid viele, ich bin nur einer, Ihr könnt mich tödten, aber bedenkt, ob das ein rechter Krieg heißen würde.“ Das wirkte. Die directen Angriffe ließen von da an nach. Aber nun versuchte man es auf indirectem Wege. Man isolirte das kleine Häuflein, indem man es von Kamerun sowohl wie von Victoria abschnitt. Die armen Menschen hätten verhungern müssen, wenn nicht unter den Eingeborenen — gewiß

ein bedeutsamer Zug — doch einige mitleidige Seelen gewesen wären. Diese legten für sie an gewissen Stellen im nahen Buschwalde Bananen nieder, welche sich die Blockirten dann in mitternächtiger Stunde heimlich abholten. Wochenlang lebten sie so nur von diesen Früchten. Aber die schlauen Bakundu kamen hinter die Schliche ihrer barmherzigen Mitbürger. Diese wurden gegriffen und zur Strafe für den Verrath getödtet.

Indessen die Liebe und Milde, die die weißen Zuzügler unermüdet der Feindseligkeit der Schwarzen entgegenstellten, sowie einige glückliche Curen, welche der Missionar an Kranken vollzog, entwaffneten jene allmählich. Ein modus vivendi bahnte sich auch in diesem „Culturkampfe“ an, der mit der Zeit sich sogar in ein recht herzliches Freundschaftsverhältniß verwandelte, ein Triumph, an dem allerdings auch die treffliche Miß großen Antheil hat. Sie wagte sich unerschrocken in die Hütten der Eingeborenen, sie drückte den Ausfähigen ihre Beulen aus und kühlte den Fiebernden die Stirn; vor Allem aber gewann sie sich die Herzen dadurch, daß sie sich der kleinen Kinder annahm, sie kleidete, pflegte, unterrichtete.

So steht es denn nun auch jetzt noch. Täglich kommen zahlreiche Bakundu, um bei dem trefflichen Ehepaar sich Rath in irgend welchem Anliegen zu erholen, oder auch nur um mit ihnen zu plaudern. Namentlich sind die drei Könige der Stadt fast stehende Besucher. Aber viel mehr ist auch noch nicht zu erzielen gewesen. Man schickt die Kinder in Richardsons Schule, man geht ab und zu Sonntags selbst in seinen Gottesdienst, weil man weiß, er freut sich darüber, indeß nur ganz und voll zum Christenthum sich zu bekehren, dazu kann man sich nicht entschließen. So kommt einer der Könige, ein Mann mit einem sanften, guten Gesicht, jedes Mal zur Kirche, aber er hat noch nie den Wunsch geäußert, sich taufen zu lassen. Und Richardson ist ein zu milder und zu weiser Mann, um in dieser Hinsicht irgend einen Druck auszuüben. Sie müssen von selbst, um der Sache willen kommen, das ist sein Grundsatz.

So konnte es geschehen, daß er in den sieben Jahren seines

Aufenthaltes erst fünf Personen gewonnen hat, unter denen sich auch noch ein Sklave befindet. Doch vermochte Richardson wenigstens aus den restirenden vier sich bereits einen Gehilfen heranzubilden, der auffallend geschickt mit ihm Schule hält und oft ganz allein den Gottesdienst leitet, wobei er mit großer Beredsamkeit zu predigen versteht.

Um übrigens die allerdings erschreckend kleine Zahl der Bekehrten zu begreifen, hat man nicht nur die jahrelangen Aufseindungen, die wir schilderten, sondern namentlich die Thatsache in Berücksichtigung zu ziehen, daß der Missionar vor Allem sich der Landessprache zu bemächtigen suchen mußte, was bei dem Mangel an jeglichem grammatikalischen Hilfsmittel eine überaus schwierige Arbeit war. Erst jetzt, wo der unermüdlige Priester das Idiom völlig beherrscht, ist ein rascherer Erfolg zu erhoffen, obwohl die niedrige Stufe religiösen Denkens, auf der auch die Bakundu, gerade so wie die Bakwiri, stehen, immerdar eine große Schwierigkeit bilden dürfte. Richardson will indeß ausharren auf diesem seinen Posten, der die am weitesten in die Uncultur vorgeschobene Missionsstation der Erde bezeichnen dürfte. Als ich ihn fragte, ob er denn nicht zur Schonung seines Lebens in dieser Fieberregion sich einmal durch einen Anderen ablösen lassen wolle, sprach er: „Du mußt nicht so reden; Gott hat mich hierher gestellt und ich habe hier zu bleiben, bis er mich abrufet, wenn mir auch mein geschwächerter Körper sagt, daß dies bald sein wird. Da draußen im Hof bei unserer guten Schwester ist Platz für mich und meine Frau.“

Wie man aber auch über die Bekehrungserfolge des Mannes denken mag, gewiß ist, und der abgesagteste Feind aller Mission könnte es nicht verkennen, daß sein indirecter Einfluß auf die ganze Gegend ein mächtiger war. Kommt man von den geräuschvollen Dörfern anderer Stämme hierher, so ist es, als ob man aus tobender See in einen stillen Hafen einlief, oder als ob nach dem wilden Sturm ein sanftes Säufeln wehte. Die Neugier bleibt daselbst schein in der Ferne, die Leute, die ein Geschäft im Pfarrhaus haben, nahen sich ruhig und bescheiden. Die Schwarzen

sind an diesem Punkte so ganz und gar anders als sonst. Das macht, der unwillkürlichen Einwirkung einer so geweihten Persönlichkeit vermag sich auch die roheste Natur nicht zu entziehen. Richardson ist wirklich ein Zauberer. Wen er mit seinen großen, von dunklen Leidenslinien umränderten, schwarzen Augen scharf ansieht, der fühlt seine Seele erzittern unter diesem durch und durch dringenden Blicke. Ich konnte das so recht an meinen Trägern erkennen. Während sie in allen anderen Quartieren brüllten, zankten 'oder mich mit unverschämten Forderungen bestürmten, hielten sie sich hier so ruhig in dem ihnen zugewiesenen Häuschen, daß ich manchmal glaubte, sie seien mir entlaufen. Der Mann mit dem langen Barte hatte es ihnen wahrhaft angethan.

Manchmal freilich haben unserem Freunde auch unvorhergesehene Glücksumstände die Wege geebnet. Ich denke dabei namentlich an eine Geschichte, die er uns zu unserer größten Erheiterung mittheilte. Vor vier Jahren war er sammt seiner Frau einmal zur Erholung von schwerem Fieber einige Monate in London gewesen, wo er zahlreiche Freunde in den höchsten Kreisen besitzt. Als er zurückkehrte, drang einer der Könige am Abend noch in das Haus, um Geschenke zu erpressen. Richardson erwiderte, daß er ja seinen Theil schon früher empfangen habe. Diese Abfertigung erbost den erlauchten Herrn derart, daß er in die wildesten Drohungen ausbricht. Während dessen bereitet sich Frau Richardson, die vor Schreck Kopfschmerzen bekommen hatte, eine Brauselimonade. Der wilde Kerl beobachtet argwöhnisch ihr Thun. Als es nun mit einem Male in dem Glase lebendig wird und der Schaum zischend zum Rande des Gefäßes emporschwillt, da ruft er unter den Zeichen des größten Entsetzens: „Was ist das? Ein Krieg in dem Topfe! Er kommt heraus, er kommt auf mich, er kommt über die ganze Stadt!“ Bei diesen Worten stürmte er zur Thür hinaus und wagte vier Wochen lang nicht wieder in die Nähe zu kommen.

Einen ähnlichen Schrecken verbreitete, um dies bei dieser Gelegenheit anzufügen, eine dem Missionar von England aus zuge-

bandte Spieldose unter den Eingeborenen. Richardson hatte die Honoratioren zu sich eingeladen, als er sie das erste Mal in Thätigkeit setzte. Nach kurzem Lauschen hoben die verwunderten Naturkinder die Decke des Tisches, auf dem das Instrument seinen Platz gefunden, empor, um den Mann zu sehen, der nach ihrer Meinung daselbst sitzt und die Musik macht. Hierauf eilen sie in den Hof und suchen dort Alles nach ihm ab. Als auch das vergeblich bleibt, ergreifen sie insgesammt schleunigst die Flucht. —

Nach diesem kurzen Einblicke in die Thätigkeit dieses Missionars, der ein wahrer Märtyrer der Cultur zu heißen verdient, wird man gewiß mit mir in dem Wunsche einig sein, daß ein solcher Mann unserer jungen Besizung erhalten bleiben möchte. Liegen doch auch hier die Verhältnisse ganz anders, als bei den früher erwähnten Baptistenstationen in Victoria und Kamerun. Dort sind die Leiter derselben Engländer, die selbst unbewußt und ungewollt die nationalen Interessen in den Vordergrund stellen mußten, zumal sie ja mit den dortigen englischen Händlern die innigsten persönlichen Beziehungen zu unterhalten gar nicht umhin konnten. Richardson aber ist Amerikaner und in seiner Isolirtheit geradezu Kosmopolit; zudem bekennt er sich ganz offen als Freund Deutschlands und der deutschen Colonisation. Sein großer Einfluß unter den Bakundu kann sonach ein Mittel werden, unserem Handel dort Eingang zu verschaffen, wozu, wie wir sehen werden, gar Vieles energisch einladet. —

Wir hatten unter Gesprächen angegebener Art lange vor dem Hause unter der Veranda in bequemen Lehnstühlen gesessen. Wir rauchten dabei von des Missionars trefflichem türkischen Tabak und er trank von unserem Cognac. Denn er war kein principieller Temperanzler, obwohl in seinem Hause zu allen Mahlzeiten lediglich Wasser genossen wurde. Er behauptete nur: „Wenn du liebst immer Schnaps trinken, so wird das Schnaps dein Herr, und dein Herr soll nicht sein das Schnaps, sondern das Geist!“

Wir wurden nun in das nette Schlafzimmer geführt und streckten bald mit unendlichem Wohlbehagen unsere Glieder auf

den lang entbehrten Polstern und sauberen Laken. Selbst unsere Patienten, die wir natürlich längst zu Bett gebracht, befanden sich in der so wohlthuenden Umgebung bereits bedeutend besser.

Leider aber sollte die süße Nachtruhe doch eine Störung erfahren. Ich hörte laute Stimmen und rasche Fußtritte im Hofe. Als ich durch das Fenster blickte, schlug mir der Schein von lohenden Feuerbränden entgegen. Ich eilte hinaus, zu sehen, was es gäbe. Da erzählte mir denn Richardson, der in einem unendlich langen, bunten Schlafrock unter seinen nackten, schwarzen Dienern stand, daß ein furchtbarer Feind das Haus bedroht habe. Seine Heerschaaren seien bereits in Schlachtordnung vor den Thoren gewesen.

Man wird wohl nicht errathen, wer diese hier in der Stille des Urwaldes plötzlich aufgetauchten Legionen waren. Nun denn, sie hießen Ameisen, jene kleinen, jedoch so gut bewehrten und so todesmuthigen Kämpen, die wir auch bei uns haben. Die Tropensonne, deren Hitzkraft Alles, was unter unserem kühlen Himmel noch gemäßigt austritt, excentrisch gestaltet, hat aber dieser kleinen Thiere Gift und Wuth auf die Spitze getrieben, daß sie einen schlimmeren Schrecken für Menschen und Thiere darstellen, als eine geharnischte Schaar der stärksten Männer.

Diese sogenannten „Treiber“ (*Anomma arcens* Westwood) — auch Richardson betitelte sie so — leben in den afrikanischen Urwäldern wie richtige Räuber. Sie verschmähen es, gleich ihren fleißigen Kaffeegenossen in unseren Breiten, sich regelrechte Häuser zu bauen. Erdlöcher und alte hohle Baumstämme bilden ihre Wohnung. Nach echter Briganten-Art ziehen sie dann in dunkler Nachtstunde zur Plünderung aus. Ihrer sind bei solcher Gelegenheit Milliarden. In einer endlosen, schlangenartig gewundenen Linie, die mehrere Zoll breit ist, bewegen sich dabei die ca. 1 cm messenden Thierchen vorwärts. Nichts vermag sie aufzuhalten. Was ihnen in den Weg kommt, schiebt sich alsbald von der beweglichen schwarzen Masse wahrhaft überdeckt. Wehe, wenn sie einmal in eine Behausung eingedrungen! Dann ist nur noch Heil in der Flucht möglich. Will man nicht unter unsäglichen Qualen

wahnsinnig werden oder verenden, so gilt es, Alles, Hab und Gut liegen zu lassen und in den Wald zu eilen. Die furchtbaren Feinde rücken darauf in das leere Quartier und was nicht steinhart oder eisenfest ist, fällt alsbald ihrer Bier zum Opfer. Doch hat die Sache auch ihr Gutes. Sie vernichten zu gleicher Zeit jegliches Ungeziefer. Keine Ratte, keine Schabe ist nach ihrem Abzuge mehr in der Wohnung zu finden. Ebenso verzehren sie auf ihrer Wanderung alles etwaige Mas, so daß man sie richtig als die Kammerjäger und Abdecker des dunklen Continents bezeichnen könnte.

In unserem Falle hatte ein Boy, den eine aus der Avantgarde gebissen, die drohende Gefahr noch rechtzeitig bemerkt und schnell Lärm geschlagen. Man zündete nun eiligst Feuer auf der muthmaßlichen Bahn der nahenden Räuber an, das einzige Mittel, das sie bestimmen kann, die Marschrichtung zu verändern. Auch die nahe Stadt ließ Richardson alarmiren. Der Heereszug war aber ein so ungeheuer großer, daß wir noch am Tage, viele Stunden darnach, den Nachtrab beobachten konnten. Derselbe folgte natürlich auch mit der peinlichen Accurateffe, die diesen Thierchen eigen ist, der seitlichen Ablenkung, die das Gros der Armee durch die Feuerbrände der Nacht erfahren hatte. Als ich aber mit einem Stocke den Zug unterbrechen wollte, hielt mich Richardson energisch zurück, weil sonst leicht die Gefahr sich wiederholen könne. Uebrigens waren mit dem Einbruch der Ameisen noch nicht alle Intermezzos dieser Nacht abgethan. Wenig später rüttelte ein Elephant an dem schützenden Palissadenzaun und fast zu gleicher Zeit war ein Leopard so feck, sich sogar innerhalb des Missionshofes herumzutreiben, so daß wir hier schon einen lebendigeren Eindruck von der Thierwelt Afrikas erhielten, als im Küstenlande drunten.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, waren indeß all diese Schrecken der Finsterniß verschwunden, der wunderbare Gottesfriede, den die kleine Ansiedlung athmet, lag wieder über dem Ganzen. Wir fühlten uns völlig wie zu Hause, und das um so mehr, als wir — das einzige Mal auf der ganzen Reise — jetzt

einige Ruhetage vor uns sahen. Wir hatten allerdings, als wir diese zugestanden, weniger an uns gedacht, obwohl auch uns selbst nach den anstrengenden Märschen etwas Erholung recht nöthig war, als vielmehr an unsere beiden Patienten, bei denen wir den Verlauf des ausgebrochenen Fiebers doch wenigstens eine kurze Zeit abzuwarten uns für verpflichtet hielten. Auch bot ja dieser Platz Gelegenheit genug, der Durchforschung aller Verhältnisse des Hinterlandes zu dienen, die eine unserer vornehmsten Aufgaben bildete. Zudem war der Sonntag nahe und der liebe Missionar hatte mir auf meine Frage, ob ich an diesem Tage meine Reise fortsetzen könne, geantwortet: „Wenn du liebst, du kannst gehen, aber ich liebe: du bleibst und gehst erst am Montag.“

Es währte denn auch nicht lange, so hatten wir Veranlassung, Einblicke in die ortsüblichen Verhältnisse zu thun. Es nahen sich allerhand Leute aus der Stadt, um den Fremdlingen, deren Ankunft bereits ruckbar geworden, die verschiedensten Landesproducte anzubieten, von denen ich nur gegerbte Antilopenfelle, und zwar sowohl von einer kleineren, gelbbraunen als von einer größeren, rostrothen Art mit weißen Punkten, und lange, oben vierkantige Ebenholzstäbe nenne, wie solche hier von den meisten Männern getragen werden. Schade, daß dieselben so schwer waren, wie denn, um dies beiläufig zu bemerken, das große Gewicht des geschätzten Holzes leider auch verhindert, dasselbe auf dem Wasser zu flößen und so billig zur Küste zu bringen.

Bald darauf näherten sich auch die drei Könige der Stadt, kleine, dürftige Gestalten, die aber nicht, wie ihre bekannten Gegenstücke in der Bibel, die „drei Könige aus dem Mohrenlande“, Geschenke brachten, sondern solche als den ihrer Würde nun einmal überall in Afrika zukommenden Tribut und Wegzoll haben wollten. Nur einer von ihnen zerrte ein kleines, widerstrebendes Zicklein an einem Stricke als königliche Gabe für uns herbei. Wir banden dasselbe vorläufig an einen Pfahl im Hofe, wo es während des ganzen Tages mit den kampflustigen Enten der Hausfrau einen erbitterten Kampf führte. Den beiden anderen Monarchen aber bedeuteten wir, daß sie erst auf eine Gegengabe

von uns hoffen könnten, wenn sie uns zuvor, wie es Landessitte sei, das Gastgeschenk von ihrer Seite gebracht. Um ihnen diese ihre Pflicht „ad oculos“ zu demonstriren, hielt ich die Hand gegen den Boden in der Höhe einer Ziege und meckerte dazu wie eine solche, was den beiden schwarzen Kumpanten eine derartige Freude bereitete, daß sie eiligst, vor Lachen sich schüttelnd, davonliefen, das Gewünschte zu beschaffen. Ich bemerke dazu, daß ich in ähnlicher Weise auch einmal in einem anderen Dorfe die Hand eines zähen Königs aufthat, indem ich vor seinen Augen ein Schwein in mein Notizbuch zeichnete. Die Heiterkeit aller Umstehenden, als sie nach längerem Anstarren meiner Arbeit das Thier erkannten, ist nicht zu beschreiben.

Als die gekrönten Häupter mit dem betreffenden Kleinvieh, das diesen Namen wegen seiner wahrhaft winzigen Gestalt in der That verdiente, zurückkehrten, thaten wir natürlich auch unsere Schätze auf. Leider gingen hier ebenfalls wieder die königlichen Wünsche weit über unser Wollen und Können hinaus, nur daß dieselben jetzt unter den strengen Augen des achtunggebietenden Missionars nicht mit der geräuschvollen Unverschämtheit wie in anderen Dörfern vorgetragen wurden. Charakteristisch war es, daß das Verlangen unserer Gäste ganz besonders auch nach Kerzen ging, welche Luxusartikel im Küstengebiete noch wenig geschätzt heißen mußten.

Als für jeden der hohen Herren die kleine unfreiwillige Weihnachtsbescheerung endlich bereit lag, baten sie noch um die Erlaubniß, die Gegenstände erst in der Nacht abholen zu dürfen, da sie, falls sie dieselben offen am Tage nach Hause trügen, fürchten mußten, unterwegs von den allergetreuesten Unterthanen angehalten und zur Theilung gezwungen oder gar ausgeraubt zu werden. In der That drängte sich dann auch am Abend ein frecher Spion aus dem Volke herzu, der indeß von unserem Gastgeber alsbald mit milder aber unwiderstehlicher Hand vor die Thür gesetzt wurde.

Die drei Herrscher, die uns zum Dank für die Beschenkung feierlichst versicherten, daß sie nun auch unserem Marsch ins

Innere keinerlei Schwierigkeiten bereiten würden, hatten uns dringend eingeladen, sie in ihrer Stadt aufzusuchen. Wir ließen uns das nicht zweimal gesagt sein und begaben uns alsbald dahin.

Wenige Schritte hinter dem Zaun des stillen Pfarrhauses beginnt der gedachte Ort, eine der größten und bedeutendsten Ansiedlungen im Bakundulande. Der Fortschritt gegen die Dörfer näher der Küste ist schon hier ein sofort in die Augen fallender. Zwar sind auch in dieser Stadt noch die Häuser in monotonster Weise zu einer einzigen, nebenbei bemerkt, halbmondförmig gekrümmten Zeile an einander gestoßen, aber statt des primitiven Flechtwerks finden wir daselbst schon durchgängig gemauerte Wände, die außerdem häufig auch sauber weiß getüncht und selbst mit Malereien auf der Außenseite versehen wurden. Diese letzteren sind — man mag das als gutes Omen für eine Ausdehnung der deutschen Interessen über dieses verheißungsvolle Gebiet betrachten — immer nur in den drei Farben schwarz, roth, weiß gehalten und stellen theils Phantasiemuster, als Kreise oder Vierecke, theils Männer und große Eidechsen dar. Das Innere dieser Häuser zeigt sich übrigens hier zum ersten Male auch durch Fensteröffnungen mit Schieberläden belichtet. Es fehlt sogar ein Möbel von einheimischer Arbeit nicht. Das sind regelrechte Klappstühle aus weißem, hartem Holze mit einem Bezuge von Antilopenfell, ein Luxus, wie man ihn weiter nach dem Meere zu vergeblich sucht.

Auch das communale Leben zeigt einen wichtigen Fortschritt. Mitten in der wohl eine Viertelstunde langen Straße, die beiläufig gegen 2000 Einwohner umfassen mag, ist das erste öffentliche Gebäude, das wir zu sehen bekommen, ein geräumiges Palaverhaus mit weitem, gleichfalls ausgemaltem und mit Sitzen versehenen Versammlungsraume für die Berathungen des Gemeindeparkaments erbaut. Es gilt leider für so heilig, daß der Fremdling nicht eintreten darf, wiewohl man bereits von der Straße aus das nach einer Seite ganz offene Haus völlig übersehen kann. Merkwürdiger Weise schützt es der constitutionelle Nimbus nicht davor, daß es gelegentlich auch als Schlachthaus benützt wird. Als wir vorüber-

gingen, wurde gerade eine gefallene Kuh drinnen ausgeweidet, von der als einem besonderen Leckerbissen zu kaufen auch unsere Träger mit Tabaksblättern in den Händen herbeieilten. Wie ent-rüstet würden unsere in Bezug auf luxuriöse Sitzungslocale so verwöhnten Politiker sein, wenn man ihre Parlamentspaläste in ähnlicher Weise entweihen wollte!

Wir traten in das Haus eines der Könige und fanden dasselbe gleichfalls recht wohnlich und geräumig. Es fehlte sogar eine Art Schloßcapelle nicht, das heißt, es war an einer der Wände eine kleine Einfriedigung angebracht, innerhalb welcher sich zwei etwa 1 m hohe, roh gearbeitete Figuren, Mann und Frau, be-fanden. Dies waren die Fetische, die Schutzgeister der Familie. Durch kleine Elefantenzähne und andere vor diesen Götzen auf-gehängte Geschenke wurden dieselben noch besonders geehrt. Das Wunderbarste an der ganzen Sache aber mußte dies heißen, daß jene hölzernen Figuren nicht schwarz, sondern roth angestrichen waren. Konnte das bloßer Zufall sein oder durfte man es als eine Huldigung gegen die überlegenen helleren Rassen ansehen, oder aber erscheint dem schwarzen Manne das Böse — denn seine Fetische repräsentiren überlegene feindselige Gewalten, die er zu besänftigen sucht — als Gegenstück zu seiner eigenen dunklen Hautfarbe hell, etwa so wie wir Weißen das Böse mit der schwar-zen Farbe belegen?

Auch Deckenverzierungen fehlten in unserem Palaste nicht. Es hingen dort zahlreiche große Trommeln, die aber im Bakundu-lande nicht mehr die rohen, schweinetrogartigen Klöße sind, wie im Duallagebiete, sondern vielmehr aus langen, mit einem Fell überzogenen Spannfässern bestehen.

Der erlauchte Hausbesitzer holte alsbald, nachdem wir die Mitte des Gemachs erreicht, einen der beschriebenen Antilopen-divans, aber statt uns zum Sitzen einzuladen, läßt er sich selbst mit Würde darauf nieder, während wir neben ihm stehen bleiben müssen. Das war mir denn doch etwas zu viel Selbstherrlichkeit von Seite eines schwarzen Potentaten. Ich faßte meinen Schwe-den am Arm und ging hinweg, ohne daß übrigens der isolirte

Monarch über diesen eigenwilligen Abbruch der Audienz sonderlich erstaunt gewesen wäre. —

Es ist wohl hier der Platz, über das, was ich im Allgemeinen noch über Bakunduland und Bakunduleute in Erfahrung bringen konnte, zu berichten. Der Stamm, der diesen Namen trägt, gehört, ebenso wie die Bakwiri, noch zur großen Dualla-Familie. Dies bezeugt schon die sehr bedeutende Verwandtschaft der beiderseitigen Idiome. So sagt z. B. der Mann von der Kamerunküste „Loba“ für Gott, der Bakundu braucht dasselbe Wort zur Bezeichnung der Sonne. Nebenbei könnte man in der letzterwähnten Thatsache wohl gar einen Fingerzeig auf einen alten Lichtdienst finden.

Auch im Typus weichen die Bakundu-Leute von den Bewohnern des Vitorale nicht sehr ab, nur daß sie, wenigstens im Vergleich mit den Bakwiri, auffallend klein und schwach erscheinen, wie sie denn auch nicht besonders kriegerisch heißen müssen. Man darf indeß nicht vergessen, daß infolge der Verschiedenartigkeit des von ihnen eingenommenen Terrains auch unter ihnen selbst bezüglich ihrer ganzen Art eine große Verschiedenartigkeit stattfindet. Dann der Bakundu-Stamm, an Kopfszahl den kleinen Stämmen des Küstengebiets bedeutend überlegen, hat die weiten Ländereien zwischen dem mittleren Mungo und dem Mehme, dem irrthümlich auf unseren Karten Rio del Rey genannten Gewässer, inne, und erstreckt sich in dieser ungefähren Umgrenzung noch weit in das Hochland des Innern hinein, so daß er über Berge und Tiefebenen zugleich verfügt. Nach Knutson's Versicherung soll namentlich der Theil der Rasse, der in den höheren Landschaften um die beiden Seen des Landes, den See Mbu, was nicht, wie Rogozinski glauben machen will, Elephantensee bedeutet, und den See von Kotta wohnt, ein stärkerer und couragierter sein.

Dies weite Gebiet ist bei seinem großen Reichthum an allerdings meist kleineren Wasseradern und seinem altvulcanischen Boden als fruchtbar zu bezeichnen, doch nehmen infolge der geringen Bevölkerungsdichtigkeit die charakterisirten Urwälder den größten Theil davon ein. Wo aber Ansiedelungen sich finden,

da tritt auch schon der Plantagenbau, der indeß hier nicht mehr der Cocawurzel, sondern der Bananenzucht gewidmet ist, entschiedener hervor, als unter den faulen Händlern am Ocean.

Indeß ist das Bakundu-Volk, zum Unterschied von den weiter im Innern sich anschließenden Agricultur-Rassen, vorzugsweise, wie das auch der Natur seines Urwald-Terrains entspricht, ein Volk von Jägern. Und zwar betreiben sie das edle Waidwerk wahrhaft zunftmäßig. Ueberall in den Städten sieht man die Bevölkerung große Netze aus Gräsern flechten, mit denen man dann ausgedehntere Waldparcellen umzieht. Das so gefangene Wild läßt man erst durch Hunger schwach werden, darauf geht man ihm mit Faszinennessern, Speeren und Flinten zu Leib, wobei indeß noch immer Manche ihr Leben verlieren. Außer den schon bei Gelegenheit der Schilderung des Kamerungebirges genannten Thieren ist hier noch besonders der Elefant sehr häufig, zu dessen Bewältigung man sich curiöser Weise ebenfalls der Netze bedient, wie dies auch die Basarami thun. Doch bilden für diesen Riesen der Wälder die Maschen nicht dünne Schnüre, sondern daumenstarke Lianen, die so fest sind, daß selbst jenes plumpe Ungethüm vergebens dagegen anstürmt. Durch seine blinde Wuth und den bald eintretenden Nahrungsmangel — ein einziges solches Thier braucht pro Tag 1—2 Ctr. Vegetabilien — wird der wandelnde Kolosß rasch geschwächt, worauf man ihm mit Säbeln die Flechsen durchhaut oder durch zahlreiche Flintenschüsse tödtlichen Blutverlust beibringt. Indeß befinden wir uns bei der weichlichen Natur dieses Volkes noch nicht hier, sondern erst im nächstfolgenden Gebiete im eigentlichen Productionsland des Elfenbeins. Energischer stellt man im Bakundu-Terrain dem Schimpanse nach, der trotz alledem recht dreist ist. So fand sich vor Kurzem ein riesiges Exemplar auf dem Hofe der Missionsstation ein, lugte, es war gerade Gottesdienst, durch die Fenster in den heiligen Raum, neckte den Hund und verübte noch allerlei Schelmenstreiche, ehe es wieder im Dickicht verschwand.

Von Vögeln beherbergt das Bakundu-Terrain namentlich zahllose Papageien, die, wie man behauptet, hier als heilig gelten,

sowie eine große Menge Habichte, die die Taubenschläge Richardson's schon oft geplündert haben. —

Um auch noch von tieferen Seiten des Volkslebens, als nur den erwähnten, zu reden, so muß vor Allem wieder die Ähnlichkeit auffallen, die auch bezüglich des Rechtswesens mit dem Stamme der Duallas besteht. „Blut für Blut“ gilt hier ebenfalls, doch wird dieser Satz bereits lazier, oder soll man sagen humaner, gehandhabt, denn man gestattet, daß der Todtschläger unter Umständen einen Sklaven stelle, der dann für ihn zu tödten ist. Dagegen herrschen in Bezug auf den Diebstahl eher noch schärfere Anschauungen und Bestimmungen als an der Küste. So hörte ich von einigen Bakundu, die mir späterhin als Reserve-träger folgten, die Aeußerung: „Es ist eben so schlimm, ob man ein Gewehr oder nur einen Nagel nimmt“. Wer zum fünften oder sechsten Mal gestohlen, den belegt man nicht einmal mehr mit Geldstrafen, sondern schneidet ihm ein Ohr ab.

Auch in religiöser Beziehung ist kein großer Unterschied zwischen den Küstenvölkern und diesem Stamme zu finden. Die Bakundu haben, wie mir Richardson bestimmt versicherte, keinerlei Vorstellung von einem Gott. Um so mehr aber wuchert bei ihnen der Aberglaube. Namentlich fürchten sie sich außerordentlich vor Gespenstern, das heißt den Geistern Abgeschiedener, besonders ihrer Feinde. Ferner stehen auch die Eulen, gerade so wie bei uns, im Verdacht, Böses prophezeien oder gar anthun zu können. Setzt sich eine solche auf ein Haus, so laufen alle Frauen aus demselben heraus und bestürmen in förmlichen Anreden das harmlose Thier, doch ganz gefälligst sich anderswo niederlassen zu wollen, da sonst ja Jemand aus dem Hause sterben müsse. Und Sterben ist nun einmal der Kindesnatur des Schwarzen das Fürchterlichste, im geraden Gegensatze zu anderen Naturvölkern, etwa den Indianern oder den Arabern, die beide mit so philosophischer Ruhe der Uebel letztes hinzunehmen wissen.

Hoch interessant sind die Begräbnißceremonien bei den Bakundu. Es werden stets zwei Gräber gemacht, eins im Hause des Verstorbenen und eins außerhalb, dergestalt, daß Niemand

erfährt, wo denn eigentlich der Leichnam beerdigt wurde, eine Eigenthümlichkeit, die gewiß unwillkürlich an die Sitte der alten Germanen erinnert, die Ruhestätten berühmter Todten ebenfalls mit dem tiefsten Geheimniß zu umgeben. Ganz besonders dunkel sind die Feierlichkeiten bei der Bestattung eines Königs. Vom ersten Augenblick des Todes an dürfen nur noch die Medicinmänner um den Leichnam beschäftigt sein und Niemand sonst erfährt, was geschieht. Ähnlich wird es mit der Beerdigung bei Allen gehalten, die zur Fetischkaste, einer Art von isoterischem Religionsverbande, gehören, wobei gleich daran erinnert sein soll, daß, wie unter den meisten Völkern der Erde, so auch unter den Negern die Geheimbünde in großer Blüthe stehen. Bei Individuen, die jener Bakundu-Loge nicht angehörten, kann dagegen Jedermann den entseelten Cadaver sehen, doch fehlen dann auch alle größeren Festlichkeiten.

Man erkennt aus dem eben Erwähnten, daß, wie unter den Bakwiri, so auch hier zu Lande die heillosen Fetischmänner, die Priester dieser Völker, eine große Rolle spielen. Sie stehen am meisten einer Christianisirung des Stammes entgegen, von ihrem Standpunkte aus natürlich mit gutem Grunde. Doch hat Richardson es dahin gebracht, daß wenigstens der Zauberer in seiner Stadt den bei den Bakwiri von uns ebenfalls angetroffenen Gebrauch der Denunciation von angeblicher Hexerei nicht mehr anzuwenden wagt.

Beiläufig muß auch die Vielweiberei als ein Haupthinderniß für das Eindringen des Christenthums angesehen werden. Denn sobald die Bakundu hören, man dürfe nur eine Frau haben, so laufen sie augenblicklich davon. Es würde sich daher für eine Mission in diesen ganzen Landen vielleicht empfehlen, wenigstens für den Anfang noch die Polygamie zu dulden, ähnlich wie dies manche Religionsgesellschaften ja auch in Indien u. a. zu thun sich für berechtigt hielten.

Von sonstigen Besonderheiten der Bakundu wären nur noch ihre überaus strengen Speisegesetze zu nennen. Sie gestatten z. B. nicht Huhn zu essen, während dagegen der Hund hier sogar das

nationale Leibgericht bildet. Es hatte nun ein junger Mann vor einigen Jahren im Hause Richardsons von dem verpönten Geflügel genossen. Die Sache wurde ruchbar, man faßte den Unglücklichen, tödtete ihn und — um die Wahrheit nicht zu verschweigen — aß ihn zur Strafe auch noch auf. Doch scheute man sich, das letztere unter des Missionars Augen zu thun. Man trug daher den Leichnam in eine andere Stadt und dort wurde der scheußliche Schmaus abgehalten. Ob man vielleicht glaubt, daß man dem Getödteten, wenn man ihm in dieser Weise die Ehre des Begräbnisses entzieht, besondere Schmach anthut? Der Süngling hätte übrigens nicht sterben müssen, wenn er Christ gewesen wäre. Diesen sieht man Vieles nach, ja man fürchtet sie förmlich. Man mag wohl glauben, daß ihnen der große Weise Richardson besondere Zauberkünste gelehrt hat.

Mehr als derartige Gebräuche werden uns andere Einrichtungen dieses interessanten Volksstammes anmuthen. So bestand bis vor Kurzem sogar eine Art Kleiderordnung zu Recht. Wer beispielsweise ein Hemd trug, mußte für solchen unerhörten Luxus eine Abgabe an die Gemeinde entrichten. Das Sonderbarste von Allem ist aber doch die Art, wie die Sklaverei hier zu Lande gehandhabt wird.

Mit Recht konnte Richardson sagen, ob hier Einer ein Knecht oder ein Freier ist, das ist ganz gleichgültig. Man hält im Allgemeinen bereits ziemlich viel Sklaven, aber in praxi gestaltet sich dies mehr zu einer Paradesache als zu einem directen Vortheil. Das kommt daher, daß diese Letzteren durchgängig aus dem Gebirge des äußersten Hinterlandes, wenn nicht gar aus den Hochlanden der Binue-Quellflüsse stammen. Infolge dessen sind es große, starkknochige Menschen, die ihre Herren an Kraft weit überlegen. Auch behalten sie ihre fremde Sprache im Verkehr untereinander bei, obwohl sie des Bakundu-Idioms ebenfalls mächtig zu sein pflegen. So liegt die Gefahr einer Verschwörung nahe, zumal diese importirten Menschen aus Gegenden stammen, wo die Berührung mit Arabern die Eingeborenen bereits wilder und waffengeübter gemacht hat. Alle diese Sklaven, vielfach auch selbst schon

mit der langen muhammedanischen Flinte ausgerüstet, sind treffliche Schützen. Derartige bedenkliche Umstände bewegen die schwächlichen Bakundu, jene ihre unfreiwilligen Diener, die, nebei bemerkt, insgesammt an einer runden Stirn- und Schläfentättowirung kenntlich sind, nicht in ihrer Nähe zu belassen, sondern sie in Plantagen mitten im Urwald zu verweisen, die nicht selten eine Stunde und darüber von den Wohnplätzen der Freien entfernt sind. Dort nun schalten diese sonderbaren Hörigen völlig unbeschränkt. Sie nehmen Weiber, besitzen eigene Häuser und leben von ihren Bodenproducten, ohne von diesen den Herren etwas abgeben zu müssen, wenn es ihnen nicht beliebt. Diese große Freiheit, die sie genießen, ist wohl auch der Grund, daß niemals einer von ihnen an ein Entweichen denkt. Vielmehr schließen sie sich da, wo sie in größerer Zahl vorhanden, zu festen, selbständigen Gemeinwesen zusammen, die sogar einen eigenen König haben. Das sind die sogenannten slaves-towns, die wir namentlich weiter im Innern in wahrhaft imposanter Entwicklung antreffen werden, obwohl die eigenthümliche Einrichtung hie und da selbst schon weiter unten am Mungo zu finden ist. Die Souveräne dieser Heloten-Städte, im Grunde ebenso gut Sklaven wie ihre Unterthanen, haben als Gebieter über mehr oder weniger zahlreiche, waffengeübte und wilde Streiter eine Macht, die ihnen bei wichtigen Berathungen selbst einen Sitz neben dem Herrscher der Freien sichert. Sie sind für diese Letzteren, was die Hauptleute der Prätorianer für die Kaiser im alten Rom oder die Anführer der Janitscharen für die Sultane des Osmanenreichs waren.

Gewiß tritt nirgends auf der Erde die Sklaverei in einer so milden, oder richtiger nichts sagenden Form auf, wie hier. Selbst das System der Frohndienste in der Zeit unserer Patrimonialgerichte erscheint dagegen noch als eine fürchterliche Knechtschaft. Die Herren haben in diesen Hinterländern von Kamerun keinen anderen Gewinn von ihren doch theuer erkauften Untergebenen, als daß sie sagen können: mir gehören so und so viel Sklaven an. Damit ist aber auch der ganze Vortheil abgethan. Wie frei diese Letzteren in der Wirklichkeit sind, das erhellte, um mich dabei auf

meine eigenen Erfahrungen zu beziehen, schon aus dem einen Umstande, daß sich hier in Bakundu ba Nambele einer dieser Leibeigenen von mir für ganz unbestimmte Zeit anwerben ließ, ohne auch nur seinen Herrn, der noch dazu einer der Könige des Ortes war, von seinem Weggehen in Kenntniß zu setzen, geschweige denn, daß er ihn um Erlaubniß gebeten hätte. Derselbe spielte dann auch gar bald unter der Trägerschaar, zu der beiläufig von jener Stadt ab selbst Bakundu-Freie gehörten, infolge seiner körperlichen und geistigen Ueberlegenheit eine tonangebende Rolle, wie er sich denn zugleich stets vornehm von dem lärmenden Troß zurückhielt. Er war in der That der Aristokrat unter der Plebejer-Sippe, der sich überdies selbst äußerlich insofern von ihnen unterschied, daß er nicht, wie jene, nackt ging, sondern blaue Leinwandhosen und sogar ein weißes Oberhemd trug. Desgleichen besaß er eine eigene Flinte. Der Mann war übrigens auch Christ geworden, was wiederum für die unbeschränkte Dispositionsfähigkeit dieser Sklaven spricht, denn sein Herr würde ihm so etwas nie erlaubt haben, hätte er ihm gegenüber überhaupt etwas zu erlauben gehabt.

Dieser Mensch hob sich nebenbei auch durch sein feines Benehmen von den sogenannten Freien ab. Er hatte wirkliche Umgangsformen, holte z. B. stets einen Sessel, wenn er sah, daß wir uns setzen wollten, und vergaß nie, wenn wir ihm etwas freiwillig schenkten — er selbst bettelte nie —, in höflichster Weise sein „danke“ zu sagen. Nach alledem muß ich wohl behaupten, es steckt ein bedeutames fortschrittliches Wesen in diesen Sklavenmassen, wengleich sie sich mir gegenüber, wie man hören wird, als reactionäres, zurückhaltendes Element erzeigten. In ihren Händen ruht wie das kriegerische Können so auch die hoch entwickelte Agri-
cultur des Innern. Sie sind es ferner, die, wengleich vielleicht zumeist nur aus Opposition gegen die ihnen verhaßten Freien, am leichtesten zum Christenthum übertreten. Ohne Zweifel ist ihnen in der Entwicklung dieser weiten, verheißungsvollen Gebiete noch eine große Rolle vorbehalten, und vielleicht wäre das gegenwärtig noch so schwere, wenn nicht geradezu unmögliche Werk der Er-

schließung der innersten Gebiete von Kamerun leicht durchzuführen, wenn man durch Unterhandlung und Geschenke diese Sklaven, die furchtbaren Hüter des Allerheiligsten der Colonie, zu gewinnen verstehen würde. —

Raum weniger Interessantes, als die Betrachtung der Sklaverei-Verhältnisse bei den Bakundu, ergiebt ein Blick auf ihre Industrie. Sie liefern den ersten der Beweise für die bereits wiederholt betonte merkwürdige Thatsache, daß die Cultur nach dem Innern hinein rasch zunimmt.

Wir finden unter diesen Eingeborenen allerdings zuerst wieder die Flechtereie, aber diese liefert hier schon prächtige, teppichartige Matten als Fußbodenbekleidung und vor Allem Taschen aus gefärbtem Grase von so vollendet feiner Arbeit, daß man versucht ist, dieselbe für Gewebe anzusehen. Die Wahl der Farben, gelb, roth, braun, schwarz, verräth daneben wirklichen Geschmack und die zur Anwendung gekommene Streifung zeigt mathematisch genaue Lineamente. Dabei sind diese auch mit zierlichen Franzen versehenen Geflechte, die man als Tragbeutel für alles Mögliche und selbst als Futterale für kleine Kinder benützt, äußerst billig. Sie kosten hier pro Stück etwa 30 Pfg., werden aber drunten an der Küste schon mit 2 Mark und mehr von den Duallas verkauft, die ihrerseits nur eine graue, farblose und unschöne Art von demselben Artikel herzustellen verstehen.

Daß die Bakundu auch in der Architektur ihre südlichen Nachbarn in Schatten stellen, wurde schon erwähnt. Ich bemerke dazu aber noch, daß selbst die netten Häuschen der Mission von Einheimischen hergestellt wurden, wobei man ein praktisches Ventilationsystem in der Weise anwandte, daß man die Seitenwände der Gebäude nicht ganz bis ans Dach hinan auführte, sondern ringsum eine breite Spalte frei ließ.

Den bedeutsamsten industriellen und culturellen Fortschritt der Bakundu gegen die Dualla und Bakwiri im Unterlande stellt indeß die daselbst stark entwickelte Gerberei dar. Die Leute sind hier eben bereits nicht mehr so roh, daß sie die Felle mit dem Fleische verzehren, sondern sie ziehen dieselben sorgfältig ab und stecken sie

in Löcher, die sie in bestimmte Bäume eingehauen haben. Durch das in den letzteren enthaltene Tannin wird dann die Haut in Leder umgewandelt, ganz wie bei unserer Lohgerberei. Der nützliche Stoff ist in den betreffenden Gewächsen jedoch in solcher Menge enthalten, daß, wenn man die eingelegten Felle nur ein wenig zu lang liegen läßt, augenblicklich die Haare abgehen. Ohne Zweifel ließe sich also hier auch für unsere Lohgerberei ein wichtiger Rohstoff beziehen, den die bei den immer mehr zusammenschwindenden Forsten in unserer Heimath jetzt bereits vielfach und mit bedeutenden Kosten aus dem Auslande importirten Substanzen jedenfalls nicht einmal in derartiger Güte darstellen, wie jene unter der acuten Tropengluth gediehenen Vegetabilien.

Im Uebrigen sah ich von einheimischen Arbeiten außer den bereits genannten, theilweise mit recht schönen Zierathen versehenen Stöcken aus dem in der Umgegend massenhaft wachsenden Ebenholz nur noch eine Art Fußspangen, die aus den getrockneten Hülsen verschiedener Früchte, welche man an eine Schnur fädelt, gefertigt werden. Dieselben werden zum Tanz getragen und verursachen bei jeder Bewegung des Beines einen gewaltigen Lärm. —

Als wir endlich von unserem lehrreichen Ausfluge in die „town“ wieder nach der Mission zurückgekehrt waren, sahen wir die zehn Katzen Richardson's aufgereggt im Hofe umherlaufen. Es hatte sich eine Schlange gezeigt, die über das Dach in das Haus eindringen wollte, wie dies ihresgleichen so gerne thun. Aber die kleinen muthigen Hausthiere waren vor dem Kampfe mit ihr nicht zurückgewichen, so daß das unheimliche Reptil sich schließlich wieder entfernt hatte. Es empfiehlt sich also für Afrika die Einführung von Katzen recht sehr, auch wenn diese nicht, wie sie dies bei Richardson schon gethan hatten, zugleich die dort allenthalben so häufigen und so frechen Ratten vertilgten.

Der nächste Tag sollte uns gleichfalls wieder Bemerkenswerthes bringen. Wir mußten ja doch für unsere beiden Patienten, die sich zwar stündlich mehr erholten, indeß doch noch so schwach und apathisch blieben, daß, auch wenn sie gewollt hätten, an eine Fortsetzung der Reise mit ihnen nicht zu denken gewesen wäre, für

irgend eine Transportgelegenheit nach Kamerun zurück sorgen. Richardson rieth uns, deshalb selbst zum Mungo zu gehen, und so wanderte ich denn schon früh ganz allein mit Knutson davon. Der Weg ist nur etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden lang, trefflich betreten und auch sonst höchst angenehm. Er führt ununterbrochen durch den dichtesten, schattigsten Urwald dahin. Nur einmal, nach den ersten 30 Minuten, muß man für wenige Augenblicke über eine sonnige Lichtung ziehen, auf der mitten unter Bohnen und Bananen eine allerdings nur drei bis vier Häuser umfassende „Skavenstadt“, beiläufig der Wohnort unseres schon beschriebenen schwarzen Begleiters, steht. Auch völlig eben ist der Pfad, wenigstens bis auf den allerletzten Theil. Neben ihm läuft — das einzige Bemerkenswerthe, das er etwa noch bietet — eine breite Waldschneise, die sich mit zahllosen Knüppeln belegt zeigt. Das ist der Weg, mittelst dessen man die gleich im Walde gefertigten Canoes an den Fluß hinunter rollt.

Schließlich weicht der Wald zurück, man steigt eine steile Böschung hinab — denn die Stadt liegt 28 m über dem Flusse — und sieht den Mungo vor sich. Der Anblick ist äußerst überraschend. Das Gewässer dürfte an Breite etwa der Elbe bei Dresden gleichkommen. Auch sonst ist die Staffage dazu angethan, diesem afrikanischen Flusse ein imposantes Ansehen zu verleihen. Seine Fluthen sind schmutzig gelb gefärbt und wälzen sich nur träge dahin. Die Ufer steigen auf beiden Seiten zu hohen, dichten Waldwänden empor. Das Bett des Stromes beschreibt zudem gerade an dieser Stelle einen scharfen Bogen nach Osten, so daß der Eindruck des Maleischen noch erhöht wird. Jenseits springt eine breite, sandige Landzunge gegen das Wasser vor, auf dem unbeweglich, wie sinnende Philosophen, einige hochbeinige Fischreihner unweit eines schlammbedeckten Krokodils stehen, das sich von der senkrecht niederstrahlenden Sonne trocknen läßt. In den Wipfeln mächtiger Baumriesen kreischt einmal ein Papagei oder ein anderer Angehöriger der in diesem Thale besonders zahlreich vertretenen Vogelwelt, sonst liegt bleierne Starrheit und Leblosigkeit über der großen Natur, die trotz oder gerade wegen dieses erhabenen Schweigens mit tausend Stimmen zur Menschenseele redet. Unwillkürlich versinkt in solch

traumverlorener Landschaft auch der Beschauer in selbstvergessenem Hinbrüten, bis es plötzlich kracht in den Büschen und der Boden unter den Füßen erdröhnt. Das ist der Elefant, der, nicht achtend der von schwacher Menschenhand geebneten Steige, drinnen im Dickicht sich selbst mit Riesenstärke die Pfade schafft. Welches Thier paßte auch so gut mit der ungeheuerlichen Natur der Tropenwelt zusammen, als diese vorsündfluthliche Gestalt!

Die Scenerie zu vervollständigen, stehen unweit des Ufers, zwischen den stacheligen Büschen einer überaus kleinen Citronenart von breitblättrigen Bananen überschattet, drei halb verfallene Negerhütten, in deren Nähe ein fleißiger Schwarzer an einem bereits fast fertigen Canoe zimmert. Der kleine Ort stellt „Bakundu Beach“, den Hafen von Kambele, dar. Leider nur fehlte dieser „Marina“, wie die Romanen es nennen würden, die Hauptsache, die Schiffe und das eigenthümliche Leben eines Hafenplatzes. Wir fingen bereits an, um das Fortkommen unserer kranken Gefährten besorgt zu werden, als ein junger, gut gekleideter Neger mit dem unverkennbaren Typus des Duallamannes zu uns tritt. Er stellt sich uns als einen Commis (Clerk) von King Bell vor, von dem er mit der Leitung der hiesigen Factorie betraut sei. Wir waren natürlich begierig, die erste derartige Handelsniederlassung eines Schwarzen zu sehen und folgten dem dunklen Jüngling nach seinem Comptoir. Wir traten in eins der erwähnten Häuschen. Dort standen zwei große hölzerne Kasten; in dem einen befanden sich eine Anzahl Steinschloßgewehre, in dem anderen ein wenig Tabak und Zeug. Das war die große Waarenniederlage. Aehnlich sieht es mit dem ganzen Geschäft der Schwarzen im Innern aus. Die Händler gehen zwar durch alle Theile des Landes. Aber ihr Preis-courant, wenn sie einen solchen hätten, würde überall nur wenig Artikel aufzuweisen haben. Gerade die wichtigsten und nöthigsten Bedürfnisse, namentlich Werkzeug und Geschirr, werden den Hinterländern nicht zugeführt. Das merkt man an dem Erstaunen, von dem man Zeuge wird, wenn man derartige Dinge irgendwo producirt. Trotzdem rentirt sich der Handel der schwarzen Kaufleute recht wohl, da sie ungeheure Procente nehmen.

Wir konnten uns in dem primitiven Laden dort oben am Mungo nicht des Gedankens entschlagen, daß der deutsche Handel nun doch auch von dem Meeresstrande sich dahinein wagen möchte, wo die Verhältnisse in jeder Beziehung so günstig liegen. Hat man doch daselbst den großen schiffbaren Fluß und in so geringer Entfernung die durch Richardson bereits halbcivilisirte volkreiche Stadt. Gegen alle möglichen europäischen Waaren würden sich hier namentlich enorme Massen von Kautschuk, zu dessen Gewinnung die industriellen Bakundu leicht zu erziehen wären, mit größtem Gewinn eintauschen lassen. Denn schon in dieser Gegend wurden meine Mark-Sonnenschirme gern für $\frac{1}{2}$ Kru (10 Mark) das Stück entgegengenommen. Vielleicht könnte das Land auch noch andere Naturschätze als Gummi liefern. Ich meine nicht die trefflichen rothen Ananas, die z. B. dicht vor dem Hofe der Mission in großen Mengen wild gedeihen, sondern Metalle, die das Erdreich zu entfalten scheint. Wenigstens zeigte der bei unserem Anmarsch von Skatta her zuletzt erklommene Abhang unmittelbar vor Bakundu ba Nambele zahlreiche Spuren von Eisen. Die höheren Gebiete westlich und nordwestlich davon, in der Nähe der gedachten Seen, würden vielleicht auch noch andere Metalle enthalten. Mindestens dürfte es sich empfehlen, dort oben, wo zum ersten Male auf Kamerunboden Erz vorkommt, einmal eingehender danach forschen zu lassen.

Bakundu ba Nambele hat ja überdies, wie wir sahen, den Vortheil, auch an einer großen Ueberlandroute zu liegen, mittelst der man, wenn es sein muß und man durch keinen Trägertroß gehindert ist, die Küste bei Victoria in drei und selbst in zwei Tagen erreichen kann. Man übernachtet im ersteren Falle in Massuma und Buea, im letzteren nur in Buea. Richardson hat selbst schon beides möglich gemacht, während seine kräftige Frau wenigstens in sechs Tagen zum Meere gelangte. Beide bevorzugen beiläufig den Landweg, wenn sie an die Küste wollen, weil er kürzer, interessanter und gesünder ist, als der Wasserweg. Auf alle Fälle aber ist Bakundu ba Nambele der Knotenpunkt für zwei große Binnenwege und verdient deshalb die höchste Beachtung.

Ist nun auch das Klima daselbst weitaus nicht so gut, als in dem paradiesischen Buea oder in dem noch immer so günstigen Bissoka, so ist es doch immerhin viel besser als in Kamerun oder Victoria. Die höchste Temperatur, die ich beobachtete, betrug nur 32° C. Sümpfe fehlen auf der kleinen, rund 100 m hohen, von zwei tiefen Thalsfurchen begrenzten Terrasse, die die Neger mit so trefflichem Scharfblicke für ihre Ansiedlung gewählt haben, gänzlich. Der früher erwähnte kleine Fluß südlich vor der Stadt liefert reines, gesundes Trinkwasser, und die Sandfliegen — Mosquitos giebt es nicht — sind wenigstens nicht zu schlimm.

Allerdings würde es, um eine hier zu begründende größere Handelsniederlassung auch entsprechend zu sichern, nöthig sein, daß ein Kriegsfahrzeug auf dem oberen Mungo stationirt würde. Doch empfiehlt sich, wie wir sehen werden, diese Maßregel auch aus allgemein politischen Gründen, so daß man also damit gleich einen doppelten Vortheil erreichen würde. —

Der schwarze Handlungsbesliffene in Bakundu-Hafen vermochte uns übrigens zu unserer Freude noch mitzutheilen, daß Manga Bell, der Sohn des Königs, demnächst von der noch etwas weiter stromaufwärts gelegenen Factori Ndo nach Kamerun fahren werde und versprach uns, bei demselben für Angerer und von Brittwitz Passage auszuwirken. So kehrten wir denn, nachdem wir dem Commis, der bereits das baare Geld zu würdigen wußte, noch eine Belohnung in die Hand gedrückt, wohlgemuth wieder nach unsrer gastlichen Herberge zurück. —

Am folgenden Morgen läutete das an einer Stange befestigte Kirchenglöcklein. Es war Sonntag. Bald wurde es denn auch im Hofe lebendig. Schwarze Gestalten bewegten sich nach dem schlichten Gotteshaus. Ohne zu zögern schlossen wir uns ihnen an, denn eine christliche Sabbathfeier inmitten der afrikanischen Wildniß mußte ja doch doppelt mächtig anziehen.

Das Innere der Kirche war nicht prunkender als seine Außenseite. Eine Anzahl richtiger Schulbänke und eine Art Katheder, das als Kanzel diente, das war die ganze Ausstattung des Raumes. Specifisch christliche Embleme fehlten auffälliger Weise durch-

aus. Nur einige Tafeln mit Bibelsprüchen hingen an den Wänden. Mehrere außerdem noch angebrachte Pappen mit Buchstaben und Sätzchen bewiesen, daß das Gemach in der Woche als Schulzimmer benützt werde.

Ich zählte die Versammelten, es waren ihrer einige zwanzig, darunter selbst Mütter mit Säuglingen. Der erwähnte königliche Hospitant war auch diesmal nicht weggeblieben. Desgleichen hatten sich viele von meinen Trägern eingefunden, obwohl ich in dieser Richtung kein Wort zu ihnen gesprochen hatte. Alle ohne Ausnahme aber folgten der ganzen Feier, die von Richardson höchst weise nicht über 45 Minuten ausgedehnt wurde, mit der größten Aufmerksamkeit.

Nach längerem Gesang, der durch die überaus kräftige Mitwirkung der schwarzen Schulkinder recht gut ausfiel, hielt der Missionar, der nur einen schwarzen Rock trug, die Predigt und zwar erst in englischer Sprache, dann in Bakundu. Wie von dem praktischen Manne nicht anders zu erwarten, überschüttete er die Anwesenden nicht mit dogmatischem Stoff, für den ihnen doch das Verständniß abging, sondern richtete an sie nur gute Ermahnungen und milde Tröstungen in wahrhaft ergreifender Weise. Das einheimische Idiom klang übrigens in seinem Munde vortrefflich, wie denn auch die ganze kleine Feier einen unvergeßlichen Eindruck bei uns hinterlassen mußte. Draußen der unermessliche wilde Urwald, eine Scheidewand zwischen uns und der Cultur, und die fremde Stadt, die noch keinen Raum hat für das nahende Heil. Und doch hier, im ärmlichen Gemach, das wohl kaum besser als der Stall einst in Bethlehem, auch schon, wenngleich noch in den Windeln, in den ersten Anfängen, mitten unter den staunenden Schwarzen, die welterlösende Botschaft von einer ewigen Gottesliebe und einer unvergänglichen Menschenseele, zur Zeit nur erst ein kleines, schwaches Kindlein, und trotz der unscheinbaren Hülle dennoch eine Macht, die dereinst auch hier die Nacht in Tag verwandeln, auch diese wilde Welt voll Blut und Schrecken überwinden wird, daß Zucht und Sitte, Treue und Glauben, Arbeit und Tüchtigkeit einkehren und „Friede sei und den Menschen ein Wohlgefallen“.

Mit Recht konnte ja Richardson sagen: „Der Fluch, der über diesen schwarzen Völkern liegt, das ist die Furcht“. Alle sehen überall und zu jeder Zeit mit scheuen Augen umher, die Herzen zittern allenthalben in Unruhe und Besorgniß. Das scheinbar harmlos und glücklich in den Tag Hineinleben ist eben nur ein Schein. Einer fürchtet den Andern; Jeder sieht mißtrauisch selbst auf den ihm am nächsten Stehenden. Das ist das Loos aller Naturvölker, der qui vive-Standpunkt, so zu sagen. Aber „Furcht ist nicht in der Liebe“. Das ist der Segen der christlichen Cultur, das Vertrauen Aller zu Allen, die Solidarität der Interessen, die aus dem Boden der allgemeinen Bruderliebe erwachsende allgemeine Haftpflicht; dies ist der Mörtel für den bewundernswerthen Riesenbau unserer modernen Gesellschaft, von dem die in lauter sich bekämpfende Städte und Städtchen, ja man kann sagen in lauter Einzelindividuen zerfallenen schwarzen Völker keine Ahnung haben.

Man muß einmal unter Negern reisen, um jene oft gering geachteten Sonnenseiten unserer Welt vermessen und schätzen zu lernen. —

Wir hatten am Nachmittag dieses Sabbaths im Bakundu-Lande noch eine recht charakteristische Erfahrung zu machen. Der Missionar theilte uns mit, daß die Leute der Stadt die sonderbare Gewohnheit hätten, von Zeit zu Zeit alle da oder dort in den Häusern beerdigten Todten auszugraben und sie insgesammt in eine Höhle im Walde zu verbringen. Er wies darauf hin, welche gesundheitschädliche Wirkungen ein derartiger Transport mehr oder minder verwester Cadaver für die Lebenden haben müsse und ersuchte mich, da er sich auffallender Weise davon besonderen Eindruck versprach, darüber doch dem Könige Vorstellungen zu machen. Ich entsprach dem recht gern und was war die Folge? Der schwarze Herrscher wurde bei meinen Worten, die Richardson ihm verdolmetschte, äußerst bestürzt. Er nahm den Missionar auf die Seite und sagte ihm: „Das hättest Du doch nicht thun sollen; der weiße Mann wird das nun überall erzählen und wir müssen uns schämen!“ Richardson versprach darauf, mein Schweigen zu erwirken, wenn er dagegen geloben würde, daß der Mißbrauch

abgeschafft werde, was er denn auch gern that. Man sieht aus der kleinen Episode, daß die Schwarzen doch noch für feinere Regungen zugänglich sind, als uns jene flachen Psychologen einreden möchten, welche die gesammten Neger nur für Menschen zweiter Klasse, für eine Uebergangsform zwischen Mensch und Thier und darum für nicht wirklich culturfähig ansehen. —

Am Abend hatten wir dann noch einen Besuch und zwar von Seite des schon vorher erwähnten Sklaven. Richardson hatte denselben geladen als den einzigen Landeskundigen der ganzen Gegend. Denn war auch der Marsch bis hierher schon mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, so hörte nunmehr im Grunde alle sichere Kunde auf, die eigentliche terra incognita lag vor uns. Die Deutschen in Kamerun hatten uns ja gar keine Auskunft geben können. Abgesehen von dem Gouverneur waren zwar zwei oder drei von ihnen den Mungo noch etwas weiter aufwärts gefahren, aber außer diesem kleinen Theile seines Thales kannten sie vom Oberland absolut nichts. Knutson hatte lediglich einige Gegenden nordwestlich von unserer Route in der Umgegend der beiden Seen gesehen, mehrere Missionare, wie Thomson und Comber, sollten zwar bis gegen Kumba hin gekommen sein, allein man begegnete auch bezüglich ihrer überdies sehr vagen Aussagen dem allgemeinen Urtheile, daß sie wenig Glauben verdienten. Nur Einer, der seiner Zeit vielgenannte Rogozinski (richtiger Scholz), wollte noch ein gut Stück weiter nördlich gekommen sein. Ich hatte indeß über diesen Reisenden sowohl von Seiten der Schweden als auch bei Richardson so wenig Gutes gehört, daß ich ihm oder besser seiner Karte — denn Textliches über seinen Recognitionsszug besitzen wir ja fast nichts — ebenfalls und, wie man späterhin erkennen wird, mit vollstem Rechte, nicht viel Vertrauen entgegenbringen konnte. Wie schwierig unter solchen Verhältnissen eine Reise sein muß, wird man sich zu denken vermögen.

Leider kannte auch Richardson nur die Gegend hinter uns. Die wenigen Angaben aber, die er nach Hörensagen über den oberen Mungo machte, erwiesen sich leider hinterher ebenfalls als ganz falsch und dienten nur dazu, uns zu verwirren. So sollte

Kumba dicht unter dem Fall des Mungo und Mokonje gleich jenseit desselben liegen, wie dies auch Rogozinski darstellt, der damit wohl nur beweist, daß er, ohne jemals dort gewesen zu sein, lediglich eben die Aussagen des Missionars fixirte. Es wäre für unser Weiterkommen aber ohne allen Zweifel hundertmal besser gewesen, wir hätten gar keine Angaben als solche falsche gehabt.

Unsere letzte Zuflucht in dem Labyrinth war denn nun also jener Sklave. Indeß auch seine Aussagen, so sehr sie uns überraschten, vermochten uns die complicirten Verhältnisse nicht wesentlich klarer zu machen. Der Mann, ein wahrer Hüne von Gestalt, wie ich einen solchen im schwarzen Lande noch nie gesehen, mit unschönen aber markigen Zügen, erzählte zunächst, er stamme aus einer Stadt fern im Norden, „alami bang, bang, bang“ (sehr weit, weit, weit), wie er sich ausdrückte. Dieselbe heiße Baliniam und liege an einem großen See Namens Unji, zu dem oft weiße Männer (Araber) Handels wegen kämen. Es seien dahin zehn Tage, der Weg berühre neunzehn Stationen, nämlich Messinge, Ekumbe, Messinge ba Kake, Kumba, Kimendi, Baluma, Mkonje, Eboloko, Nongo Madiba, Batom, Bakundu ba Dimsi, Esaasi, Phona, Makunje, Manianke, Babe, Bangwa, Bellikam und Beta.

Dieses lange Namensregister, das er übrigens ohne Besinnen sofort zum Besten gab und dann ebenso geläufig wiederholte, dürfte beweisen, daß wir es hier mit thatsächlichen Verhältnissen, mit einer großen, stark begangenen Handelsroute zu thun haben, die für die Entwicklung der Colonie noch eine Rolle spielen wird. Auch konnte ich später die Reihenfolge der Stationen wenigstens bis Kimendi als wirklich zutreffend erkennen.

Auffallend war, daß der Mann auf mehrfaches Befragen absolut nichts vom Kalabar zu wissen schien, auf den man doch hätte in besagter Richtung stoßen müssen. Erst später behauptete er, daß jener Fluß bei Nongo Madiba, der neunten Station von Bakundu b. N. aus, erreicht werde. Es stimmt das aber nicht mit seinen folgenden Angaben und muß es also wohl eine durch unser Drängen veranlaßte Fiction sein.

Besonders Ausführliches und Bedeutsames bekamen wir da-

für über den Mungo zu hören. Derselbe sei weiter im Lande drin in zwei Arme zertheilt. Der eine, der rechte Zufluß, komme eben aus dem genannten Nnji-See, der andere aber zweige in größerer Ferne vom Wuri ab.

Wenn diese Angaben auf Wahrheit beruhen, dann wäre das große hydrographische Räthsel der Kamerun-Flüsse in einer Weise gelöst, wie ich es mir schon zu Hause construirt hatte, wie es sich auch Zöllner denkt und selbst die Perthes'sche Subiläumskarte von Afrika anzunehmen scheint. Danach wären die sämtlichen Kamerun-Flüsse, ähnlich wie beim Niger-Delta, nur die Mündungsstränge eines und desselben Hauptflusses im Innern, als welchen man etwa den uns später noch so oft genannten Ué anzusehen hätte. Der Kalabar freilich, den ich mir früher ebenfalls als einen Zweig dieses großen Geästes vorzustellen pflegte, müßte, dem Bericht dieses schwarzen Gewährsmanns gemäß, dann gar nicht den bisher angenommenen, im Grunde doch auch recht auffälligen ostwestlichen Lauf haben, sondern man könnte sich denken, daß er etwa bald hinter den sogenannten Ethiopie-Katarakten links umgebogen sei und von den dortigen Binue-Hochlanden herabkomme.

Auf alle Fälle mußte uns die Darstellung des Sklaven gewaltig aufregen. Unterstützt von Richardson, brachten wir ihn deshalb dahin, daß er sich bereit erklärte, uns gegen eine Zusicherung von 2 Mk. täglich zu begleiten, obwohl er die bis zur Frühjahr-Regenzeit auszuführende Feldarbeit nur ungern im Stich ließ. Richardson aber beruhigte ihn, indem er ihm sagte — eine neue Illustration zu den Sklavereiverhältnissen in Bakundu —, daß er sich für das von uns zu erwartende Honorar ja einen Stellvertreter halten könne. So legten wir uns denn am Abend zur Ruhe mit der das Herz mächtig bewegenden Hoffnung, daß es uns glücken werde, ein neues Seebecken im dunkeln Erdtheil zu entdecken.

Von Bakundu-Land bis zu den Basaramis.

„Ahnungsgrauend, todesmuthig“ brach der neue Morgen an, indeß ohne Aergern sollte auch dieser Abmarsch wieder nicht vor sich gehen. Zunächst kam der erste Hetman mit der Nachricht, daß

man uns in der Nacht Tabak und Zeug gestohlen habe. Er zeigte dabei zugleich einen Schlüssel, der das kleine Häuschen, das uns der Missionar als Waarenraum angewiesen, öffnete. Ein Mann aus der Stadt habe ihm denselben eingehändigt, nachdem er damit unsere Vorräthe geplündert. Natürlich merkten wir sofort, daß dies faule Fische waren. Der Hetman, der auf irgend welche Weise jenen Nachschlüssel an sich gebracht, hatte ohne Zweifel selbst den Einbruch verübt. Aber an dem geriebenen Burschen prallten alle Vorstellungen wirkungslos ab. Er war so frech, noch den Beleidigten zu spielen und drohte wieder einmal mit Umkehren. Zum Glück zeigte sich der Raub als nicht sehr beträchtlich.

Unmittelbar darauf erschien fast das ganze Gros der Träger, indem sie erklärten, sie würden nicht weiter mitgehen, es sei „too far“ (zu weit). Ich verfehlte natürlich nicht, darauf hinzuweisen, daß sie sich ja im Contract anheischig gemacht hätten, 2—3 Monate mit mir zu wandern und daß sie auf jeden Lohn verzichteten, falls sie, ehe ich selbst es befähle, an Umkehr denken würden. Wenn sie also jetzt nicht weiter marschirten, so hätten sie die ganze Anstrengung, die sie von Mapanja bisher gehabt, umsonst ertragen. Ich würde ihnen kein Blatt Tabak geben, so daß sie nicht einmal auf dem Rückweg Zehrung hätten. „Außerdem“, fuhr ich fort, „sehe ich recht wohl ein, warum ihr bleiben wollt. Ihr fürchtet euch, ihr großen, starken, ruhmredigen Menschen! So geht denn nach Hause zu euren Weibern und Kindern und erzählt ihnen, was ihr für Feiglinge seid! Ich aber werde mir hier unter den Bakundu andere Leute dingen, die nicht solche Kräfte wie ihr in den Knochen, aber mehr Muth in den Herzen haben. Und euer Lohn soll diesen gehören!“

Das wirkte. Denn an Ehrgeiz fehlt es dem unverdorbenen Neger nicht. Sie gingen davon, ihre Ballen sammt den Gewehren herauszutragen. Aber noch schienen nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Schon auf den letzten Märschen waren mehrere der Leute recht heftig erkrankt. Namentlich Einer hatte unaufhörlich am Fieber gelitten. Er lag jetzt mit gläsernen Augen da, unfähig auch nur den gluthheißen Kopf emporzuheben. Er konnte unmög-

lich mit uns gehen. Zu meiner Freude erklärte die gute Miß, sie werde ihn in Pension behalten, bis er genesen sei. Ein Anderer hatte einen aufgetriebenen Leib, er mußte schnell noch einige Löffel Ricinusöl erhalten, die er mit der Ruhe eines Sokrates, als er den Giftbecher nahm, sich eingießten ließ. Zwei wurden von den überall in diesen Gegenden so häufigen Karfunkeln heimgesucht, deren unverwischliche Merkmale auch Weiße, die einige Zeit in Westafrika weilten, an ihren Schienbeinen aufzuweisen haben. Ich mußte ihnen, wie alltäglich schon bisher, den Eiter ausdrücken und sie frisch verbinden. Die Wunden waren furchtbar, man sah durch das rohe Fleisch bis auf den Knochen. Diese letzteren Patienten, sowie noch ein dürftiges, an allgemeiner Schwäche und furchtbarem Husten leidendes Bürschchen erklärten zwar, mitgehen zu wollen, doch vermöchten sie keinerlei Lasten zu tragen. So miethete ich denn wiederum einige Reserveträger. Die Bakwiri waren indeß gleichwohl um ihre siechen Genossen sowie im Grunde jedenfalls auch um sich selbst derartig besorgt, daß sie dem ersten Hetman ein Palaver machten, in welchem sie ihm erklärten, sie würden ihn tödten, wenn auch nur einer von ihnen stürbe.

So vergingen denn immer wieder die schönsten Morgenstunden, ehe endlich die lange Karawane reisefertig im Hofe stand. Mit schwerem Herzen nahm ich Abschied von den lieben, frankten Genossen, die trüb und bleich zuschauen mußten, wie wir nun allein in das verschlossene Land hineinrückten, das ja auch ihrer heißesten Sehnsucht Ziel gewesen war. Würde ich sie wiedersehen? Der ehrwürdige Priester aber segnete mich wie ein Vater den Sohn, der in die Fremde zieht. „Du gehst“, sprach er, „den Weg einer schweren, aber heiligen Pflicht, und auf einen solchen Weg schauen schützende Augen von oben nieder. Darum fürchte Dich nicht, und wenn es Gott gefällt, daß Du glücklich zurückkehrst, so weißt Du, wo ein Mann ist und eine Frau, denen Dein Besuch eine unvergeßliche Freude bereitet mitten in ihrer Einsamkeit“. Und die gute Miß warf gar ein Tuch über den Kopf, zum Schutz gegen die an diesem Tage besonders stechende Sonne, und gab uns noch das Geleit bis in die Stadt hinein.

Es war uns wahrhaft heimwehartig zu Muth, als auch sie uns endlich aus dem Gesicht entschwand. Dieses Missionshaus ist ein wahres Hospiz, in noch höherem Grade, als die jenen Namen tragenden Gebäude droben an den Schneegrenzen der Alpen. Und wer nach mir in diese Gegend kommt, dem kann ich nur empfehlen, dort einige Tage Rast zu machen. Sie werden ihm unvergessen bleiben. Ich denke, daß überhaupt jenes Pfarrhaus das Standquartier für alle folgenden Unternehmungen ins Hinterland hinein abgeben wird, wozu es in jeder Hinsicht sich eignet. Für solche Fälle aber bemerke ich, daß Richardson, der ja natürlich selbst keine Schätze besitzt, zwar nach langem Drängen von mir eine Bezahlung annahm, jedoch nur insoweit, als sie allenfalls seinen baaren Auslagen für uns entsprach. Alles Uebrige, namentlich den Lohn für die reiche Herzensgüte und Opferwilligkeit, mußten wir ihm schuldig bleiben. —

Unser nächstes Ziel war der Mungo-Katarakt, bis wohin vier Tagemärsche sein sollten. An dem angebrochenen Tage aber gedachten wir das Dorf Bakundu ba Bombe zu erreichen, das nach der Schwarzen Versicherung natürlich wieder enorm weit entfernt lag. Als wir die Straße des Ortes durchschritten hatten, stiegen wir zunächst an steiler Lehne in das tiefe Thal des Flusses nieder, welcher die Stadt auf ihrer hohen Terrasse auch nach dieser Seite zu von der Umgegend isolirt. Nachdem wir das kleine Gewässer inmitten einer wahrhaft grotesken Pflanzenfülle auf einem rauhen Klotz überquert und die jenseitige Böschung erklimmen hatten, ging es fast zwei Stunden lang in endlosen Windungen durch verwilderte Plantagen, wobei uns die sengende Sonne von oben, allerhand Stacheln und Spizen von rechts und links, sowie im hohen Grase verborgene Wurzeln und Ranken von unten her nicht wenig zu schaffen machten. Es war hier ein solches Gewirr von sich kreuzenden Fußsteigen, die der Plantagenbau in's Leben gerufen haben mochte, daß selbst die an der Spitze des langgedehnten Zuges marschirenden Bakundu-Begleiter öfters irre wurden. War aber endlich der rechte Weg ausfindig gemacht, so brach man Zweige von den Büschen, die man

über die Einmündung des falschen Pfades breitete, damit der oft noch außer Sehweite befindliche Nachtrab nicht auch dahinein gerathe.

Der Boden erschien hier sehr fruchtbar, allein der Sklaven waren viel zu wenige, um die ausgedehnten Ländereien entsprechend zu bestellen. Nur ganz vereinzelt fanden wir bewohnte Hütten. In einer derselben rösteten einige scheue Individuen Bananen am offenen Feuer. Dies sehen und begehrlieh, wie sie immer waren, über die duftenden Früchte herfallen, war eins bei unseren Leuten. Wir duldeten indeß den Raub nicht, zumal uns diese schwarzen Farmer überall so zuvorkommend den Weg zeigten, sondern zwangen die frechen Menschen, ihre Bürden wieder aufzunehmen und den Marsch fortzusetzen.

Endlich kamen wir aus den Pflanzungen, die im Vergleich mit dem, was wir in dieser Hinsicht später sehen sollten, nur einen dürftigen Eindruck bei uns gemacht hatten, heraus und konnten von Neuem im schattigen Urwalde dahin wandern, der sich von jenem zwischen Skatta und Nambele kaum unterschied. Nur daß wir mehrmals etwas freiere Stellen antrafen, wo der Boden sammt seinem Grase wie von einer Straßenwalze geebnet erschien. Das waren, wie die Eingeborenen behaupteten, Schlafstellen von Elefantenherden. Es muß höchst komisch anzusehen sein, wenn die gewaltigen Thiere hier im Kreise herumliegen, und etwa der Mond durch die Laubdächer hindurch die riesigen schwarzen Klumpen beleuchtet.

An anderen Stellen hatten freilich noch ganz andere Kräfte sich am friedlichen Forste vergriffen. Es war dies in Gegenden, wo ausnahmsweise die Bewachung einmal dichter war als sonst. Dort erschien mehrmals eine große Partie des üppigen Dickichts umgeknickt und zerstampft, als ob daselbst etwa ein ganzer Felsen vom Himmel niedergestürzt sei. Wirr lagen die Kronen und Aeste der Bäume durcheinander und die zerplitterten Stümpfe starrten traurig aufwärts. Hier hatten Cyclone gewüthet, wie sie in dieser Gegend nicht so selten sein sollen.

Nachdem wir nacheinander eine ganze Reihe von steilen

Spalten mit kleineren Rinnalen überschritten hatten, von deren klarem Wasser immer alle Glieder der Expedition, uns nicht ausgenommen, begierig tranken, kamen wir nach abermal zwei Stunden an einen schon etwas stattlicheren Fluß, den Bombe. Hier herrschte im schroffen Contraste zu der bedrückenden Stille des Urwaldes ein überaus munteres und geräuschvolles Treiben. Eine Menge kleine Buben plätscherten gleich schwarzen Kobolden in der kühlen Fluth und Frauen und Mädchen kamen mit Krügen auf dem Haupte, Trinkwasser zu holen. Natürlich allgemeinste Flucht, als plötzlich die weißen Leute aus dem Busche traten. Nur einige Männer, die sich gleichfalls am Flusse umhergetrieben hatten, hielten Stand und geleiteten uns den jenseitigen Abhang zum Orte hinauf, der, nach dem Gewässer benannt, Bakundu ba Bombe heißt.

Derfelbe ist nur mäßig groß, hat dafür aber eine recht anmuthende Lage. Die Häuschen ziehen sich eine lehmige Lehne hinan, von der man über einen, die ganze Ansiedlung umrahmenden Kranz von Kokospalmen hinweg einen entzückenden Blick über den unermesslichen Urwald genießt, der sich wie ein leicht gewelltes Meer vor dem erstaunten Auge ausbreitet!

Die Bewohner machten einen recht guten Eindruck. Sie zeigten sich bescheiden, äußerten keine belästigende Neugier, reichten uns aber doch meist freundlich die Hand, als wir vor dem Hause des Königs Halt machten, um Se. Majestät zu erwarten, die sich in den Wald begeben hatte, Holz zu holen. Daß ich hier selbst größere Kinder noch völlig nackt gehen sah, daran mochte wohl die große Armuth dieser Walddörfer die Hauptschuld tragen. Außerdem fiel mir noch auf, daß sich in diesem Dorfe auch kleinere Knaben bereits beschnitten zeigten.

Als der gestrenge Dorfmonarch endlich herbeigeschafft worden war, bewilligte er uns ein kleineres Haus, das hinter dem eigentlichen Hauptgebäude in einem ringsumgeschlossenen Hofe lag, zur Wohnung und genossen wir dort einmal einen recht ungestörten, stillen Aufenthalt. In dieser kleinen Hütte entdeckten wir übrigens zu unserm größten Erstaunen eine ganze Menge europäischer

Säckelchen, die uns der Hausherr auf unser Befragen als von Rogozinski herrührend bezeichnete. Er erzählte uns bei dieser Gelegenheit, daß jener Reisende hier von der Hälfte seiner 30 Träger verlassen worden sei und darum den Rückweg angetreten habe. Fügt man dem noch hinzu, daß derselbe, wie wir von Richardson erfahren hatten, nicht vom Kamerun-Berg zu Land, sondern auf dem Mungo nach Nambele gekommen war, wo er sechs ganze Monate liegen blieb, so sieht man, ein wie winziges Stück vom Hinterlande dieser Herr allein aus eigener Anschauung kennen lernte, und kann sich demnach kaum noch wundern, wenn seine ganze weitere kartographische Darstellung sich nur als eine noch dazu nicht einmal sehr glückliche Conjectur erweist.

Diesmal sollten wir auf die königlichen Gastgeschenke nicht lange zu warten brauchen. Der freundliche Mann brachte uns eine der eigenthümlichen Enten, wie sie im Bakunduland und auch weiter im Innern gezüchtet werden. Dieselben sind so groß wie unsere Gänse und haben am Kopfe eine rothe Verbrämung nach Art der Truthühner. Dazu gefügt wurde einer der kleinen, hier vorkommenden Hirsche, der am Feuer getrocknet war. Beide Gattungen von Fleisch vermochten indeß unsere europäischen Magen wenig zu reizen; wir überwiesen alles den gierigen Trägern und labten uns an den wahrhaft riesigen Kokosnüssen, wie wir sie in solcher Entwicklung und Güte im Unterland noch nicht gesehen hatten. Unsere Leute wußten dieselben übrigens mit ihren Fasnismesser sehr geschickt zu öffnen, indem sie erst die Basthülse abhieben, bis die harte schwarze Nuß zum Vorschein kam, von der sie dann eine kleine Scheibe dergestalt wegschlugen, daß man schließlich die ganze Frucht, die oft den dicksten Manneschädel noch an Größe übertraf, wie eine Trinkschale an den Mund setzen und das leicht süße, höchst erquickliche Fruchtwasser hinunterschöpfen konnte. Nachdem dies geschehen, wurde die ganze Nuß zerhauen und das milchweiße Fleisch herausgenommen, das wie der feinste Nußkern mundet. Die Früchte im Küstengebiet liefern bei ihrem geringen Umfang von diesem letzteren beiläufig fast gar nichts, und auch die Milch ist nur in unbedeutenderer Menge und

Qualität vorhanden. Schade, daß diese riesigen Gaben einer reichen Natur nur erst dem Gaumen dienen müssen. Man könnte eine lohnende einheimische Industrie schaffen, wenn man die im Flechten so geschickten Bakundu Lehren würde, die kolossalen Mengen von Bastfaser, die jene Früchte enthalten und die jetzt am Boden verfaulen, zu Matten und Seilerwaaren zu verarbeiten. Hoffentlich werden die zu erwartenden deutschen Missionare auch in solcher Hinsicht reichen Nutzen stiften. —

Wir wurden an diesem Tage vor der Zeit in unsere Hütte gebannt. Denn es entlud sich, etwa um 4 Uhr, ein furchtbares Gewitter, bei dem es erst eine lange Weile lediglich blitzte und donnerte, bis später auch ein ausgiebiger Regen folgte. Doch hatte sich schließlich, als Alles vorbei war und nur noch der Nachtrab der furchtbaren Naturmächte in Gestalt rauchender Nebel, die über dem Urwaldmeere wogten, bemerklich wurde, die Temperatur nicht mehr als um 3°, nämlich von 30 auf 27 C. ermäßigt.

Gleichwohl war der Abend wundervoll. Wir traten aus unserer engen Klause, um auf dem Hofe Platz zu nehmen. Kaum gewahrte dies der König, als er schnell einige Frauen das Terrain sauber zu kehren befahl.

Wir erhielten, während wir nun dort ganz behaglich auf unseren Sesseln thronten, auch wieder mehrfachen Besuch, wie dies nun einmal überall üblich war, denn die Ankunft eines weißen Mannes stellt ja in einem so entlegenen Erdenwinkel immer ein Ereigniß dar, wie bei uns kaum eine Kaiserkrönung. Wer nur irgend einen Vorwand ersinnen kann, drängt sich an die seltenen Gäste. So erschien zunächst der zweite König mit einem steinalten Hahne, dem in Hinblick auf sein demnächst zu erwartendes Abscheiden an marasmus senilis unmöglich erst noch ein Hinschlachten durch Menschenhand zuerkannt werden durfte. Wir wiesen daher den Mann mit seiner Gabe ab, und das um so mehr, als hinter ihm noch alle übrigen sechs Könige des Ortes mit ähnlichen Ueberraschungen auf eine Audienz lauerten. Etwas Tabak mußten wir freilich jedesmal opfern, um die biedereren Menschen nicht zu verletzen.

Nach den Souveränen nahten — gleichfalls stereotype Figuren in allen Dörfern — Individuen, die zwar nichts beehrten, die wir aber gleichwohl noch weniger gern sahen. Es waren dies junge, fast stutzerhaft gekleidete, mit Strohhut und Regenschirm versehene Schwarze, die sich, von ihrem auffallenden Anzuge abgesehen, schon durch ihren unverkennbaren Dualla-Typus als Kamerun- oder Balongleute verriethen. Das sind die Händler, richtiger Commis voyageurs, die das ganze Innere mit ihren Waaren durchziehen und die armen Leute durch ihre unverschämten Forderungen wahrhaft ausziehen. Diese dunkelhäutigen Handlungsbeflissenen stehen an Keckheit und Unverfrorenheit ihren routinirtesten weißen Collegen nicht nach, deren ausgebildetste Species nach einem bekannten Witzworte sofort zum Fenster wieder hineinsteigt, wenn sie irgendwo zur Thüre hinausgeworfen wird. Sie sind geschwätzig und zudringlich, unter Umständen jedoch selbst boshaft und heimtückisch. Infolge ihrer zahlreichen Streifzüge durch alle Theile des Gebietes genaue Kenner ihrer Leute, haben sie dieselben durch ihre gewandte Rede ganz in der Hand und vermögen sie beliebig aufzuwiegeln. Diese Sorte von Menschen bildet eins der Haupthindernisse für das Eindringen der Cultur, bez. für das Vordringen des europäischen Elementes. Sie sind es, die alle die Fabeln und Spukgeschichten über das Hinterland erfinden und über Weg und Steg die größte Unsicherheit zu verbreiten und zu erhalten wissen. Sie bilden neben den unheilvollen Fetischmännern das festeste Bollwerk gegen unsere Colonisationspläne und ihnen wird man das Handwerk vor Allem legen müssen, soll das herrliche, große Land uns Nutzen bringen und von uns Nutzen haben.

Die „Traders“ (Händler), die wir an diesem Tage zu sehen bekamen, benahmen sich nun allerdings höchst bescheiden. Sie wollten uns angeblich nur wie eine Art Landsleute begrüßen, da wir ja auch von Kamerun kämen. In Wahrheit aber drängten sie sich jedenfalls herzu, um zu spioniren. Sie mußten wissen, was wir hier wollten und ob wir nicht etwa ihr Handelsmonopol bedrohten, mit dem sie allerdings stehen und fallen. Wir werden

aber ihresgleichen später, wo sie offenes Visir zu zeigen wagen, ganz anders gegen uns auftreten sehen. Und wenn wir schließlich vor unüberwindlichen Hindernissen standen, so ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie ihre Hand dabei im Spiele hatten, da sie uns sicher von Anfang unserer Reise an Schritt für Schritt beobachteten. —

Am Abend ging ich daran, noch ein höchwichtiges Geschäft zu erledigen. Es war mir der ehrenvolle Auftrag geworden, als Bevollmächtigter Sr. Majestät des deutschen Kaisers mit den Regenten des Hinterlandes Verträge abzuschließen, die den Zweck hatten, eine Ausdehnung unseres Handels dahinein zu ermöglichen. Bisher war mir noch keine Gelegenheit geboten gewesen, dieser hohen Aufgabe gerecht zu werden. Denn die Orte im Küstengebiet ebenso wie Bakundu ba Nambele hatten sich bereits früher dem deutschen Protectorat unterstellt, für das unvergleichliche Buea aber stand der Besuch des Gouverneurs unmittelbar bevor, und ich wollte diesem Herrn nicht vorgreifen. Jetzt hingegen mußte meine politische Mission beginnen, und da ich den König liebenswürdig fand, schritt ich unverzüglich zum Werke. Erschien doch auch der Ort, so klein er war, in doppelter Beziehung wichtig genug. Er bildete eine Etappe auf dem großen Landwege und besaß zugleich einen Hafen am nahen Mungo. Ich zog also den freundlichen Mann neben mich auf einen Sessel nieder und sprach zu ihm von meinem deutschen Vaterlande. Ich erzählte von seinem großen Herrscher, seinen zahllosen Städten, seinen Soldaten, Schiffen und Kanonen. Ich fügte hinzu, daß dort fleißige Menschen viele schöne Sachen anfertigten, die sie an den armen Schwarzen verkaufen wollten. Er hörte aufmerksamst zu, und als ich ihn schließlich fragte, ob er denn mit einem so mächtigen und reichen Staate Freundschaft und Verkehr haben wolle, da schlug er mit wahren Entzücken in die dargebotene Rechte und konnte es kaum erwarten, bis ich den Pact niedergeschrieben und ihm ein Exemplar davon eingehändigt hatte. Allerdings selbst seine drei Kreuze unter das Papier zu malen, dazu habe ich ihn ebenso wenig wie seine Kollegen in den folgenden Ortschaften, mit denen

ich allen das gleiche Bündniß schloß, bewegen können. Denn man hält ein Schriftstück immer für einen großen Zauber. Aber um so glücklicher nur machte ihn der Besitz des Documents, und ich sah noch, wie er einen Blechkasten, der wohl auch aus der erwähnten polnischen Erbschaft stammen mochte, aufschloß und dasselbe dort sorgsamst einbettete.

Diese Werthschätzung ging so weit, daß sich damit nicht einmal die Freude messen konnte, die ihm unsere übrigen Geschenke bereiteten, so überaus zufrieden auch der bescheidene Mensch damit war. Wir konnten übrigens nunmehr schon anfangen, etwas sparsamer mit unseren Gaben zu werden, ohne damit zu verletzen. Denn der Preisunterschied der Waaren zwischen dieser Gegend und der Küste war bereits so groß, daß, was an letzterer nur etwa 1½ Mk. kostete, hier schon einen Werth von 20 Mk. repräsentirte, gewiß eine starke Lockung für unsere Engrossisten, ihren Handel doch in dieses Eldorado vorzuschieben. Auf alle Fälle verdiente schon die im Gegensatz zu dem vornehm ablehnenden und heimtückischen Wesen der Küstentämme so freundliche und entgegenkommende Art des Bakundu-Volkes, daß solche Versuche angestellt würden. —

Da unsere Geschäfte in Bombe so glatt abgingen, blies ich bereits am nächsten Tage wieder zum Abmarsch. Wir sollten abermals eine verhältnißmäßig kurze und leichte Wanderung haben. Ja in mehrfacher Beziehung lagen jetzt die Verhältnisse noch günstiger, als am Tage zuvor. Der Urwald, der uns von Neuem unmittelbar hinter dem Orte seine heiligen Hallen aufthat, erschien üppiger und dichter als früher. Schatten war so ausgiebig vorhanden, daß es uns fast kühl vorkam. Auch die Luft hatte sich gebessert, die Leichengerüche traten nur mehr vereinzelt auf. Doch lagen auf dieser Route in größerer Menge als zuvor abgestorbene und umgestürzte Baumveteranen über den Weg, so daß wir zu ihrer Ueberwindung nicht selten wahrhaft seiltänzerische Kunststücke anwenden mußten. Hierbei bot sich uns einmal auch eine überaus komische Scene.

Die Träger fürchteten nämlich noch immer die Elephanten, weshalb sie denn auch niemals müde wurden, zu singen und zu

schreien. Da auf einmal, während wir in langer Linie rüstig vorwärts schreiten, eine Stockung! Die Vordermänner drängen rückwärts und stoßen auf die hinter ihnen Marschirenden. Es entsteht ein wildes Getümmel. Ich eile schnell an die Tête und sehe nun, wie alle dort Befindlichen ihre Bündel abgeworfen haben und Einige sich in die Büsche zu retten eilen, Andere gar wie behende Affen an Bäumen emporzuklettern beginnen. Ja, was ist denn los? Vor Schreck vermag mir lange Niemand Rede zu stehen. Endlich aber faßt mich Einer am Arm und indem er auf eine Stelle im Walde deutet, flüstert er: „Herr, dort — der Elephant, wir sind verloren.“ Ich strengte meine Augen an, und richtig, da steht eine große, dunkle Masse in dem Gebüsch, wie es scheint, auch mit drohend erhobenem Rüssel und aufgeblähten Ohren.

Aber wunderbar, das Ungethüm regt sich nicht. Es kann also wohl kaum ein lebendes Wesen sein. Ich nehme daher einige der Beherzteren und gehe, während die Anderen lautlos zurückbleiben, der Schreckgestalt zu Leibe. Und was war es? Das aufwärts gerichtete Wurzelwerk eben eines jener umgestürzten Baumriesen. Ich lachte mit Knutson aus vollem Halse, aber viele der zum Tod erschrockenen Naturkinder zitterten noch lange nachher an allen Gliedern.

Nach etwa dreistündiger Wanderung stiegen wir aus diesem Urwaldsterrain, in welchem immerdar noch große Mengen von Gummilianen bemerklich wurden, in eine furchtbar heiße, schilfige Niederung hinab, in welcher uns von rechts und links auch wieder einmal die glänzend rothen Köpfschen von wildem Mokka grüßten. Hier war es auch, wo sich die Furcht der Träger vor dem Elephanten einmal berechtigt zeigte. Aus ziemlicher Nähe wurden plötzlich die charakteristischen Trompetentöne des Thieres vernehmbar. Wenig später sah man sogar die Tritte seines plumphen Fußes gleich Abdrücken eines Riesenpatschafts zolltief in den weichen Lehmboden eingepreßt. Wohl eine ganze Stunde lang zogen sich diese noch ganz frischen Spuren auf dem Pfade vor uns hin und die abermals von Entsetzen gepackten Neger waren hier mit nicht geringerer Mühe vorwärts zu bringen, wie etwa junge Kälber,

welche der Metzger vom Euter der Mutterkuh hinweg der Schlachtbank entgegentreibt.

Als die riesigen Fußstapfen sich endlich verloren, kehrte allerdings auch ihr Uebermuth schnell zurück. Da wir mußten denselben jetzt in einer Ausartung kennen lernen, wie kaum je wieder auf der ganzen Reise. Es kamen uns nämlich eine ganze Anzahl Eingeborene, in der Hauptsache Weiber, entgegen, welche in Tragkörben Wildhonig transportirten. Derselbe stach nun aus den umhüllenden Bananenblättern derartig unseren genußsüchtigen Begleitern in die Augen, daß sie, ehe wir uns dessen versahen, mit ihren Messern und Gewehren auf die nichts Böses ahnenden Leute, die uns eben noch freundlichst die Hand zum Gruße gereicht hatten, eindringen und ihre süßen Lasten zu plündern begannen. Natürlich fuhren wir wie der Blitz unter die tobende Rotte und indem wir den einen der Räuber dahin, den Anderen dorthin schleuderten, die Widerspenstigen aber mit augenblicklichem Erschießen bedrohten, befreiten wir die Ueberfallenen, die uns mit Blicken voll rührender Dankbarkeit aus ihren erschrockenen Augen anschauten. Als ich aber dann den Trägern noch eine ernste Strafpredigt hielt, indem ich ihnen das Feige und Unrechte ihres Thuns begreiflich zu machen suchte, meinten sie nur ganz naiv, sie hätten ja durch ihre Waffen die Uebermacht und daher müßte Jeder, der des Wegs ziehe, durch einen Tribut sich freikaufen.

Bald darauf passirten wir wieder einige Plantagen und gelangten endlich — wir waren im Ganzen 4—5 Stunden unterwegs gewesen — noch bei guter Tageszeit auf eine Waldblöße hinaus, auf der in einem Kranze von Kokospalmen und eschenartigen Bäumen mit prachtvollen feuerfarbenen Blüthen die lange Reihe der Häuser von Skumbe ba Barange stand.

Unser Erscheinen erregte hier den größten Schrecken, von dem ich auf der ganzen Tour Zeuge geworden bin. Alles, was auf der Straße war, flüchtete in die Hütten und bald erschien der ganze, mittelgroße Ort wie ausgestorben. Es dauerte lange, ehe sich kleinere Trupps älterer Männer wieder hervorwagten. Unter ihnen befand sich auch der König, der freilich eine überaus traurige

Figur abgab. Allerdings trug er eine Art alter, wollenen Rutte, ein Luxus, dessen sich keiner seiner Unterthanen rühmen konnte, aber seine Beine zeigten sich in der abschreckendsten Weise entstellt. Das eine war zu einem dünnen Stecken verdorrt, das andere zu einem dicken, unförmlichen Klumpen angeschwollen; dasselbe hatte zu gleicher Zeit die Zehen durch Abfaulen theils schon verloren, theils stand es im Begriffe, sie zu verlieren. Das ist die furchtbare Krankheit des sogenannten „Elephantenfußes“, der wir von da ab noch oft im Innern begegneten. Dieselbe mag wohl mit durch das Klima veranlaßt sein, doch hat ohne Zweifel auch die herrschende Unreinlichkeit viel Antheil daran. Mindestens erschienen die kranken Zehen unglaublich verschmutzt und in ihren eiterigen Wunden wohnten Sandflöhe, jene furchtbare, aus Südamerika eingeschleppte Landplage, sowie andere Insecten völlig ungestört.

Auch die übrigen Bewohner des Ortes machten einen recht erbärmlichen Eindruck. Sie waren nicht bloß lächerlich furchtsam, sondern auch auffällig schwach. Namentlich mußten die Frauen wahrhaft häßlich und verkümmert heißen. Sie zeigten durchgängig dürftige Formen und dünne Beinchen, wie bei uns etwa zehnjährige Mädchen. Daran mochte das miserable Klima, das hier herrschte, schuld sein. Es fehlte an jedem frischeren Luftzuge. Der nahe, dichte Wald engte den Ort wie mit undurchlässigen Kerkermauern ein und oben über der weltverlassenen Ansiedlung hing ein schwerer, blaßgelber Dunsthimmel. Wir fühlten uns wahrhaft im Athmen gehemmt, der Puls ging rasch und unruhig und die Lunge machte kurze, stoßartige Bewegungen. Wir fanden bei unserer Ankunft eine Temperatur von 33° C., die sich auch in der gewitterschwülen Nacht nicht weiter als bis auf 27° erniedrigte. Selbstverständlich gediehen in diesen natürlichen Bleikammern die Quälgeister der Insectenwelt besser als irgendwo, was für mich jetzt um so schlimmer war, als, jedenfalls infolge der starken Märsche und des ununterbrochenen reichlichen Transpirirens, meine Haut sich mehr und mehr in einem Zustande der größten Gereiztheit befand. Ich war am ganzen Körper blauroth und wurde von einem bestän-

digen Zucken gepeinigt, welches sich manchmal bis zu einem Grade steigerte, daß man hätte wahnsinnig werden können. In einer derartigen Lage erkennt man, wie Recht Dante thut, wenn er in seiner „Hölle“ einen Theil der Verdammten von ähnlicher Qual behaftet sein läßt, „die nun sich mit toller Hast kragen, den Knechten gleich, die mit flinker Striegel die Kofse bearbeiten.“ Man kann sich denken, was es für mich bedeuten wollte, daß ich jetzt, nach den tausendfachen Sporen, die mir im Buschwald vorher die Gräser und Stauden in den kranken Leib gestoßen, nun auch noch den Mückenschwärmen in diesem Gluthofen von einem Dorfe zur Beute fiel.

Dazu gesellten sich leider auch hier wieder einige unangenehme und aufregende Vorkommnisse. Die Einwohner erschienen nämlich daselbst überaus arm, wie sich dies ja auch in einem so ungesunden Waldwinkel kaum anders erwarten läßt. So kam es, daß selbst der Herrscher nichts denn eine kümmerliche Gabe zu bieten vermochte. Es war dies eine Ziege mit gebrochenem Rückgrat, die ich, da man sie schon halb todt herzuschleppte, kurzweg abwies. Aber das sollte mir schlecht bekommen. Der hohe Herr, der trotz seiner Furcht vor uns doch auch ein recht hinterlistiger Bursche war, verbot, wie ich nachmals erfuhr, nunmehr allen seinen Unterthanen, uns Nahrungsmittel zu liefern. Vergebens war es, daß ich die Leute bat und die Träger sie bedrohten. Sie blieben unthätig um uns herum stehen oder verkrochen sich abermals in ihre Wohnungen. Da riß meinen hungrigen Schwarzen endlich die Geduld. In einem unbewachten Augenblicke stürzten sie sich mit den Gewehren in der Hand in die Häuser, um die Lieferung der nöthigen Victualien zu erzwingen. Der Tumult, der infolge dessen losbrach, war fürchterlich. Die Männer des Ortes füllten unter wilden Drohungen die Straßen, aus den Hütten schollen die kreischenden Stimmen von Weibern und Kindern, während in den Pflanzungen hinter denselben fruchtbeladene Bananen unter den wüthenden Säbelhieben eines Theiles meiner Leute mit dumpfem Krach zu Boden stürzten.

Selbstverständlich schritten wir auch hier wieder mit aller

Energie ein. Wir eilten da und dort in die Wohnungen und zwangen unter den furchtbarsten Drohungen die Träger, die sich in ihrer Aufregung selbst nicht mehr kannten, die widerrechtlich aufgenommenen Waffen ins Quartier zurückzubringen. Dann traten wir zu den sich zu immer größeren Haufen zusammenrottenden Einwohnern und suchten sie durch freundliche Worte und Tabakspenden zu versöhnen. Denn wenn wir auch bei unserer bedeutenden Anzahl und guter Bewaffnung dieselben kaum zu fürchten brauchten, so konnte es doch für unsere fernere Reise nicht gleichgültig sein, was für ein Ruf uns vorausging.

Es gelang mir indeß erst nach sehr langer Zeit, wieder etwas Vertrauen bei ihnen zu erwecken. Dabei erfuhr ich denn auch, daß man die Bakwiri in dieser Gegend überhaupt sehr fürchte, weil man sie im Verdacht habe, daß sie Menschen äßen. Man sieht, der Cannibalismus ist nicht nur unter Weißen, sondern selbst unter den Schwarzen ein Schreckgespenst.

Trotzdem war die Neugier doch auch hier so groß, daß sich bald eine stattliche Corona von Honoratioren des Ortes um uns gesammelt hatte, als wir endlich gegen Abend hinter dem Königs- hause etwas Ruhe zu finden hofften. Namentlich weckte auch hier wieder der Gebrauch von Zündhölzern die lautesten Ausbrüche der Bewunderung und ich gewann rasch in solchem Maßstabe das Ansehen eines großen Zauberers, daß Se. schwarze Majestät mir das Ansinnen stellte, ihn von seinem schweren Uebel zu heilen, und nicht wenig frappirt war, als er hörte, daß ich, der ich ihm doch Alles zu können schiene, dies nicht zu thun im Stande sei.

Leider vermochten wir uns aber selbst jetzt noch keiner ungestörten Erholung hinzugehen. Denn nun brach wieder unter den Trägern ein großer Zwist aus. Die Bakundu, die ich von Kambele mitgenommen, behaupteten, von den Bakwiri beim Essen übervorthelt worden zu sein. Ich ahnte, daß die beiden verschiedenen Rassen sich würden überhaupt um eine Schüssel herum nicht dauernd einigen lassen, ebenso wenig etwa, wie ein großer und ein kleiner Hund, und decretirte, daß von nun ab Bakundu und Bakwiri getrennt ihre Mahlzeiten einnahmen. Kaum war diese

Schwierigkeit erledigt, so gab es wieder andere Klagen. Einer hatte etwas von dem Fleisch für den morgenden Tag genascht, Andre Bananen von dem Vorrathe entwendet, um sie am Feuer zu rösten. Derartige Quisquilien verursachten trotzdem große Favalaver, bei welchen immer Einer in längerer Rede die wichtigen Beschwerden erörterte und die Uebrigen dann ihren Beifall unisono mit einem schallenden „Ja“ (dem „Bravo“ der Bakwiri) bekundeten.

Spät erst konnten wir aufathmen. Wir saßen auf der Straße vor dem Hause. Die Träger hatten die Ortsbewohner zu Kampfspielen gefordert. Aber diese hatten sich jetzt völlig in ihre Behausungen zurückgezogen. Es regte sich nichts in dem Städtchen. Nur meine Leute tanzten ihren plumpen Nationaltanz und sangen dazu: „So weit, wie wir, reist Niemand. Wir bekamen aber auch Ziege und Antilope zu essen. Was will man mehr!“ Dazu strahlte der Mond mit Tageshelle nieder, die Leuchtkäfer, gewissermaßen die Absenker von ihm, funkelten in den Büschen, und fern über den düstren Massen des Urwalds zuckten rothe Blitzgarben auf. So schön zeigte sich hier die Natur, wie eine Sirene, und doch leider auch ebenso gefährlich.

Wir mußten dies am nächsten Tag einsehen. Denn drei der Leute waren in der Nacht an argem Fieber erkrankt. Ich wollte sie in dem Orte zurücklassen. Aber sie baten mich flehentlich, dies nicht zu thun, denn die rachsüchtigen Leute würden sie umbringen. So mußten sie sich denn, so gut es ging, hinterher schleppen. Für ihre Lasten aber galt es nun abermals Reserveträger anzuwerben. Und das war hier noch schwerer als anderwärts. Die vom König dazu Bestimmten fürchteten, wir würden ihnen unterwegs etwas anthun. Als sie hierüber beruhigt waren, bestanden sie wenigstens darauf, daß wir ihnen den bedungenen Lohn im Voraus zahlten, weil sie wähnten, daß sie hinterher nichts bekommen würden. Dann wieder weigerten sie sich, zu ihrer Last noch ein Gewehr zu tragen. Infolge dessen kamen wir auch an diesem Tage erst wieder gegen 9 Uhr fort. Gut, daß wir nicht wußten, daß uns jetzt der längste und schwerste aller Märsche auf dieser Reise bevorstand, sonst würden wir kaum so frohen Muths abgerückt sein.

Unser Weg führte uns zunächst über den schmalen aber wasserreichen Barange, nach welchem die Stadt genannt ist. Obwohl wir bis dahin nur erst zehn Minuten gegangen waren, warfen die Träger doch daselbst ohne Weiteres ihre Waarenballen ab und stürzten sich mit lautem Geschrei in die kühle Fluth, aus der sie nur durch vieles Schelten und Drohen endlich wieder herauszubringen waren. Sie glichen wahrlich den trägen Büffeln, die man in Osteuropa als Hausthiere hält und die sich auch halbstarrig in jede Pfütze legen. Allerdings hätte ich es ihnen am liebsten nachgemacht. Denn wie bereits so manchmal, hatten wir uns auch an diesem Morgen wieder nicht waschen können, was in den Tropen noch schlimmer ist als anderswo. Das Wasser muß meist von weither auf dem Kopf herbeigetragen werden und wird daher in der Regel als ein nur für die Küche oder zum Trinken bestimmter Luxusartikel angesehen, so daß es häufig geradezu als anstößig erscheint in den Augen der Eingeborenen, sich damit zu waschen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß es unter den meisten dieser Negerstämme selbst als eine Herausforderung und Kriegserklärung aufgefaßt wird, wenn man etwa gar alsbald nach dem Eintreffen in einem Dorfe und vor den Augen des Volks Reinigungsversuche mit Wasser auch nur an den Händen anstellen wollte.

Als wir die Leute schließlich von Neuem in Gang gebracht hatten, gelangten wir nach einer kurzen, aber furchtbar heißen Wanderung auch hier wieder in den kühlen Urwald, der sich indeß abermals anders geartet zeigte, als früher. Nicht nur, daß jetzt neue Pflanzengattungen auftraten, namentlich verschiedene Arumarten und namentlich der „Gummibaum“ unserer Zimmer (*ficus elast.*) mit seinen prächtigen, dicken Blättern, während den Boden die mannigfaltigsten Früchte bedeckten, darunter auch eine Steinnuß, die die Neger aufschlugen, um den Kern zu verzehren. Nein, sogar das Erdreich wurde nunmehr ein anderes. Statt der früheren Ebene erschienen hier immer zahlreicher und ansehnlicher Erhebungen und Einsenkungen, letztere mit einer außerordentlichen Menge von Wasseradern, über die mich jedesmal der riesige Sklave auf seinem breiten Rücken wie ein Kind hinübertrug. Nach drei Stunden

mußten wir selbst längere Zeit über einen überaus steilen Hang hinaufsteigen. Dazu war jetzt auch der Weg nicht mehr so glatt, wie vordem. Der Unebenheit des Terrains wegen beschrieb er häufig große Curven und machte uns durch knorrige Wurzeln und tiefe Löcher nicht wenig zu schaffen.

Außerdem war es äußerst schwül, obwohl der Himmel ganz bedeckt erschien, und es unter dem dichten Laubdach öfters fast dunkel wurde. Denn es standen den ganzen Tag schwere Gewitter am Himmel, und wenn es auch nur selten zu etwas Regen kam, der dann immer mit eigenthümlichem Geräusch durch die harten Blätter niederraschelte, so dröhnte um so unaufhörlicher der Donner über uns. Seine Sprache ertönte derart überwältigend, daß selbst die frechen Papageien im Forste verstummten und in den Pausen eine wahrhaft unheimliche Stille um uns herrschte. Es war schauerlich schön, dieser Aufruhr der Elemente hoch über den breiten Blattdächern der uralten Baumgiganten, die jetzt nicht selten noch umfangreicher erschienen als je zuvor, und sich hier dicht bemoost, dort von Lianen, nicht dünner als ein Arm oder Bein, wie mit einem regelmäßigen Drahtgeflecht umstrickt zeigten, gleich als wollten sie sagen, wir kennen dies Toben und fürchten nichts, uns vermögen nur Jahrhunderte zu stürzen.

Sogar das thierische Leben entpuppte sich in dieser Region in einem neuen Lichte. Es traten jene merkwürdigen Termitenbaue auf, die eigentlich zu einer richtigen afrikanischen Landschaft gehören. Wie Schilderhäuser standen sie hier am Eingang einer Welt, deren natürlicher Reichthum und menschliche Cultur dieselbe so scharf abheben sollte von den in beiden Beziehungen viel niedriger dastehenden südlicheren Gebieten. Es waren aber nicht die großen Häuser jener Insecten, die wir hier sahen, sondern nur kleinere, etwa $\frac{1}{2}$ —1 Elle hohe, die etwa die Form eines Pilzes zeigten und von einem überaus regelmäßig gearbeiteten, ringsum sogar mit einer Art Zäckchen versehenen Dache überdeckt wurden. Ich stieß mehrere um, fand sie aus dunkler Erde hergestellt, überaus hart, von wurmrinnenartigen Gängen durchzogen, jedoch von allen Bewohnern entblößt.

Nachdem wir vier Stunden fast ununterbrochen vorwärts gedrungen waren, senkte sich der Weg in ein flaches Thälchen hinab, wo uns plötzlich mächtige, übermooste Felsblöcke, die ersten größeren anstehenden Gesteinsmassen auf der ganzen Reise, entgegentraten. Wie wir an einer mühsam abgetrennten Probe erkannten, hatten wir es hier mit Phonolith, also noch immer mit vulcanischem Materiale, wengleich von höherem Alter als die Lavamenge an der Flanken des Kamerungebirges, zu thun. Auch der kühle Bach, der überdies schon ein stärkeres Gefälle zeigte, als die früheren, häufig fast stagnirenden Gewässer, führte in seinem Bette eine Masse jener Quadern.

Wir machten ein halbes Stündchen Rast, denn die Leute zeigten sich nach dem ewigen Auf- und Abklettern stark erschöpft. Sie würden am liebsten an dem idyllischen Plätzchen gleich übernachtet haben, wenn wir jetzt nicht ihre Elefantensfurcht, die uns schon so oft zu schaffen gemacht hatte, auch einmal in unserem Interesse zu verwerthen verstanden hätten. Wir machten ihnen für den Abend mit diesen Thieren, deren zahlreiche Spuren wir allerdings auf dem ganzen Wege hatten verfolgen können, bange und brachten sie damit doch endlich wieder auf die Beine, obgleich das Fieber unterdeß noch einiger Anderer sich bemächtigt hatte. Vorher freilich mußten sie noch ein ganz unerläßliches Toilettegeschäft erledigen, nämlich — man staune — sich die Zähne putzen. Diese Naturkinder wissen merkwürdigerweise recht wohl, was sie für einen Schmuck in diesen letzteren haben. Ich sah sie dieselben fast täglich reinigen. Hier thaten sie dies in der Weise, daß sie kleine Zweige von einem Bäumchen brachen, das sie als dazu besonders geeignet erklärten, die Rinde von dem Stäbchen schälten, dann dasselbe an einem Ende auseinander faserten und nun mit dieser improvisirten Zahnbürste im Munde herumfuhren. Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt ermahnten sie mich dabei, ein Gleiches zu thun, damit ich auch so schöne Zähne erhalte, wie sie.

Noch grotesker, als das eben beschriebene Plätzchen, nahm sich ein anderes Thal aus, das wir von dort nach 1½ Stunde er-

reichten. Der schmale, aber überaus wasserreiche Fluß stürzte hier wenige Schritte unterhalb der Uebergangsstelle vermittelt einer schäumenden Cascade in ein tieferes Bett hinunter. Leider nur fielen daselbst die Meisten der Leute wie Fliegen nieder, darunter nicht Wenige von Fieberfrost geschüttelt. Sie klagten, sie würden in diesem wilden Walde, in den ich sie geführt, noch alle sterben müssen und selbst mein sonst immer geduldiger Krupprinz brach in die verdrießlichen Worte aus: „Ich möchte nur wissen, was der Doctor in diesem häßlichen Busche will.“

Ich konnte aber eine längere Rast nicht zugeben, denn die Sonne stand schon tief. Ich trieb also den Troß noch einmal auf, aber still und lautlos bewegte er sich die nächste Stunde weiter, bis endlich doch die Erlösung nahte. Und in welcher überraschenden, um nicht zu sagen berausenden Weise geschah dies!

Wir befanden uns mit einem Male auf einer weithin gestreckten Richtung. Hier standen auf einer Art Beete von fetter, dunkler Erde zahlreiche Bohnen mit schmalen, aber weit über eine Spanne langen Schoten, deren in rohem Zustande eßbaren Kerne „afrikanischer Reis“ genannt werden, dazwischen Mais in Hülften von seidenartigem Gewebe; über diese Felder, die überall die pflegende Hand des kundigen Landmannes erkennen ließen, breiteten Bananen, von denen centnerschwere Fruchtkolben niederhingen, und thurmartig aufragende Kokospalmen mit riesigen Nüssen ihre langen Blätter wie segnende Arme aus, während außen um das weite Zauberland herum in dichter Reihe gleich einer schützenden Cohorte von Wächtern kolossale Waldbäume wuchsen, die statt des helleren Laubes der früher gesehenen „Silkcotton-trees“ nachtdunkle Kronen von ungeheurer Ausdehnung zeigten.

Und welcher ein Leben in diesem Paradiese! Ein wahres Concert jubelnder Vogelstimmen tönte aus den Zweigen und allenthalben blinkten die grellrothen Schweife unserer klugen Freunde, der „Grauchen“, aus den grünen Blattmassen.

Das war ein Bild voll Licht und Wärme nach dem düsteren, öden Urwald; wie herzerhebend mußte es nicht auf uns wirken, zumal es so unvermittelt, wie dem Boden entstiegen, vor unseren

Augen lag! Im Nu war alle Müdigkeit vergessen, die Schwarzen ließen wieder ihren lustigen Gesang hören, und so zogen wir auf den vielgewundenen Promenadenwegen, die sich durch das Ganze schlängelten, weiter. Mir aber ging nunmehr auch das geographische Verständniß auf für die Scenerie, die so mächtig auf unser Gefühl wirkte.

Es war klar, wir befanden uns im Hochlande. Wir mußten das merken, selbst wenn das Barometer jetzt nicht eine Höhe von ca. 250 m ergeben hätte. Denn es umging uns, der reichen Natur die Krone aufzusetzen, mit einem Male auch eine wunderbar frische Luft, die nur noch eine Wärme von 22° C. zeigte. Wir hatten also ohne allen Zweifel eine höhere Terrasse erstiegen, wie ja solche zwischen der Küste und dem innerafrikanischen Plateau überall im dunklen Continent auftreten. Das so coupirte und felsige Waldterrain, das, circa sieben Stunden lang, jetzt hinter uns lag, war die Treppe dazu gewesen, und da wir vorher ganz unbestritten noch im Küstentieflande gewandelt hatten, so konnten wir diese breite, steinige Barrière hinter uns also recht wohl als die eigentliche Grenze des inneren Hochlandes ansehen. Wir durften jubeln, daß wir nun im wirklichen, bisher noch verschlossen gewesenen Interior, im Hinter- oder besser Oberlande angekommen seien. Das war ein Moment voll unvergeßlichen Glückes! Und daß dieses „Innere“ unserer jungen Besizung sich auch gleich so reich und herrlich zeigte! Selbst der kühle Knutson brach in die begeistertsten Worte aus: „Ja, Afrika wird erst tief drinnen schön und werthvoll!“ Wenn der Schwede, dem die Sache doch direct nichts anging, so sprach, was mußte da erst durch meine Seele gehen, der ich als Deutscher das Gedeihen unserer großen colonialen Sache auf dem Herzen trug, welche schöne Perspective mußte sich vor mir aufthun!

Nebenbei vermochte ich mich nunmehr auch in hydrographischer Hinsicht besser zu orientiren. Der Mungo mußte ja doch diese hohe Naturlisière, die wir im Rücken hatten, ebenfalls überwinden. Wir befanden uns also augenscheinlich auf der Höhe seines Falles.

Wir hatten trotz der Großartigkeit des bereits Errungenen

unser Tagesziel noch nicht erreicht. Wir mußten immer noch über eine Stunde marschiren. Dabei kamen wir zunächst an einzelnen Farmerhäusern vorbei, vor denen eine Anzahl kurzer Hölzer lagen. Diese schlägt man in der Nacht mit Stöcken, um die nach den Bananen lüfternen Elephanten zu verscheuchen. Bald darauf gelangten wir auch in eine größere Ansiedlung mit 1—2 Duzend Hütten. Das war die erste wirkliche Sklavenstadt, die wir passirten. Die fleißigen Bewohner liefen natürlich alle heraus, uns zu sehen. Sie waren indeß gar nicht scheu, sondern reichten uns ganz zuthulich die Hand. Leider erblickten wir auch hier wieder unter der nackten Menge die auffallende Gestalt eines Hausirers vom Unterland, der sofort mit unsern Leuten anfang zu zischeln und sich auch alsbald hinter uns her machte.

Der Platz der Sklavenstadt ist von den Herren derselben entschieden mit wahrhaft strategischem Blicke gewählt worden. Denn jenseit derselben zieht sich ein tiefes Thal mit einem Flusse wie der Wallgraben einer Festung hin. Wir hatten hier noch einmal stark zu klettern. Von jenseits aber sandten wir zwei Bakundu-Leute als Herolde voraus, damit sie uns in der Stadt, deren Nähe uns ja schon der Sklavenort hatte verrathen müssen, anmeldeten.

Eine halbe Stunde später betraten wir selbst den weiten, mit hohem, dichtem Grafe bewachsenen Plan, auf dem, ausnahmsweise nicht zu Straßen zusammengedrängt, sondern ganz verstreut, die Häuser des letzten Bakundu-Dorfes, Messinge ba Kafe, stehen. Wir fanden vor der Wohnung des Ortspotentaten bereits die Mehrzahl der Männer versammelt. Sie erwarteten uns mit einer wahrhaft heiligen Scheu. Sie hatten noch nie einen weißen Mann gesehen. Die Ehrerbietung ging so weit, daß Niemand, so sehr auch sonst der Neger den Lärm und das Geschwäg liebt, ein Wort zu reden wagte. In stummer Dienstbeslissenheit trug man uns Sessel heraus, während der König, ein kleiner, aber höchst freundlicher Mensch, in kopflosem Eifer bald hier-, bald dorthin rannte. Wir hatten auch noch nicht einmal Zeit gehabt, einen Wunsch zu äußern, als wir schon flinke Gestalten da und

dort an den hohen Kokospalmen in die Höhe steigen sahen. Wenig später lagen zwölf riesenhafte Nüsse vor uns, ein „Geschenk der Stadt“, wie uns erklärt wurde. Leider nur hatten die Leute, die richtige Vegetarianer zu sein schienen, sonst nicht viel zu geben. Hühner fanden sich allerdings genug, aber unsere abgetriebenen Träger wollten noch reellere Kost; sie schrieten nach „beef“, und das war nicht aufzutreiben. Viehzucht mochte trotz des guten Grases hier noch wenig betrieben sein. Erst spät konnten wir uns einen Affen kaufen, was ich jedoch bitte, nicht in dem ominösen bildlichen Sinne aufzufassen, wie dies bei uns geschieht. Leider erwies sich derselbe für 40 hungrige Mägen so wenig zureichend, daß sich zum Entsetzen der zahmen Eingeborenen eine furchtbare Hauererei unter dieser Meute gieriger Wölfe entspann. Dabei wagte ein besonders freches Subject, den Schweden, der unter sie trat, um Ruhe zu stiften, sogar an der Brust zu packen. Aber Knutson's wuchtige Faust hatte den Kerl, noch ehe ich hinzuspringen konnte, bereits derart getroffen, daß er wie eine Eiche, in die der Blitz geschlagen, zu Boden stürzte. Der Mensch nahm dies übrigens gar nicht übel. Als er sich wieder erholt hatte, schwankte er zu seinen Kameraden zurück, die ihm mitleidig wenigstens noch einen Knochen von dem Affen überließen.

Wir blieben diesen Abend länger als sonst vor der Hütte sitzen. Denn die wunderbar kühle Luft that meiner entzündeten Haut, die von dem länger als achtfündigen Tagesmarsche natürlich nicht besser geworden war, unendlich wohl. Zudem fehlten hier die Sandfliegen und andere lästige Insecten gänzlich. Der Himmel aber erschien prachtvoll gestirnt. Gerade uns gegenüber stand der Orion mit einem Lichtglanze, wie ihm einen solchen bei uns nur die kältesten Winternächte leihen. Das schöne Gebilde von leuchtenden Himmelskörperchen mußten ja auch die Lieben in der fernen Heimath mit ihren Augen erblicken. Welche Brücke also, die da über die trennenden Länder und Meere hinweg geschlagen war! Der Sklave vom Anji-See aber, der sich immer mit Vorliebe zu uns hielt, da er uns für ebenbürtiger halten mochte, als die rohen Bakwiri, verstand unseren zu den lichten

Sphären da oben hinauf gerichteten Blick anders. Er glaubte, daß wir in religiöses Grübeln verloren seien und sagte: „Ja, ja, da oben wohnt der Gott, der alle Menschen und auch die Schwarzen liebt. Er sieht uns, wenn wir Böses thun, aber er sieht uns auch, wenn wir Noth leiden, und hilft uns.“ Wie seltsam, daß dieser arme Neger dem Europäer predigen mußte!

Dazu standen in der Ferne die dunklen Gestalten der Einheimischen und hinter ihnen wie eine Wand der schweigsame Urwald. Wie verstand das Alles zu ernstem Sinnen zu reizen! Ich verlor mich in Gedanken und fühlte mich bald der Wirklichkeit entrückt. Ich sah nicht mehr die Nacht, ich sah den hellen Tag, sah die nackten Schwarzen sitzbar bekleidet und die weiten Ländereien in Fruchtgesilde verwandelt, sah Häuser und Kirchthürme, Straßen, auf denen hochbeladene Frachtwagen schwankten, und weiße Männer, die anleitend und belehrend zwischen den fleißigen dunkelhäutigen Arbeitern umhergingen. Oder ist es denn nicht so leicht, auf diesem gesunden, lustigen Plage, hoch über den dunstig-heißen, fiebrigen Küstenniederungen von einer solchen Culturentwicklung der Zukunft zu träumen? Fände doch auch der Kaufmann wie der Missionar, die hier sich niederzulassen den Entschluß faßten, an dieser Stelle gerade einen so zahmen, willigen, sanften Menschenschlag, wie er mir kaum wieder vorgekommen ist.

Die Leute besaßen auch noch eine für ihren mehr passiven Charakter höchst bezeichnende Tradition, welche besagte, daß sie aus dem Inneren gekommen seien, von wo sie Krieg mit starken Menschen vertrieben habe. —

Als wir zu später Stunde in das Haus traten, konnten wir dort eine merkwürdige architektonische Einrichtung bemerken. Mitten in der großen, geräumigen Hütte stand nämlich noch ein kleineres Haus, in welchem der Hausherr mit Weibern und Kindern hauste. Wir erhielten weder, noch begehrten wir dahinein Zutritt, sondern blieben in dem weiteren Raume, wo es indeß, da die Thüröffnungen nicht zu schließen waren, derartig zog, daß Knutson, der in dieser Hinsicht öfters zu leiden hatte, am nächsten Tage von argem Rheumatismus geplagt wurde.

Der junge Morgen brachte uns zunächst ein recht ergötzliches Intermezzo. Wir stellten nämlich an die massenhaft mit Krügen auf dem Kopfe bei uns vorbei nach Wasser gehenden Weiber das Ansinnen, uns doch auch mit dem erquickenden Naß zu versorgen. Sie gingen darauf aber nur zögernd ein, indem sie äußerten: „warum habt ihr euch denn nicht selbst Weiber mitgebracht?“ Nebenbei bemerkt, war eine von diesen Frauen am ganzen Körper rosenroth gefärbt, zum Zeichen der Trauer um einen verstorbenen nahen Verwandten.

Bald darauf brachte der Bakundu-Sklave eine Ziege herbei, die er mir in feierlichster Weise als Geschenk überreichte. Er mochte das Thier wohl aus der Sklavenstadt von einem Bekannten erhalten haben. Es war nicht das erste Mal, daß ich aus der Mitte meiner Leute heraus in solcher Weise ausgezeichnet wurde. Schon in früheren Quartieren hatte mir Dieser ein Huhn, Jener ein Paar Eier gespendet, und wenn ich solche Gaben ablehnen wollte, hatten sie gewöhnlich nur die Erwiderung: „Du kannst mir ja erst nach der Rückkehr eine kleine Gegengabe zuweisen“. Das war also auch einmal ein hübscher Zug von ihnen.

Um zur Ziege jenes Sklaven zurückzukehren, so wurde diese auf Knutson's Vorschlag nicht gleich getödtet, sondern dazu bestimmt, vor uns hergeführt zu werden. Es ist dies ein sehr weiser Brauch. Denn die Eingeborenen in den Dörfern, die man passirt, sagen dann: „Seht, die sind reich, sie haben Waaren und selbst Vieh!“

Leider sollten neben solchen mehr erheiternden Intermezzos auch weniger angenehme Zwischenfälle nicht fehlen. So namentlich, als wir kaum unterwegs waren. Ich befand mich gerade in der Mitte des Zuges, als ich von der Spitze desselben her ein wildes Geschrei hörte. Ich eilte nach vorn, und nun sah ich, wie der Sklave über einem am Boden liegenden, mit Blut überströmten Bakundu-Mann den Kolben des Gewehres zum zerschmetternden Schlage schwang. Der riesige Mensch war in seiner Wuth ein verkörperter Dämon der Rache; seine Augen funkelten, seine Muskeln erschienen krampfhaft angespannt. Ich fiel ihm in den

erhobenen Arm, vermochte ihn aber nur mit äußerster Kraftanstrengung zu dämpfen. Dann mußte ich mich zu seinem Gegner wenden, der unterdeß aufgesprungen war und nun sich auf ihn zu werfen Miene machte. Als ich ihn am Arm zurückhielt, wurde er dermaßen wüthend, daß ich förmlich mit ihm ringen mußte, bis es mir gelang, ihn durch einen wuchtigen Schlag abermals auf die Erde niederzustrecken und dort festzuhalten, bis er ruhig wurde.

Jetzt erst erfuhr ich den ganzen Hergang. Der Sklave, der in diesen Gegenden ja den eigentlichen Anführer machte und sich im Gefühl seiner culturellen Ueberlegenheit über seine schwarzen Genossen auch schon beim Engagement in Nambele die Freiheit von jeder Last ausbedungen hatte, war an diesem Morgen gleichfalls wieder ledig dahingegangen. Darauf hatte ihn jener Bakundu-Mann angerufen: „Du bist ein Sklave und trägst nichts, während ich, der Freie, solche Lasten schleppen muß!“ Diese Erwähnung seiner unverschuldeten Knechtschaft war es nun, die den schwarzen Goliath in solchen Zorn versetzt hatte, daß er den Beleidiger mit einem Streiche niederstreckte und mit dem zweiten ihn ohne Zweifel getödtet haben würde. Zum Unglück hatte er dabei auch den Strick seiner Biege fahren gelassen, so daß außerdem noch einige Zeit mit dem Wiedereinfangen derselben vergeudet wurde.

Endlich aber ging's doch weiter, nur daß ich jetzt mehrere Leute zwischen den beiden Gereizten, die sich noch lange mit Redensarten bombardirten, einerschreiten ließ. Der Weg mußte prächtig genannt werden. Es war das erste und einzige Mal auf der ganzen Reise, daß wir durch gar keinen Wald kamen. Ohne Unterbrechung durchzogen wir die ausgedehntesten Plantagen, die jetzt durch zahlreiche Blumen, darunter namentlich rothe Binden und eine Art gelber Primel, noch einen besonderen Schmuck erhielten. Auch Mangos, die wir lange nicht gesehen, und andere Obstbäume fehlten nicht. Mehrmals passirten wir zudem rauschende Bäche sowie zwei nahe bei einander belegene Sklavenstädte, in deren Mitte auf geräumigem Platze auch unser alter Bekannter, der „Gummibaum“, als ansehnlicher Stamm mit breiter, blattreicher Krone in der an-

heimelnden Weise unsrer „Dorflinden“ eine Stelle gefunden hatte. Außerdem war auch eine Euphorbie, ganz wie ein riesiger Schlangencactus anzusehen, vertreten. Vor den Häusern aber saßen Frauen und Kinder, um mit fleißiger Hand die prachtvoll gelbrothe, coconartige Fadenhülle der Kerne der Delpalme, die das eigentliche Del enthält, abzustreifen.

Nach kaum zwei Stunden kamen wir abermals an ein Gewässer. Aber dasselbe war 30—40 m breit und schäumte unter lautem Getöse über rissige Bänke. Dieser Fluß nannte sich Kumba und bildete eine wichtige Grenze. Denn hier hörte das Bakundu-Land, das wenigstens einigermaßen noch in der Welt bekannt ist, auf und jenseits begann das Gebiet eines neuen Stammes, von dem noch nicht einmal der Name in Europa genannt worden sein mochte. Somit lag denn da drüben erst der echte „dunkle“ Erdtheil und der Kumba war unser Rubicon. Jenseits begann auch bereits unser Erscheinen zu wirken. Denn eine Anzahl badender Frauen rannten eiligst davon, indem sie sich nicht einmal Zeit ließen, ihren Lendenschurz wieder anzulegen.

Sie hätten sich Muße gönnen können. Denn ich stand lange rathlos am Ufer des ansehnlichen Gewässers, bis endlich der Sklave sich wieder meiner erbarmte und mich hinüber trug, indem er dabei sehr geschickt die den Fluß ganz durchsetzende Felsenkette benützte. Jenseits ging's dann steil, aber nur für kurze Zeit empor, droben aber standen wir unmittelbar auf der breiten Straße einer Stadt. Die Länge derselben war wahrhaft frappirend. Sie mochte wohl fast zwei Kilometer betragen, obwohl man sie, weil sie am untern Ende eine Krümmung beschrieb, wie Bakundu ba Nambele, nicht ganz zu übersehen vermochte. Natürlich war uns anfangs im Angesicht einer so großen Ansiedelung unbekannter Eingeborener nicht ganz wohl zu Muth. Man setzt unter solchen Verhältnissen ja immer mehr oder minder seinen Fuß in eine Schlinge. Indeß wir erkannten bald, daß sich die Leute hier noch zehnmal mehr vor unserm kleinen Häuflein fürchteten, wie wir vor ihren Tausenden. Alle Versuche, mit einem der Pfahlbürger den Handschlag zu wechseln, mißglückten. Und der allerdings schnell wachsende Schwarm der

Neugierigen, der in respectvoller Entfernung sich hinter uns her wälzte, stob schon unter lautem Geschrei auseinander, wenn ich mich nur umdrehte.

Selbst das erlauchte Stadtoberhaupt machte keine Ausnahme. Der Mann verkroch sich alsbald in einem Seitenhäuschen hinter seiner eigentlichen Wohnung und war erst nach langer Zeit dazu zu bringen, daß er sich sehen ließ. Wir hatten den ersten Hetman und den Sklaven zu ihm geschickt. Die Beiden erzählten auf ihre eigene Faust dem hohen Herrn auch von den Verträgen, die ich abzuschließen pflege. Sie kamen darauf wieder herbeigeeilt und berichteten ganz erregt, dieser König habe schon ein „Book“. Sollte also Rogozinski doch hier gewesen und mir damit die Aussicht, die große Stadt für uns zu gewinnen, abgeschnitten sein? Ich beauftragte die beiden Kundschafter, das Schriftstück herbeizuholen. Und was brachten sie? Eine kleine, gläserne Pomadenbüchse mit französischer Etikette. Das war denn nun freilich ein gar curioser Staatsvertrag. Leider konnte ich nicht erfahren, von wem das unscheinbare Toilettengeräth stammte. Knutson wollte gehört haben, daß der Missionar Thomson von Victoria hier gewesen sei. Die Einheimischen aber sprachen von zwei weißen Männern, die vor langer, langer Zeit zu ihnen gekommen. Der König dagegen behauptete, er habe noch nie Leute unserer Rasse gesehen.

Unsere Aufnahme ließ anfangs zu wünschen übrig. Allerdings das Königshaus war prächtig, sehr groß und mit tadelloser Genauigkeit hergestellt. Die Dachsparren, die hier kreuzweis über einander lagen, bildeten überaus regelmäßige Carrés, die Füllung zeigte die bewundernswertheste Flechtarbeit. Dazu war das Ganze von dem Ruß des Feuers derart gefärbt, daß es im gesättigsten, glänzenden Braun schimmerte.

Dagegen verwehrten uns die Leute jegliche Nahrungsmittel. Ebenso will sich der König nicht zum üblichen Gastgeschenk entschließen. Spät erst bringt er uns einen Hund, den wir als unkönigliche Gabe abweisen. Die heftigsten Palaver entwickeln sich. Gut, daß unsere Nerven jetzt schon an eine tüchtige Portion Lärm gewöhnt waren. Der Uneingeweihte würde jeden Augenblick ge-

glaubt haben, daß das Blutvergießen beginne. Aber es gilt hier gleichfalls: „Die Hunde, die bellen, beißen nicht“. Jetzt drohendes Zetern und im nächsten Augenblick schon wieder lustiges Lachen, so geht's beim Neger. Wir erhielten denn schließlich auch das Verlangte und konnten uns nun etwas über Land und Leute orientiren.

Das Anäroid wies eine Höhe von 260 m nach, die Temperatur aber betrug jetzt Nachmittag 4 Uhr nicht weniger als 36°. Doch mußte dies anormal erscheinen, weil furchtbare Gewitterwolken am Himmel standen. Dieselben entluden sich denn schließlich auch und nun sank das Quecksilber in einer halben Stunde auf 23° herab. Die Luft war unvergleichlich wonnesam geworden. Ich trat daher ganz allein, denn Knutson hatte noch mit dem Ankauf von Lebensmitteln zu thun, einen Gang durch den Ort an. Zahllose Papageien und Webervögel accompagnirten aus den Palmenhainen, in deren Mitte die Stadt steht, dem Entzücken, das meine Brust durchzog.

Ich wußte jetzt schon, wo ich mich befand. Der Ort nannte sich Kumba, aber dies war nicht sein einziger Name. Nach der Sitte der Gegend führte er noch einen anderen und der hieß Bafon. So war ich denn also unvermuthet in das mir unterwegs so viel genannte und gerühmte Eldorado gekommen. Zu seiner Ehre aber muß gesagt werden, daß es nicht bloß der im ganzen Unterlande gefeierte große Sklavenmarkt ist, sondern auch einen Hauptplatz des Delhandels weit und breit darstellt.

Bafon heißt aber nicht allein die Stadt, sondern zugleich die ganze umgebende Landschaft, und die sechs Könige, die wir hier finden, beherrschen nicht nur die Häusermasse, die den Ort bildet, sondern eben auch das Gebiet in der Nähe. Wo wir im Unterland lediglich einzelne Städte und Städtchen fanden, stoßen wir hier schon auf den Anfang einer Staatenbildung.

Die Bevölkerung, unter die wir jetzt eingetreten sind, führt ebenfalls einen verwandten Namen. Es ist der Stamm der Bafarami oder Bafaraman; letztere Bezeichnung wird jeden Leser unwillkürlich an Benennungsweisen der Muhammedaner erinnern, die ja auch nun nicht mehr gar fern sind. Die Rasse erscheint

noch immer schwächer als die Bakwiri und ist auch den Küstenvölkern im Typus ähnlich. Die Sprache weicht indeß schon beträchtlicher ab, wie die der Bakundu. Unser Sklave mußte hier den „Lingster“ (Dolmetscher) machen. Der erste Hetman, der doch noch Bakundu sprach, kam nicht mehr aus. Es ist indeß ganz unzweifelhaft, daß auch diese Basarami mit allen Stämmen, die wir bisher oder späterhin kennen lernten, den Duallas, Bakwiris, Bumbokos, Balongs und Mufundus zu einer einzigen großen Familie, der der Mokos oder Mukos, gehören.

Hier sah ich wieder einmal selbst noch recht große Kinder ganz unbekleidet gehen. Sehr abschreckend wirkten außerdem die überaus häufigen, nicht selten weit mehr als faustgroßen Nabelbrüche.

Dafür erschien diese Rasse industriell recht entwickelt. Wir sahen das bei unserer Promenade. Vor allen Hütten sitzen Männer und Frauen, eifrig damit beschäftigt, die prachtvollsten Schnüre, dick und dünn, je nach Bedarf, auf ihren nackten Beinen zu drehen. Und wie sie geschmeichelt lächeln, daß wir ihnen so aufmerksam zusehen! Andere schaben Riemen zum Binden aus Palmenzweigen, wobei sie letztere höchst geschickt zwischen die Fußzehen klemmen. Sogar Tischler giebt es hier, selbstverständlich alle Autodidakten. Ich sah einen solchen, der mit einem Stemmeisen ganz gewandt Löcher aus einem Balken ausarbeitete, um darein für den Hausbau Pfosten einzulassen. Welch einen guten Absatz würde man hier wieder für Sägen und andere eiserne Werkzeuge finden können!

Auch ein gewisser Ordnungssinn zeichnete die Kumbaner vor allen anderen Dorfbewohnern aus, die ich bis dahin gesehen. Man litt nämlich absolut keinen Grassalm auf den sauberen Straßen, sondern Männer mit einer Art Radhacke von einheimischer Arbeit, aus dem Knie eines Baumastes mit einem in das eine Ende eingetriebenen Eisen verfertigt, besorgten das Ausrodegeschäft.

Der Parlamentarismus endlich schien in der wohl 3—4000 Einwohner umfassenden Hauptstadt von Bason derartig in Blüthe zu sein, daß hier sogar zwei Palaverhäuser die Straßen zierten.

Oder gab es daselbst etwa auch schon eine erste und eine zweite Kammer? —

Am Abend dieses Tages spielte sich wieder einmal eine recht aufregende Scene ab. Es drängte sich ein Kumbaner zu uns herein, welcher behauptete, daß einer der Träger ihm seine Grastafche gestohlen. Als ich ihn fragte, wer denn das gewesen sei, wies er auf Einen, der im tiefen Schatten stand. Dieser leugnete energisch, worauf Jener sprach: „Tritt ins Licht, daß ich dich besser sehen kann!“ Der Beschuldigte erwiderte: „Ich habe es nicht gethan; wenn du aber darauf beharrst, daß ich näher komme, dann giebt's ein böses Palaver.“ Darauf zeigte er sich im vollen Kerzenschimmer und Jener bekannte: „Nein, der war es nicht“. Nun hätte man aber den Bakwiri-Mann sehen müssen. Wie ein Tiger stürzte er, in der Hand einen meiner scharfen Hirschfänger, auf den Ankläger los, um ihn zu tödten. Und als wir zwischen beide gesprungen waren, stach er sich selbst die funkelnde Klinge ins Bein, indem er mit unheimlich blickenden Augen und keuchend vor unbändiger Wuth schrie: „Nun ist Blut geflossen, nun kann nur Blut sühnen!“ Und ich bin überzeugt, daß er diesen schrecklichen Schwur unterdeß bereits wahr gemacht hat. Nach der Rückkehr von unserer Reise wird er sich nochmals nach dieser Gegend, so weit auch der Weg war, aufgemacht und irgendwo im Busche gelauert haben, bis der Zufall das nichts ahnende Schlachtopfer einmal vorüberführte. Denn das Wort „Vergebung“ sucht man umsonst in den Anschauungen solcher Naturmenschen.

Der aufregende Vorgang hinderte indeß nicht, daß die Träger nach eingenommener Mahlzeit wieder wie gewöhnlich auf der Straße ihre Kampfspiele aufführten. Denn sie mußten sich in dem fernem, fremden Lande doch etwas sehen lassen. Und in der That hatte sich auch bald schon ein Zuschauerkreis von vielen Hunderten um die Ringenden angesammelt, in deren Mitte sich das kleine Häuflein recht unansehnlich ausnahm. Gleichwohl meldete sich trotz wiederholter Herausforderung seitens des ersten Hetmans keiner von den Einheimischen als Partner. Die Bakwiri mußten wieder unter sich kämpfen. Erst spät trat ein lächerlich kleines und dürf-

tiges Männchen aus den dichten Reihen, um sich mit ihnen zu messen. Ich verwehrte dies jedoch, da es leicht der Anlaß zu ernstern Kaufereien zwischen den beiden Stämmen hätte werden können. Hierbei geschah es auch, daß der zweite Hetman, von einigen eben errungenen Siegen trunken, mir den Fehdehandschuh darzubieten wagte. Ich streckte ihn jedoch, ehe er noch recht wußte, wie ihm geschah, mit einem raschen Griffe zu Boden, was ein schallendes Gelächter aller Anwesenden hervorrief und mein Ansehen bedeutend befestigte. Denn nichts imponirt den rohen Naturvölkern so, wie körperliche Stärke.

Am nächsten Morgen wurden wir schon vor Sonnenaufgang durch ein schreckliches Geschrei aus dem Schlafe geschreckt. Wir traten vor die Hütte und sahen, wie vor einem Hause ein großer Haufe von Weibern und Kindern stand, von denen jener Lärm ausging. Es war ein Mensch gestorben, und man sang ihm die Todtenklage. Wenige Stunden später rannte auch eine Frau, die über und über, das Haar nicht ausgeschlossen, mit Schmutz beschmiert war, die lange Stadtstraße unter ähnlichen Tönen auf und nieder. Es mochte wohl eine Witwe des entseelten Mannes sein. Ich kann gar nicht sagen, wie erschütternd dieses gellende Wehgeschrei auf den Zuhörer wirkt. Ein wahres Grausen überkommt die Seele. Ueberdies schüttelte uns in der thauigen Morgenfrische auch der Frost. Es waren nur 24° C.

Bald darauf ein neues Bild! Lauter Trommelschlag wird vom Ende der Stadt her vernehmlich. Eine endlos lange Karawane von Bakundu-Leuten, Männern und Frauen, mit großen Tragkörben auf dem Rücken, zieht vorüber. Die Menschen kommen tief aus dem Innern; wie doch dies Wort mir durch das Herz ging!

Leider nur mußten wir an diesem Tage unthätig auf der Stelle liegen bleiben, denn es waren jetzt nicht weniger als sieben der Leute am Fieber erkrankt. Wir durften ihr Leben nicht so sehr aufs Spiel setzen. Immerhin beklagte ich die Verzögerung auf das Lebhafteste. Denn ein Tag verloren, das konnte das Gelingen der ganzen Reise gefährden. Vielleicht wäre ich in der That auch bei Kimendi noch durchgekommen, wenn ich jetzt hätte

unverweilt weiter marschiren dürfen. Und hätte ich statt dieser ewig gebrechlichen Schwarzen nur eine Handvoll deutscher Matrosen gehabt, so wäre dies ja ohne Zweifel auch möglich gewesen.

Wir benutzten natürlich die unfreiwillige Ruhepause, um möglichst eingehende Erkundigungen über den Weitermarsch einzuziehen. Hierbei stellte es sich zunächst heraus, daß man den Kalabar hier allerdings wohl kannte. Es sollten bis zu ihm fünf Tage sein. Ich bemerke dabei, daß ich auch schon in Messinge ba Kaka von Handelsverbindungen mit dort hörte, ohne daß ich jedoch zu ermitteln vermochte, ob man den Oberlauf oder nur die untere, englische Partie jenes Flusses damit meinte. Vom Wuri wußte man dagegen gar nichts. Selbst den Mungo, der nach der Karte von Rogozinski unmittelbar neben Kumba fließt, kannten die Wenigsten. Die Uebrigen aber äußerten höchstens, daß derselbe sehr weit entfernt sei. Dagegen war den Bewohnern der von uns ins Auge gefaßte Anji-See geläufig. Indes behauptete jetzt selbst unser Sklave, der zuvor doch von nur zehn Tagen gesprochen, daß man die Reise bis dahin und wieder zurück kaum in der Frist bis zum Anfang der Regenzeit ausführen könne, die noch mindestens drei Monate außenstand.

Am Nachmittag wurden diese infolge der unumgänglichen Verwendung von zwei Dolmetschern, von denen der eine das Basarami in Bakundu, der andere dieses letztere in Englisch übertrug, überaus umständlichen Verhandlungen weiter fortgesetzt. Der König hatte jetzt noch einen Herrscher aus den Sklavenstädten zugezogen, der in einem brennend rothen Rocke mit wichtiger Miene neben ihm thronte. Mir ging dabei zum ersten Male eine Ahnung davon auf, daß die bisher von mir so wenig beachteten Sklavenstädte bei der Frage der Erschließung der Hinterlande von Kamerun leicht die größte Rolle spielen dürften.

In der That trat das Staatsoberhaupt jetzt auch viel fecker auf. Mit einem listigen Seitenblicke erklärte er, er liebe uns so, daß er uns gar nicht wieder von sich lassen wolle. Diese zärtliche Aeußerung war natürlich, so schmeichelnd wie sie klang, gar nicht nach unserem Sinne. Wir konnten ja nicht verkennen, daß

im Hintergrunde eine vielleicht lange Gefangenschaft, wenn nicht der Tod lauerte. Natürlich suchten wir nun den mächtigen Gebieter von der Harmlosigkeit unserer Absichten zu überzeugen. Wir sagten ihm, wir wollten nur so weit gehen, bis wir den Kalabar sähen und dann weit rechts drüben auf dem anderen Flusse nach Kamerun zurückkehren. Darauf Jener: „Woher wißt ihr denn etwas von den zwei Flüssen, die im Innern zusammenkommen, da doch noch nie ein Weißer da drinnen gewesen ist?“ Wir verweisen auf unsere Karten, aber er bleibt dabei: „das „Buch“ ist falsch, denn es hat jenes Gebiet noch kein Fremder gesehen“. Dann fuhr er fort: „Ich begreife auch gar nicht, was die Weißen daselbst wollen. Die Schwarzen haben dort etwas Handel auf dem Mungo, sonst aber ist nichts da.“ Ja schließlich fragt er ganz dreist: „Wie konntet ihr denn überhaupt hier in das Innere hereinkommen, da wir doch Niemand hereinlassen wollen?“

Diese Aeußerungen erschienen in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll. Sie bewiesen zunächst, wie eifersüchtig diese reichen und bevölkerten Gebiete, die Productionslande für den Handel der Küste, auch noch im Innern selbst gehütet werden. Die Absperrung besteht nicht bloß, wie man in Europa denkt, nahe am Meere, sondern selbst bis ins Hinterland. Ja man kann sagen, diese schwer zu übersekende Barrière wird, je weiter hinein, nur um so stärker, so daß man schließlich Etappe für Etappe nehmen muß. Sodann aber erfahren wir aus jenen Reden auch, daß der Mungo selbst noch oberhalb seines Falles, mit dem nach der allgemeinen, vielleicht gleichfalls durch die schwarzen Händler verbreiteten Annahme seine Schiffbarkeit aufhört, eine große, ja, namentlich wenn er wirklich weiter drinnen mit dem Wuri eins ist, sogar eine noch größere Rolle spielt, als weiter stromabwärts.

Diese Erkenntniß vermochte natürlich unsere Begierde, noch weiter ins Land hinein zu kommen, nur zu verstärken. Aber der alte Herr blieb fest: „Da drinnen ist nichts, ihr braucht darum nicht hinein zu gehen, ja ihr seid schon viel zu weit gekommen“. Ohne Zweifel mußten Anstalten zur Absperrung bereits hinter uns liegen. Dieselben mochten aber vielleicht nur auf den Wasserweg, das

Mungothal, gemünzt sein, da die bisherigen Versuche von Europäern, in das Hinterland einzudringen, sich immer auf diesen bezogen hatten. Der Landweg wurde entweder weniger überwacht oder aber unsere Gilmärsche hatten uns über die Grenzen gebracht, ehe die faumseligen Hüter sich aufzuraffen im Stande gewesen waren.

Als nun alle guten Worte nicht verfangen, spielte ich meinen letzten Trumpf aus, den ich für die äußersten Nothfälle reservirt hielt. Ich hatte mir nämlich auf den Rath einer Dame — das weibliche Geschlecht hat ja in solchen Dingen so oft einen guten Griff — in Hamburg einige zurückgesetzte Klapphüte gekauft. Ein solches altes Inventarstück zog ich jetzt hervor und ließ seinen noch wohl erhaltenen Mechanismus spielen. Der Knalleffect war ein alle Erwartungen übertreffender. Die unbezähmbarste Habgier in den fast aus ihren Höhlen tretenden Augen, und doch mit wahrer Furcht zugleich hingen Aller Blicke an dem Zauberhute. Hüon's Horn in Wielands „Oberon“ konnte nicht größere Wunder thun als er. Sobald das komische Ding mit dem üblichen Geräusch aufklappte, fuhr Alles zurück und anfangs fielen selbst Einige vor Schreck zu Boden.

Ich offerirte nun das werthvolle Stück der schwarzen Majestät dafür, daß mir der Weitermarsch gestattet würde. Noch schien der Mann sich weigern zu wollen, aber die schwarze Hand griff schon zu. Das vor Fett und Alter wundersam schillernde und glänzende Stück saß im nächsten Augenblick auf dem krausen Wollkopf und den Lippen der zahlreich versammelten Unterthanen entfuhr ein lautes „Ah“ der Bewunderung. Wie der Mensch bekanntlich wächst mit seinen größeren Zwecken, so wuchs auch der schwarze Häuptling unter der hohen Angströhre sichtbar höher empor. Seine Augen leuchteten in gerechtem Stolz, er drückte mir gerührt die Hand und rief: „So ist noch kein König in Afrika geehrt worden, wie ich. Du sollst deinen Willen haben, sollst das ganze Land sehen, ich will dir Wegweiser stellen und werde noch heute zwei Gilboten an meinen Nachbar, den König von Kimendi, senden, damit er dich aufs Beste aufnehme. Denn du bist der größte Mann und der beste Mensch auf der ganzen Welt!“ Das

waren viele wichtige Zugeständnisse auf einmal und ich drückte dem weiblichen Wesen, dem ich die großartige Idee sowie das unbestrittene Verdienst, die Klapphüte im „dunklen“ Erdtheil eingeführt zu haben, verdankte, über Länder und Meere hinweg im Geiste dankbar die Hand.

Mein königlicher Freund hielt aber auch sein Wort, wenngleich ich nach dem Mißerfolg, der mir in Kimendi bevorstehen sollte, zu urtheilen, fast argwöhnen möchte, daß die erwähnten Herolde einen Uriaßbrief getragen haben.

Selbstverständlich benutzte ich die gute Stimmung des Gebieters auch, um mit ihm den bewußten Vertrag abzuschließen, wozu er sich anfangs gleichfalls durchaus nicht hatte entschließen können. Der damit gesicherte Besitz des wichtigen Punktes, des eigentlichen Schlüssels zum Hinterlande, des Hauptsperrforts auf der großen Handelsstraße, dürfte für uns gewiß nicht ohne bedeutenden Werth sein.

Uebrigens sollte noch ein Glücksumstand dazu beitragen, die junge Bundesgenossenschaft zu befestigen. Es erschien nämlich plötzlich ein junger Mann in einem scharlachrothen Bedientenfrack mit einer langen Equipagenpeitsche in der Hand, zu der ihm freilich Pferde und Carosse fehlten. Der so uniformirte Mann stellte aber eine gewichtige Persönlichkeit, einen schwarzen Rothschild, einen großen Händler vom Kalabar vor, der durch Zufall bereits mit Knutson am Mbu-See bekannt geworden war. Dieser Mensch nun hielt an die Kumbaner eine förmliche politische Ansprache. Die Deutschen, die sehr zahlreich und stark seien, sowie eine ganz große Art von schrecklichen Flinten besäßen (er meinte die Kanonen), hätten neulich Bibundi (an der Küste westlich von Victoria) eingenommen, nicht mit Blut und Brand, wie man allenthalben ausgesprengt habe, sondern ganz in Frieden. Sie seien gute Leute, man dürfe sie aber nicht erzürnen.

Diese Ermahnung setzte der Sache die Krone auf. Viele der Kumbaner zupften mich freundlich am Ärmel oder drückten mir die Hand. Alles schien aufs Beste zu gehen. Aber in Afrika ist ein Glück noch unvollkommener, als anderwärts. Am Abend

des interessanten Tages brach eine förmliche Meuterei unter meinen Leuten aus. Sie erklärten, es seien schon so viele krank, sie würden noch Alle sterben müssen. Sie wären daher entschlossen, nicht weiter zu gehen, sondern umzukehren. Vergebens verwies ich sie auf den Contract, vergebens bat und drohte ich. Sie wurden förmlich rasend, brüllten, daß man kein Wort mehr verstehen konnte und fuhren wiederholt mit solchen Geberden gegen uns los, daß wir fürchten mußten, sie würden sich noch an uns vergreifen. Aber die unerschütterliche Ruhe, die wir zu bewahren so klug waren, imponirte ihnen schließlich doch, ihre Aufregung blieb indeß so groß, daß sie, die stets Bierigen und Unerfättlichen, an diesem Abend das Essen unberührt stehen ließen. Wir schliefen in der Nacht trotzdem in ihrer Mitte recht gut, wenngleich wir unter unserer Decke die geladenen Gewehre liegen hatten.

Am andern Morgen bot ich Jedem, der mit mir noch fünf Tage vorwärts gehen würde, 1 Mark mehr zu dem verabredeten Tagelohn. Das wirkte. Ohne Ausnahme überwandten sie die Furcht, die, wie ich bemerken konnte, die Kumbaner durch Erzählungen von wilden Elephanten und anderen Schreckgestalten des Weges bei ihnen zu erwecken verstanden hatten, und sagten zu. Sie verzehrten jetzt auch noch das gestern verschmähte Souper. Was sie aber übrig ließen, und das waren im Grunde nur abgenagte Knochen, darüber machten sich die beiden ersten Könige der Stadt mit einer Bier her, die allerdings mit ihrer hohen Würde nicht recht im Einklang stand.

Dann brachen wir auf, die Herzen wunderbar geschwellt von dem stolzen Bewußtsein, daß es nun vor uns absolut keine Fußspuren von Vorgängern mehr gebe. Es mag eine große Freude für einen Alpenclubisten sein, eine jungfräuliche Schneespitze zu betreten. Aber ich meine, das Hochgefühl, mit dem man da draußen im so dicht verschlossenen und doch so heiß umworbenen Erdtheil den Fuß auf unbetretenes Land setzt, übertrifft dieselbe noch weit.

Uns voraus marschirten zwei Bafon-Leute mit langen arabischen Flinten, welche letztere hier zum ersten Mal auftreten.

Hinter ihnen schritt ich mit dem zweiten König, der mich an der Hand gefaßt hielt und dabei stetig mit wahrhaft zärtlichen Blicken betrachtete. Es war ein kleiner, freundlicher Mann. Trotzdem daß wir ihm fast gar nichts geschenkt hatten, ließ er es sich nicht nehmen, uns ein gut Stück das Geleit zu geben. Als er heimwärts umwandte, verehrte ich ihm zum Andenken mein Taschentuch, das er mit großer Freude an sich nahm.

Wir mußten auch hier, nachdem wir die endlos lange Straße der Stadt passirt hatten, zunächst wieder ein tiefes Thal mit einem kleinen Gewässer überschreiten, denn es liegen nun einmal die meisten Orte dieses Binnenlandes auf hohen Plattformen zwischen zwei Flußmulden, was sie gewiß recht gesund sein läßt. Dann durchmaßen wir zuerst abermals längere Zeit gluthheiße Plantagen. Bei einem Farmerhause theilte sich der Weg, rechts ging's nach Mokonje, links hinein ins unbekante Land. Wir schlugen die letztere Richtung ein und befanden uns bald wieder im Urwald, der nach unseren früheren Bemerkungen über diese ganze Vegetationszone kaum noch etwas besonders Erwähnenswerthes aufzuweisen hatte. Nur erschien im Allgemeinen das Unterholz hier schon dichter und Schlingpflanzen traten zahlreicher auf. Der Pfad war noch immer recht gut, ja vielfach selbst betretener, als vordem. In der That begegneten uns hier auch sehr viele Leute. Einen Mann von Kimendi, der in Kumba gewesen war und uns überholen wollte, konnten wir sogar als Hilfsträger engagiren, um unsere vielen Kranken etwas zu erleichtern. Er war uns so ja auch gleich eine Art Empfehlungsbrief für seine Stadt. Das noch immer vulcanische Terrain hob sich im Allgemeinen nur mäßig, doch zeigte es sich durch zahllose Thalschluchten mit kühlen, klaren Gebirgswässern im Einzelnen überaus coupirt. Elefantenspuren wurden allenthalben bemerklich. Gummilianen hingen noch immer wie riesige Glockenzüge in großer Menge von den Titanen des Waldes nieder, deren Umfang in vielen Fällen ein für unsere an der spärlichen nordischen Vegetation gebildeten Begriffe ganz unfaßbarer heißen mußte.

Einmal passirte mir auch ein kleines Malheur. Ich sprang über einen Bach und da ich drüben tief in den an den Rändern dieser Gewässer sehr oft anzutreffenden Sumpf gerieth, faßte ich nach einem Baum. Aber ein furchtbarer Schmerz ließ mich augenblicklich zurückfahren. Ich betrachtete die verwundete Hand und sah darin einige große, schwarze Ameisen, die ich natürlich sofort abschüttelte. Aber bereits hatten sie mir große Blasen verursacht, die mir noch Tage lang den Gebrauch des beschädigten Gliedes fast unmöglich machten.

Nach fast fünfstündigem Marsche, bei dem wir unsere Kranken oft genug nur durch Drohungen mit den Elephanten vorwärts brachten, traten wir aus dem Waldesdüster heraus und sahen nun eine Landschaft vor uns, welche jene bei Messinge ba Kafe fast noch in Schatten stellte. Die Plantagen, die wir hier antrafen, umfaßten ein mindestens zehnmal so großes Terrain. Sie breiteten sich selbst über Hügel und Lehnen aus. Fast so weit, wie das Auge reichte, überall stolze Palmen, buschige Bäume mit brennendrothen Tulpenblüthen und in ihrem Schatten die rankenden Bohnen und plumpen Maiskolben. Dazu war die Sauberkeit und Ordnung auf diesen Aekern Innerafrikas eine zuvor noch nie gesehene. Alles Unkraut erschien aufs Peinlichste beseitigt, und das Erdreich war allenthalben zu kleinen Häufchen von bewundernswerther Regelmäßigkeit zusammengebracht. Wir hatten es mit einem systematischen Ackerbau zu thun.

Wir stiegen längere Zeit in diesem weiten Paradiese auf und ab, bis wir die erste Sklavenstadt passirten, aus der uns, wengleich nur in größerer Entfernung, eine Masse Kinder und Weiber mit dem tollsten Geschrei der Verwunderung nachliefen. Weiterhin folgten dann noch mehrere Ansiedlungen. Einmal ging die Straße sogar mitten durch ein großes, schuppenartiges Gebäude hindurch, das eine richtige Oelfabrik darstellte. Eine Anzahl großer Steine bildeten hier auf dem Boden einen entsprechend vertieften Kreis. Von diesem führte ein Graben nach einer Grube, die bestimmt war, das in jener kesselartigen Höhlung ausgepreßte Del aufzunehmen.

Das Fruchtland dehnte sich weiterhin noch derart aus, daß es auch hier an Händen fehlte, es vollständig in Bebauung zu nehmen. Daher bildete daselbst meterhohes Gras und Schilf eine wahre Wildniß, durch die etwa eine und eine halbe Stunde unter senkrecht niederstrahlender Tropensonne zu marschiren, kein besonderer Genuß heißen konnte. Doch erquickte hier das Auge ein niedriges, indeß von den dichtesten Palmehainen ganz überkleidetes Mittelgebirge, das sich unfern zur Rechten hinzog.

Auch zwei Flüsse liefen fast unmittelbar hinter einander quer über unsere Route. Der eine von ihnen war ziemlich breit, wenn auch nur mäßig tief. Man nannte ihn Gowe. Zum ersten und einzigen Male auf der ganzen Reise sah ich hier Lotosblumen mit ihren prächtigen weißen Lilien die dunkle Wasserfläche beleben. Den Blättern nach zu urtheilen, die nicht, wie die unserer europäischen Wasserlilie rund sondern gezähnt erschienen, war die Blume wohl identisch mit der gefeierten Nymphaea (lotos) des alten Pharaonenlandes. Das Andenken an dieses Gewässer aber wird bei mir nicht nur die liebliche Pflanze, sondern auch ein fataler Unfall rege erhalten. Der Sklave, der mich abermals auf seinem Rücken transportirte, glitt nämlich im Flusse aus und warf mich so in das feuchte Element.

Zum Glück war jetzt die Nachtstation nicht mehr fern. Als wir um einige Büsche bogen, sahen wir sie plötzlich vor uns, eine Doppelzeile von Häusern, noch länger, wie die von Kumba, welche einen sanften Lehnhang hinaanstieg. Die Lage war von überraschender Schönheit. Ringsum Gärten und grasreiche Weiden, zur Seite rechts der erwähnte Hügelzug mit seinen Palmenwäldern, geradeaus aber, noch einige Stunden entfernt, ein imposantes, duftiges und formenreiches Gebirge, daß wir auf 8—10000 Fuß Höhe schätzten. Ohne Zweifel war dies letztere die blaue Bergkette, die man schon von Kamerun aus seitwärts rechts vom Kamerunmassiv entdecken kann, ohne daß aber dort bisher Jemand anzugeben vermochte, wo dieselbe sich befinde. Wir hörten sie hier Bafarami-Gebirge nennen, während die von uns erreichte Stadt Kimendi oder mit dem zweiten Namen, den auch sie wieder führt,

Ekelewingi heißt. Wir fanden ihre Höhe zu 300 m und herrschte dementsprechend an diesem Orte auch eine recht angenehme frische Luft, die beispielsweise an den beiden Morgen, die wir hier verlebten, nur 20—21° C. maß.

Als wir in den Ort eintraten, standen uns gleichfalls mancherlei Ueberraschungen bevor. Alles verrieth daselbst eine größere Cultur, als wir bisher angetroffen hatten. Die stattlichen Häuser trugen zur besseren Sicherung ihrer Dächer auf dem Firste noch Böcke, die von gekreuzten Hölzern gebildet wurden. Auf Gassen und Plätzen zeigte sich eine ganze Masse von Kindern, die einer graubraunen, kräftigeren Rasse angehörten. Eine überaus anheimelnde Erscheinung für uns bildeten namentlich die munteren Kälber, die sich unter lustigen Sprüngen tummelten, während ihre Mütter, um der Sonne auszuweichen, unter den vorspringenden Dächern der Gebäude standen.

Wir zogen die breite, saubere Hauptstraße aufwärts, an den beiden ansehnlichen Palaverhäusern vorbei nach dem Königspalaste. Aber wir hatten denselben noch nicht ganz erreicht, als wir auch schon sahen, wie geschäftige Hände die uns bereits bekannten Antilopenfellstühle für uns vor das Gebäude stellten. Wir brauchten dann dort auch nicht lange zu warten, bis der Herrscher sein Geschenk brachte, ein starkes, trächtiges Schaf, wie solches sammt dem Foetus für viele Negerstämme, namentlich auch für unsere Bakwiri, eine ganz besondere Delicatesse bildet. Nur die Bakundu verabscheuen Schaffleisch unter allen Verhältnissen, und mußten wir daher für diejenigen unserer Leute, die diesem Stamm angehörten, anderes „beef“ beschaffen. Sie bekamen ein geräuchertes Krokodil.

Selbstverständlich war auch in diesem Orte, wohin sich, seit die Welt steht, noch kein Bläßgesicht verirrt hat, die Neugier außerordentlich. Nach wenig Augenblicken schon waren wir von einem Menschenschwarm umringt, der sich immer enger zusammenschloß, gleich als wolle er uns noch erdrücken. Ich bemerkte hierbei, daß die Leute schon größer und stämmiger waren, als ihre Nachbarn in Kumba. Sie hatten auch vielfach recht angenehme Gesichter und die überaus künstlichen Haarfrisuren, die unter ihnen Mode

waren, kleideten sie sehr gut. Trotz ihrer Zudringlichkeit mußten die Menschen übrigens ganz sittsam und bescheiden heißen. Außerordentlich war ihre Scheu vor uns. Sobald wir nur Miene machten, von unseren Sitzen aufzustehen, oder selbst wenn wir sie auch nur ansahen, flohen sie wie besessen davon. Von etwa besonders merkwürdigen Sitten unter ihnen konnte ich nur erfahren, daß der Diebstahl hier sogar mit dem Tode bestraft wird.

Unter der uns umdrängenden Masse tauchten leider auch an dieser Stelle wieder zahlreiche Händler auf, doch war es interessant zu hören, daß hier der größere Theil schon von drüben, vom Kalabar, komme. Kimendi ist eben der Punkt, wo beide große Handelsstraßen, die von der Kamerunküste und die vom gedachten Flusse herzuführende, sich kreuzen. Auch sonst ließ mancherlei dortselbst auf eine lebhafte Handelsbewegung schließen. Namentlich passirten unaufhörlich ganze lange Karawanen unseren Platz, deren Glieder natürlich jedesmal vom Wege abbogen, um den Grund des ungeheuren Auflaufes zu ermitteln. Mit wahrhaft komischem Entsetzen fuhren diese Leute dann immer zurück, nachdem sie uns endlich erspäht hatten.

Wir waren kaum 30 Minuten im Orte, da sollte uns auch schon eine ganz offizielle Begrüßung bescheert sein. Mit ernster Miene und langsamem Schritt nahte sich eine Schaar von etwa vierzig ergrauten Staatsbürgern, lange Ebenholzstäbe in den Händen. Das mochte wohl eine Art Senat oder Stadtverordneten-schaft vorstellen. Als sie vor uns angekommen waren, reichte uns jeder die Hand und der König gab seiner Freude Ausdruck, daß weiße Männer, die so klug und reich sind, die Stadt besuchen. Zugleich aber bittet er, daß man ihnen doch nun auch so ein Papier gebe, wie dem König in Kumba, der dieses freudige Ereigniß bereits seinem Nachbar hatte mittheilen lassen. Wie wunderbar, daß sich die Leute also förmlich zum Bündniß mit uns drängten, wo wir früher gefürchtet, es werde immer einer langen Ueberredung bedürfen. Natürlich erfüllten wir den Wunsch alsbald und schenkten dem entgegenkommenden Manne auch eine Fahne, die große Freude stiftete.

Leider wurde das in dieser Weise über Erwarten rasch zu Stande gekommene gute Einvernehmen bald gestört. Wir forderten nämlich die Leute auf, uns doch Lebensmittel zum Verkauf zu bringen. Aber sie zögerten über Gebühr, und als wir sie endlich zur Rede stellten, bekannnten sie, daß ein Kamerun-Mann ihnen gesagt habe, sie möchten uns ja nichts geben, denn wir kämen nur, um sie todtzuschießen, wie wir es drunten bei ihnen auch gethan. Da also wiederum die bössartige Intrigue dieser eifersüchtigen Händler! Es gelang uns indeß, in einem langen Palaver die Leute von der Friedfertigkeit unserer Absichten zu überzeugen und bald flossen uns denn auch alle möglichen Landeserzeugnisse in reichster Fülle und zu den billigsten Preisen zu, wie es ähnlich noch nie geschehen war. Wir erhielten außer Coca, Plantains, „süßen Potatoes“ besonders auch die sehr schmackhaften „Erdmandeln“ (*Arachis hypogaea*), ferner große, grüne Citronen und Apfelsinen, die indeß ihrer ganz außerordentlichen Säure wegen kaum genießbar waren, sowie Hühner und Eier. Letztere, die man uns sonst immer nur paarweise angeboten hatte, wurden hier zu Duzenden gebracht und waren so billig, daß man für eine der kleinen, schlechten Thonpfeifen, wie wir sie mit uns führten, vier bis sechs Stück erhielt. Es wurden auch solche von brauner Farbe offerirt, welche von wilden Hühnern herrührten, die in der Umgegend sehr häufig sein sollen. Doch waren dieselben meist schon angebrütet, was unsere gefräßigen Träger indeß nicht hinderte, sie mit dem größten Appetite zu verzehren.

Ich bemerke hierzu, daß wir auch leere Conservenbüchsen für hohe Preise los wurden. Man riß sie uns förmlich aus den Händen und machte alsbald ganz leidliche Trinkgefäße daraus, indem man den scharfen Rand umbog und so eine stumpfe Trinkfläche herstellte. Was würde also eine deutsche Factorie in diesen reichen, gesunden Gegenden mit ihren großen Städten für Geschäfte machen können! Hausgeräthe müßten ja trefflich gehen und bei dem hohen Culturstand des Volkes auch schon feinere Artikel aller Art Absatz finden. Nur Stahlwaaren dürften vielleicht weniger verwerthbar sein, da, wie man uns sagte, die Leute hier

und in den großen Städten der Nachbarschaft selbst vortreffliche Schmiede sind.

Auf alle Fälle könnte man an diesem Orte theuer verkaufen und billig einkaufen. Denn man muß bedenken, daß das Quantum Del, das der Kameruner an der Küste dem Europäer für 200 Mk. darbietet, von den Balonghändlern, die es ihm für etwa 40 ablassen, hier nur mit etwa 10—20 Mk. bezahlt wird. Dabei bekommen die armen Producenten noch dazu die allerelendesten Waaren, und zwar ausschließlich Tabak und Zeug, denn etwas Anderes führen diese trägen Hausväter nicht. Die Einbürgerung des europäischen Handels in diesem überdies so gesunden Oberlande müßte also geradezu als eine Wohlthat für die Leute angesehen werden. Schade, daß sie dies nicht selbst erkennen. Aber die selbstfüchtigen Händler von der Küste mögen ihnen wohl einreden, daß die Weißen noch weniger für ihre Erzeugnisse geben würden. Daher der auffällige Umstand, daß sie mit diesen ihren Blutsaugern unter einer Decke stecken und ihnen so bereitwillig den Abschluß gegen die Fremden aufrecht zu erhalten helfen. Merkwürdiger Weise schienen allerdings, um dies hier gleich einzufügen, die Einwohner von Kimendi an diesem ersten Tage unserer Anwesenheit gegen unsere Weiterreise keinerlei Bedenken zu haben. Im Gegentheil erbot sich der König, als er von unserem Plane hörte, freiwillig, uns am andern Tage zum Kalabar zu führen.

Am Abend wurden uns zu Ehren auch noch besondere Festlichkeiten veranstaltet. Zuerst fand ein Umzug durch den Ort statt, den mehrere Trommler anführten. Dann wurde im Hause nebenan getanzt. Dabei saßen die zwei Musikanten, die die Trommeln, hier wieder Fässer mit Fellüberzug, im raschen Dreiviertel-Tact mittelst der Hände bearbeiteten, rittlings auf diesen Instrumenten, während sich vor ihnen in langer Reihe die Tänzer, darunter selbst Mütter mit ganz kleinen Kindern auf dem Rücken, im Kreise bewegten. In der Mitte dieser Runde chassirten einige ehrbare Greise, jedenfalls die Tanzordner, unaufhörlich bald vorwärts, bald rückwärts.

Ich mußte diesem langweiligen Vergnügen allein zuschauen,

denn das tödtliche Fieber hatte jetzt auch den starken Schweden niedergeworfen, während es mich in einer selbst den Trägern auffälligen Weise verschonte. Sie äußerten oft genug: „Doctor is very strong.“ Endlich zog ich mich auch zurück. Aber als ich nach meiner Gewohnheit für die Nachtruhe einen Jäger-Anzug anlegen will, fühle ich am ganzen Körper einen furchtbaren Schmerz. Ich reiße schnell die Sachen wieder ab und sehe zu meinem Schrecken, daß Ameisen dahinein gekommen sind. Ich leuchte auf den Boden und siehe, da wimmelt Alles von den bössartigen Insecten. Das hatte für meine so wunde Haut noch gefehlt.

Wir verlegen nun schnell unser Quartier nach der andern Hälfte des scheunenartigen Gemachs und die Träger, die unter diesem ihnen ganz fremden Stamme nicht am Tanze theilzunehmen wagten, ziehen eine Feuerbarrière zwischen uns und unsern kleinen Quälgeistern. Darauf säuberten wir das Local auch von zweibeinigen lästigen Gästen, einer Anzahl von Neugierigen, die noch jetzt, gegen Mitternacht, wie im Anstarren versteinert, um uns saßen, und suchten den Schlummer, den uns freilich die dicht nebenan tobende Tanzmusik noch nicht so bald finden ließ.

Am andern Morgen lag die prächtige Landschaft in entzückender Pracht vor uns ausgebreitet. Gern hätte ich jetzt mit dem wackeren Schweden, dessen kräftige Natur das Fieber bis auf etwas Schwäche schon wieder überwunden hatte, das wichtige Ereigniß, daß wir als die ersten Weißen in dieses gesegnete Land, wenn auch erst nur für eine kleine Strecke, eingedrungen waren, wenigstens mit einem Schnapfe gefeiert. Aber der kleine Vorrath, den wir mit uns geführt hatten, war schon in Kumba ausgegangen. Wir besaßen nur noch etwas bittere Essenz, die wir jetzt unter der deutschen Fahne, mit der wir immer unsere Herberge zu schmücken pflegten, mit einem Hoch auf das Vaterland, dessen Grenzen wir bis in diese entlegene Gegend ausgedehnt hatten, austranken. Wir schwelgten dabei gleichzeitig in der beglückenden Hoffnung, nun auch alsbald noch die letzte, schmale Strecke, die uns von dem Ziele trennte, nehmen zu können.

Aber o weh, da kam wieder der Unglücksrabe, der Hetman,

und meldete, daß nunmehr zehn von den Trägern daniederlägen und daß wir unmöglich weitergehen könnten. Er bat mich zugleich um meinen Schnepper, um dem Einen, der schon wie todt daliege, zur Ader zu lassen, was die Leute mit großem Geschick und bestem Erfolg schon oft an Andern probirt hatten. Was war zu machen? Ich konnte doch so nahe am heißersehten Ziele nicht umkehren! So packten wir denn in mehrstündiger saurer Arbeit so viel Tauschwaaren, wie für etwa zwei Wochen hinzureichen schienen, in kleine, circa 20 Pfund schwere Pakete. Dann wählten wir von den noch Gesunden zwanzig der Tüchtigsten aus und setzten den Abmarsch für den nächsten Tag fest. Wir wollten wenigstens einen flüchtigen Recognoscirungszug zum Kalabar durchführen. Die Kranken sollten unter der Aufsicht der Uebrigen und versehen mit den zu ihrem Unterhalte nöthigen Tabakquantitäten bis zu unserer Rückkehr in Kimendi verbleiben, wogegen sie sich freilich lange mit aller Zähigkeit, die die Furcht zu erzeugen vermag, wehrten. Dann gingen wir daran, die noch übrige Tageszeit wenigstens zum Besten von Erkundigungen über den Weitermarsch auszunützen.

Wir verschlossen uns zu diesem Zweck mit dem König und einigen der angesehensten Chiefs in ein kleines Hinterhaus, denn im Hauptgebäude wären wir allzu gestört gewesen, da die Schaar der Neugierigen aus dem Orte sich stündlich noch durch zahlreiche Zuzügler von den benachbarten Städten verstärkte, bis wohin bereits die Kunde von unserer Ankunft sich verbreitet hatte. Unsere Absicht war nicht so leicht zu erreichen. So sehr wir auch die Friedfertigkeit unserer Gesinnung betonten und darlegten, daß wir nicht des Handels wegen kämen, der Herrscher blieb doch dabei, daß wir nicht weiter gehen könnten. Und als wir nach dem Grunde fragten, traten wiederum die nun schon bis zum Ueberdruß vernommenen Vorwände auf; es sei zu weit bis zum Kalabar, es gäbe keine Städte, man müsse immer im Busch schlafen, den wilden Thieren preisgegeben u. s. w. Darauf ließ ich dem zähen Herrn kurz und bündig erklären, ich wisse genau, dies Alles seien Lügen, aber dem König einer so großen Stadt zieme nicht

die Lüge, sondern die Wahrheit. Das schlug durch. Die Angaben, die er nunmehr machte, besagten aber das gerade Gegentheil von dem, was wir zuvor gehört. Man könne, belehrte er uns, in 3—4 Tagen bis zu jenem Flusse kommen. Es gäbe zwei Wege dahin, der eine, mehr links, sei schlechter und einsamer, der andere, rechts, dagegen leicht, und dieser führe auch über vier große Städte, von denen die erste, Bafarami mit Namen, die nach der übereinstimmenden Darstellung sämtlicher Anwesenden das eigentliche Centrum dieser reichen Productionsgebiete zu sein schien, nur wenige Stunden nördlich von Kimendi liege. Am Flusse treffe man auf den Ort Ekotojuko. Dort seien hohe und wasserreiche Katarakte.

Es war interessant, wie der Häuptling diese letzteren schilderte. Er stellte sich auf die Zehen und strich nun mit beiden Händen in einer schiefen Ebene bis zum Fußboden nieder, indem er zugleich Töne ausstieß, die das Brausen und Tosen der Gewässer nachahmen sollten. Leider nur vermochten wir nicht zu ermitteln, ob er damit die Ethiope-Fälle oder andere weiter stromaufwärts belegene Cascaden meinte. Auffällig war es aber, daß man die Stadt Ikum kannte, die nach unseren Karten unweit der ersteren ihren Platz hat. Wir erfuhren dann noch, daß der Weg überaus steil ansteige, dergestalt, daß man bei der Rückkehr einen anderen Pfad einschlagen müsse, um sich nicht der Gefahr eines Sturzes in den Abgrund auszusetzen. Aus dieser letzteren Angabe erhellte, daß hinter Kimendi eine zweite Terrasse folgt; die Hochländer, die man dann dort oben trifft, dürften infolge der bedeutenderen Erhebung bezüglich gesunder Lage und fruchtbarer Beschaffenheit die Gebiete von Bafon noch übertreffen. Die „weißen Männer“ aber, die unsere Berichterstatter unter Bezeigung großer Furcht daselbst schon anwesend sein ließen, können wohl nur für Araber gehalten werden, die des Sklavenhandels wegen, der in diesen Städten große Stapelplätze hat, dahin kommen mögen.

Höchst bedeutsam mußte auch das heißen, was wir hier über den gordischen Knoten der Kamerunflüsse vernahmen. Es stimmte

im Allgemeinen in überraschendster Weise mit dem, was wir schon in der Studirstube daheim conjiirt und dann bei der Wanderung von Victoria aus so oft gehört hatten. Der Mungo, so hieß es, der das Bafarami-Gebirge mittelst enorm tiefer Defiléen durchbreche, fließe jenseit derselben rechtwinklig von einem gewaltigen Flusse ab, den man hier Uá nannte, während man das Wort früher Ué oder Dé aussprach. Diesen Mutterstrom identificirten unsere Gewährsmänner in Kimendi bestimmt mit dem Shlé, der allem Anschein nach nichts anderes als der Kalabar sein kann. In Kumba und im Unterlande hatte man ihn für einen Nebenfluß des letzteren ausgegeben. Dagegen wußten unsere jetzigen Berichterstatter nichts vom Mepoan, den der König in Kumba kannte und der auf unseren Kartenblättern als ein linker Zufluß des oberen Kalabar figurirt. Wohl aber sprach man uns jetzt, zum ersten Male, von einem großen Gewässer, das noch überaus weit („bang, bang, bang“) jenseit des Kalabar ströme, womit wohl nur der Binue gemeint sein konnte. Es läßt sich also vermuthen, daß selbst bis zu diesem die Handelsbeziehungen dieser Hochländer Inner-Kameruns reichen.

Immerhin war aber doch die ganze topographische Darlegung sehr verschwommen und unsicher. Ich dachte daher daran, einen der zahlreich im Orte anwesenden Kalabarahändler zu befragen. Wir ließen wirklich auch bei einem solchen daraufhin anklopfen, erfuhren aber nur, daß er uns seine Handelsstraße nicht für 100 Pfund Sterling verrathen werde, geschweige denn, daß er uns als Führer zu dienen bereit gewesen wäre. Man ersieht daraus, daß das fatale Absperrungssystem, das bezüglich der in Frage kommenden Hinterländer herrscht, nicht nur von der Küste des Meeres aus, sondern auch vom Kalabar her aufrecht erhalten wird, und daß also ein Eindringen in umgekehrter Richtung, das heißt von letzterem aus, kaum geringeren Schwierigkeiten begegnen dürfte, als sie uns beschieden waren. —

Der Abend dieses Tages brachte, wie dies so oft während unserer Reise geschah, wieder einmal eine rechte Aufregung, obgleich dabei diesmal auch das erheiternde Moment nicht fehlte.

Wir nahmen nämlich eben noch in dem Hause unser gewöhnlich äußerst dürftiges Mahl ein, dessen Hauptbestandtheil, Reis, in diesem Falle einen besonders widrigen Beigeschmack von Seife hatte, weil von unserem Boy aus Versehen das Waschbecken als Kochgeschirr benutzt worden war. Da stürmte plötzlich der König in furchtbarer Erregung herein und hielt unter wüthenden Gefsticulationen eine fulminante Rede. „Einer Deiner Leute“, so schrie er, „hat eine Frau aus der Stadt verführt. Das sollt Ihr büßen!“ Vergebens war es, daß der Beschuldigte seine Unschuld betheuerte. Der König blieb bei seiner Behauptung. Das Weib wurde herbeigeführt und gab auch zu, von Jenem einen Faden Zeug erhalten zu haben, jedoch nur als Lohn dafür, daß sie demselben Einiges gekocht hatte. Der unbesonnene Monarch war blamirt. Aber nun kehrten meine Leute den Spieß um. Sie forderten jetzt ihrerseits eine Sühne von dem König. Denn es ist Neger Sitte, daß eine unbegründete Anklage nicht ungerochen bleiben darf. Als der Mann darauf nicht eingehen wollte, machten die kräftigen Menschen wenig Umstände und warfen ihn ganz regelrecht zur Thür hinaus. Dann stimmten sie ihr Kriegsgeheul mit solchem Aufwand von Stimmmitteln an, daß die friedfertigen Städter sofort in ihre Häuser verschwanden und die Straße wie gekehrt erschien. Der Bakundu-Sklave wurde jetzt als Parlamentär entsandt. Unterdeß unheimliche Pause.

Endlich naht ein Bote mit der Nachricht, der Gemeinderath (Palaver) habe seinen Entschluß gefaßt und marschiere heran. Die Träger eilten hinaus und zogen auch uns mit sich, denn bei einer so wichtigen Sache, meinten sie, dürften wir als die Hauptpersonen nicht fehlen. Auf den langen Baumstämmen, die vor den Häusern als Bänke dienen, nehmen wir Platz und sehen nun, wie die Schaar der schwarzen Männer ernstest Angesichts näher kommt. Einer von ihnen führt ein Schaf am Stricke. Im Halbkreis stellen sie sich vor uns auf, der König, der sich fortwährend mit der Miene eines zerknirschten Sünders die Augen wischt, voran. Darauf wirft sich der dolmetschende Sklave vor mir auf die Kniee und eröffnet der lauschenden Menge, was die Väter der Stadt

uns zu sagen haben. Wir seien vom Könige beleidigt worden, das stehe fest. Aber dieser bereue von ganzem Herzen und biete ein Schaf zur Sühne; es solle nun aber auch, dies sei die Bitte der Stadt, wieder Friede und Freundschaft herrschen zwischen ihnen und uns. Hier meckerte das Schaf in recht wenig weisevoller Weise, aber die hohen Wedel der Palmen, die alten Symbole des Friedens, nickten, vom Abendwind bewegt, beistimmend, während der Mond mit der strahlenden Helle südlicher Breiten sein Licht über die seltsame Scene ausgoß.

Nach kurzer Pause ergriff unser Hetman das Wort zu einer nach Form und Inhalt vollendeten Gegenrede. „Wir sind“, sagte er, „friedliche Leute. Wir kommen fern vom Meere, das schöne Land zu sehen. Wir wandern nun schon sechzehn Tage unter großen Mühen. Aber wir haben noch überall die freundlichste Aufnahme gefunden. Nur hier thut man uns ohne allen Grund die größte Schmach an. Was wird man draußen in der Welt von Kimendi sagen? Wir kommen mit zwei weißen Männern, das sind Deutsche. Die Deutschen aber verstehen mit Freunden gutes, mit Feinden jedoch böses Palaver zu machen. Sie haben auf ihren Schiffen Flinten so lang und dick wie eure Palmenbäume und sind die stärksten Leute, die die Sonne bescheint“. Hier meckert das Schaf Beifall, und der Redner hält einen Augenblick inne. Darauf schließt er: „Nach all dem ist ein Schaf viel zu wenig, uns zu versöhnen, drum geht nur wieder weg, und überlegt, wir ihr uns würdig begegnen mögt!“

Richtig wandte sich das schwarze Behmgericht von dannen, um im Nebenhause nochmals zu berathen. Als es zurückkehrte, hatte das Schaf einen Jagdhund als Gefährten erhalten, wie ein solcher hier zu Lande mehr gilt als eine Ziege. Nun erklärte der Hetman feierlichst, daß wir befriedigt seien. Der König setzt sich darauf erst mir, dann auch Knutson auf den Schooß, fällt uns um den Hals, bittet um unsre Verzeihung und gelobt stete Treue gegen Deutschland. Wir aber vertheilen zum Schluß noch etwas Tabak an alle Betheiligten, um den Friedensbund auch mit der Friedenspfeife zu besiegeln, während Schaf und Hund drinnen im

Hause angebunden werden, zum Unglück in solcher Nähe unserer Betten, daß uns dann das eine Thier durch seine Stimme, das andre durch seine Capriolen im Schlafe störte. Wir waren aber der kleinen Episode herzlich froh, denn wir hofften, daß sie ein Mittel der Förderung mehr für unsere Reisepläne sein werde.

Uebrigens sollte dieselbe am nächsten Morgen noch ein Nachspiel erleben. Die Bakwiri wollten das Schaf zum Frühstück schlachten, da sie Hundefleisch nicht mögen. Die Bakundu aber verabscheuten gerade das erstere und stimmten für den Tod des letzteren. Lange wogte der Streit hin und her und bald stiegen die Actien für den Köter, bald für das Wollenthier. Schließlich siegte, wie so oft in der Welt, auch hier die Schafspartei; das Schaf fiel, ein Opfer gekränkter deutscher Ehre. Der Hund aber bekam ein schweres Holz um den Hals, um ohne Gefahr des Ausreißen in lebendem Zustande mitgenommen zu werden.

Sa, wenn's nur auch nun vorwärts gegangen wäre! Wir standen schon um 6 Uhr reisefertig und der König brachte richtig die versprochenen Wegweiser, vier an der Zahl, da zwei — mit diesen hätten wir uns begnügt — erklärten, sich allein zu fürchten. Aber das ansehnliche Geschenk, das wir darauf dem Manne überreichten, hatte merkwürdigerweise eine gerade entgegengesetzte Wirkung, als zu erwarten war. Es wurde uns auf einmal erklärt, daß wir keine Führer erhalten und überhaupt nicht gehen könnten. Sedenfalls hatten wiederum Einflüsterungen von hinterlistigen Händlern stattgefunden oder aber, was noch wahrscheinlicher, es war eine geheime Botschaft eingelaufen, daß der Entschluß nahe. Ehe wir recht wußten, was geschah, hatte sich auch schon unser ganzes Haus mit Männern aus dem Orte unter Führung des zweiten Königs gefüllt. Man machte uns ein regelrechtes Palaver, das rasch einen sehr erregten Anstrich gewann. „Wie konntet ihr“, so fragte man uns wiederholt, „überhaupt in das Innere hereinkommen, wenn ihr nicht Freunde von King Bell seid?“ „Was wollt ihr hier, was habt ihr hier zu suchen?“ Vergebens war es, daß wir immer wieder unsere rein objectiven, nicht händlerischen Absichten betonten. Man blieb dabei: „das Volk liebt

es nicht, daß ihr weiter geht, darum dürft ihr eure Reise nicht fortsetzen!"

Wir waren empört, und das um so mehr, als über all diesem Hin- und Herreden eine Stunde nach der andern von dem schönen Morgen verging. Der Hetman rath, auf die tobende Volksmenge einige Schüsse abzugeben, Knutson will wenigstens zwei oder drei der Röhre in den Straßen zusammenkartättschen. Ich verwehre auch dieses, zu unserem Heile, denn sonst würde ohne Zweifel Niemand von uns die Heimath wiedergesehen haben. Eins aber gestatte ich doch, daß wir demonstrativ mit unseren Gewehren spielen, von denen wir am Tage zuvor den Städtern eine Probe gegeben hatten, indem wir mehrere Löcher in Balken und Bretter schossen, was der Anlaß zu ihrer größten Verwunderung aber auch zu ihrem höchsten Entsetzen gewesen war.

Schon glaube ich die Leute hinreichend eingeschüchtert und Knutson greift nach der Trompete, um zum Abmarsch zu blasen. Da geschieht etwas Furchtbares, das mit einem Schlage auch die letzte unserer Hoffnungen vernichtet.

Es fallen rasch nach einander mehrere Schüsse am südlichen Eingang der Stadt. Verdußt eilen wir an die Thür, zu sehen, was es giebt. Da ziehen in langem Gänsemarsch hochgewachsene Eingeborene heran, Einer hinter dem Andern in festem, militärischem Schritt. Jeder trägt eine lange Flinte auf der Schulter; voran schreiten eine Anzahl Trommler, während aus der Mitte des Zuges mißtönende Kuhhörner schallen. Alle sehen uns, wenn sie unser Quartier passiren, scharf und mit finsterner, herausfordernder Miene in die Augen. Viele brennen uns auch ihr Pulver direct vor der Nase ab, aber kein Wort wird hörbar, keine Hand streckt sich grüßend nach uns aus. So sind hundert Mann vor über. Indeß nur eine kurze Unterbrechung, dann kommen neue Schaaren zum Vorschein, bis das halbe Tausend voll ist.

Jetzt hat der sonderbare Aufmarsch sein Ende erreicht, der letzte Mann ist verschwunden, aber noch stehen wir wortlos da, so überraschend schnell, wie eine Vision, ist das Ganze gekommen und wieder vergangen. Wir ermannen uns und befragen die

wenigen Kimendianer, die noch geblieben waren. Mit verlegener Miene, aus der es aber doch auch schon wie geheime Schadenfreude blüht, sagen sie, daß diese Krieger Leute seien, die nach einem fernen Sklavenmarkt zögen. Dann corrigiren sie sich und erzählen, ein Elephant habe in der Nacht einen Mann getödtet und Sene kämen, ihn zu verfolgen, schließlich heißt es, es sei Krieg zwischen Kumba und Kimendi ausgebrochen und das wären ihre Söldnerschaaren.

Diese widersprechenden Angaben mußten bedenklich machen, auch wenn ich nicht schon aus anderen Gründen die Sache durchschaut hätte. Ich hatte ganz bestimmt einige Sklaven, die ich in Messinge ba Kake und Kumba gesehen, in der langen Linie wieder erkannt. Am meisten aber fiel es doch auf, daß mit einem Male die ganze Stadt wie ausgestorben erschien. Es lagerte die schwüle Stille über dem sonst so belebten Ort, die in der Natur dem Ausbruch eines Gewitters vorherzugehen pflegt. Die Zufuhr von Lebensmitteln, die vorher so reichlich flossen, schien mit einem Male versiegt zu sein. Man brachte uns nicht ein Ei mehr, wir mußten diesen ganzen Tag fasten. Selbst die eben noch so zudringlichen Neugierigen waren wie weggeblasen. Wir befanden uns einmal ganz unter uns, freilich in beängstigender Weise.

Nur jenseit des Ortes, da, wo unser Weg denselben zu verlassen gehabt hätte, mußte ein tolles Leben herrschen. Von dorthier scholl der Lärm zahlreicher Stimmen sammt Trommelwirbel, Trompetenstoß und dem Geknatter ganzer Salven. Was war zu thun? Selbst der Vertrauenseligste mußte die Situation für ernst halten. Ich konnte nichts unternehmen, ehe ich mir nicht Aufklärung über Art und Zweck jenes im Negerland so ganz unerhört großen Aufgebots von bewaffneter Macht verschafft hatte. Ich sah mich nach dem Bakundu-Sklaven um. Aber, neuer Schreck, der Mann war nicht zu finden. So galt es denn, vorläufig die Hände in den Schooß zu legen, bis sich die dunkle Sache durch irgend einen Zufall von selbst lichtete. Indeß lange Stunden vergingen so. Während dessen sahen wir, daß viele der schwarzen Soldaten von ihrem Lagerplatze in die Stadt hereinkamen, und in

den Häusern verschwanden, aus deren Thüren dann hie und da ihre Gewehrläufe blizten. Die wenigen Städter aber, die jetzt noch an unserem Hause vorüberkamen, grinnten uns mit einer herausfordernden Keckheit an, die mit ihrer vorherigen Bescheidenheit und Furcht im grellsten Contraste stand.

Am Abend war der Sklave endlich wieder da. Er gab an, er habe nur sehen wollen, was seine Stammesgenossen, unter denen er viele Freunde zähle, da draußen im Busche machten. Er konnte uns auch eine Botschaft von ihnen bringen, nämlich die, daß sie sofort auf uns Feuer geben würden, wenn wir daran denken sollten, weiter vorzudringen. Ich ließ darauf den Mann mit wahrhaft großartigen Geschenksofferten noch mehrmals den Weg dahinaus machen. Aber er kam immer nur mit demselben lakonischen Bescheide heim. Auch einige besonders muthige von den Trägern, die da oder dort in der Stadt einen Besuch abgestattet hatten, kehrten mit trüber Kunde zurück. Die Leute sagen, berichteten sie u. A., wir hätten ja in Kamerun auch mit den Schwarzen Krieg angefangen, warum sollten sie uns denn hier nicht das Gleiche anthun? Das waren unverkennbar wieder Eingebungen von den miserablen Händlern. Solche hatten auch ganz unverhohlen auf der Straße den Städtern zugerufen: „Herein sind die Weißen gekommen, aber hinaus sollen sie nicht wieder kommen!“

Das waren bedeutsame Anzeichen. Es stand fest, ohne Kampf konnten wir nicht weiter gelangen. Aber durfte ich einen solchen wagen? Ja, wenn das Terrain offen gewesen wäre, dann hätten 30 Hinterlader immerhin 500 Steinschloßgewehren gegenüber große Chancen gehabt. Aber dicht hinter dem Orte begann eine überaus coupirte Landschaft. Dazu war ein guter Theil meiner kleinen Schaar kampfunfähig. Die Uebrigen zitterten vor Angst trotz der sieghaften deutschen Waffe in ihren Händen. Es war klar, daß sie alle Reißaus nehmen würden, wenn etwa Knutson und ich verwundet werden sollten. Zudem mußte ich bedenken, daß ein Blutvergießen unter den Eingeborenen immer ein wahrer Fluch ist. Für Jahre wären dann alle Aussichten, diese so hart-

näckig gehüteten Länder dem friedlichen Handel zu erschließen, dahin gewesen.

So galt es denn, sich zum Rückzuge zu entschließen. Aber wie weh das thun mußte, das begreift nur der, der schon einmal in gleicher Weise nach sauren Mühen, nach Einsetzung seines ganzen Seins und Könnens, seines Glückes und seines Lebens noch so dicht vor dem Ziele sich an einer unübersteiglichen Schranke fand. Da krampft sich das Herz zusammen vor ohnmächtiger Wuth!

Indeß hier handelte es sich nicht einmal nur um einfaches Aufgeben eines großen Vorhabens. Es schien selbst das Wiederherausziehen des Fußes aus der Schlinge zweifelhaft. Wir waren ja weit von aller Cultur, allem Zuzug abgeschnitten und der ungeheuersten Uebermacht preisgegeben. Es hing doch entschieden nur von dem guten Willen der Schwarzen ab, ob sie uns aus der Mausefalle wieder herauslassen würden. Und wer mochte darauf bauen, zumal sie es so bequem hatten, sich in den Besitz unseres werthvollen Gepäcks zu setzen!

So mußten wir uns denn selbst auf einen nächtlichen Ueberfall gefaßt machen und ergriffen danach unsere Maßnahmen. Ich legte Patronen für die Leute zurecht, ließ die vier Thore des Hauses verrammeln und stellte an jedes derselben einige der besten Schützen. Die Uebrigen mußten für den Nothfall bereit bleiben. Ich selbst ging mit dem Schweden, das geladene Gewehr im Arm, stetig auf und ab, um zu verhüten, daß die Menschen in Schlaf verfielen. Ein Licht wagten wir nur in einer Ecke des großen Raumes brennen zu lassen, damit wir nicht von draußen gesehen würden. So verbrachten wir die ganze lange Nacht. Wie so lockend stiegen da die friedlichen Bilder aus der fernen Heimath, wo um dieselbe Zeit wohl die Lieben im sicheren Schlafe lagen und von uns träumten, vor der beunruhigten Seele auf! Ein Glück, daß auch jetzt wieder der Mond draußen Tageshelle verbreitete. „Es wird gut zu kämpfen sein“, sagte der Schwede in seiner trocknen Weise.

Wirklich schien es auch, als ob die blutige Entscheidung immer näher rücke. Mehrmals bemerkten wir, wie flüchtige Ge-

stalten, vorsichtig jeden Schatten benützend, um das Haus herum huschten. Sie mochten wohl auskundschaften wollen, ob wir schliefen. Wir steckten dann immer unsere Gewehrläufe durch einige Lufen, worauf alsbald das Terrain wieder frei wurde. Wiederholt schien es auch, als ob der kriegerische Lärm, der von der Gegend im Norden vor der Stadt unaufhörlich durch die feierliche Stille der Nacht schallte, sich weiter heranziehe. Wir faßten dann unsere Büchsen fester und gelobten uns nochmals, Einer für den Andern zu stehen und zu fallen. Aber das Gefürchtete blieb aus. Der Mond trat ab, die ersten bleichen Tageschimmer brachen sich Bahn in unser Gefängniß. Wir waren wenigstens vorläufig gerettet. Denn unvermerkt hatte sich auch draußen im Bivouac unserer Belagerer Ruhe eingestellt. Die wilden Gesellen mochten jetzt den versäumten Schlaf nachholen.

Dies mußten wir uns zu nütze machen. Ich befahl augenblicklichen Aufbruch und diesmal machte die Furcht ausnahmsweise auch den sonst so faumseligen Negern Beine. Es war kaum 7 Uhr, als wir, freilich ungewaschen und ohne etwas im Leibe zu haben, abzogen. Ich hatte eine Art Schlachtordnung decretirt. An der Spitze der Karawane marschirten die Kranken, die als matte Nachzügler etwaigen Angriffen allzusehr preisgegeben gewesen wären. Zwischen ihnen einzelne Gesunde mit der Waffe. Dann das Gros und zuletzt Knutson und ich, beide den Carabiner im Anschlag, um jeden Schuß aus einem der Häuser alsbald mit einem Schusse zu erwidern, wie wir denn auch entschlossen waren, in diesem Falle mittelst einiger unserer großen Streichholzballen die ganze Stadt anzuzünden. Doch blieb zum Glück für diese und uns Alles still und todt. Und so gelangten wir glücklich aus der langen Straße heraus und standen nach Passirung der früher genannten beiden Flüsse und der Sklavendörfer binnen Kurzem schon wieder am Saume des dunklen Urwaldes. —





V.

Der Rückzug auf dem Mungo.

Das äußerste Ziel unserer Afrikafahrt, der Kalabar, an dessen Ufern wir, wenn möglich, mit dem vom Quellgebiet des Binue heranschreitenden Flegel zusammenzutreffen den Auftrag gehabt hatten, war nicht zu erreichen gewesen. Aber dem ersten und wichtigsten Zwecke des ganzen Unternehmens, der thunlichst eingehenden Durchforschung des Inneren von Kamerun, konnte ich trotz alledem noch immer etwas dienen, indem ich einen anderen Weg zur Rückkehr einschlug. Deshalb ließ ich denn auch meine kleine Armee dort, wo vor Kimendi die Straße sich theilt, von der Route nach Kumba links abshwenken, was uns ja unzweifelhaft dem Mungo zuführen mußte.

Der Weg war gleichfalls recht gut betreten, woraus erhellte, daß er ebenfalls eine große Handelsstraße darstellt. In der That begegneten uns auch hier wieder zahlreiche Eingeborene, die in einem Korbgeflecht mit Del gefüllte Kürbißkalabassen auf dem Kopfe transportirten. Da das Terrain sich indeß rasch absenkte, trat an die Stelle des kühleren, schattigen Laubwaldes bald schon wieder mehr das dunstige, ungeschützte Schilfdickicht. Auch machten uns die Wassermengen zu schaffen, die in so früher Morgenstunde noch als Thau auf Zweigen und Blättern lagen.

Natürlich kamen wir, als wir uns in dem dichten Forste allmäh-

lich doch etwas sicherer fühlten, nochmals auf unser Mißgeschick zu sprechen. Dabei erzählte uns dann unser Hetman, daß, wie er in sichere Erfahrung gebracht habe, auf der anderen Seite der Defiléen hinter Kimendi mindestens ebenso viele Sklaven als Grenzwache aufgestellt gewesen seien, so daß also wohl an tausend Mann gegen uns auf die Beine gebracht worden waren, was uns in mancher Hinsicht ja nur schmeichelhaft sein konnte. Sicher aber beweist diese Thatsache noch einmal, daß hier oben Etappe für Etappe genommen sein will und der Anmarsch vom Kalabar her kaum für weniger schwierig angesehen werden kann, als der von Kamerun aus. Man hatte sich zudem nicht einmal begnügt, die von mir gewählte Hauptstraße zu verlegen, sondern weit und breit auch alle Seitenrouten gesperrt.

Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit noch, warum man denn gerade uns für so gefährlich hielt. Es war nämlich überall in der Gegend das Gerücht verbreitet worden, daß wir kämen, um im Innern große Elfenbeinmassen anzukaufen. In dieser Beziehung aber ist man im ganzen Hinterland so empfindlich, daß Knutson mir meine ursprüngliche Absicht, irgendwo einen recht schönen Elefantenzahn als Andenken zu erwerben, längst als ganz gefährlich ausgeredet hatte. Ja er meinte, daß man sogar schon schlimme Palaver haben könne, wenn man das Elfenbein von einem selbst getödteten Thiere mit sich führe.

Uebrigens konnten wir klar erkennen, daß wir uns jetzt in einem der Haupterzeugungsgebiete der kostbaren Waare befanden. Beispielsweise sahen wir in Mambanda einen Balonghändler, der daselbst nicht weniger als acht riesige Zähne angekauft hatte. Dieselben stammten, wie man uns sagte, aus dem Bafaramgebirge, wo nicht nur die Elephanten, sondern auch die Elephantenjäger in ihrem eigentlichen Gebiete sich befinden sollen. Die Schwarzen, die sonst im gesammten Unterlande dem Riesenthiere furchtsam ausweichen, gehen ihm dort wirklich handwerksmäßig zu Leibe. Mehrere hundert Mann stark rücken sie gegen dasselbe aus. Haben sie dann ein Exemplar aufgescheucht, so setzen sie ihm so massenhaft mit Schüssen und Lanzenstichen zu, bis das Vieh endlich

infolge des Blutverlustes zusammenbricht. Doch sollen dabei immerhin noch schwere Unglücksfälle vorkommen.

Ich tauschte mit dem Schweden, während wir stundenlang im eintönigen Urwalde vorwärts schritten, auch die Ansichten darüber aus, wie es geschehen konnte, daß so schnell derartige Massen gegen uns zur Stelle waren. Wir fanden uns beide darin einig, daß dergleichen von langer Hand vorbereitet sein mußte. Entweder unterhalten die Bewohner der großen Städte dieser Hochlande aus eigener Initiative jene Grenzwahe, höchstens moralisch unterstützt durch die Aufmunterungen der reisenden Händler, oder aber die reichen Schacherer im Küstengebiet, die Duallas und Balongs, lassen es sich direct Geld und Mühe kosten, um das Abschließungssystem durchzuführen. Letzteres scheint mir um deswillen wahrscheinlicher, weil man in Kimendi in der angegebenen Weise von King Bell sprach. Nach Knutsons Aussage hätte dieser Herr einmal auch nicht weniger als 10 000 Stück Gewehre auf einmal mittelst des Mungo in diese Landschaften gesandt und daselbst unentgeltlich vertheilen lassen. Derselbe bereist sogar die gesammten Hinterlande öfters in eigener Person oder sendet doch seinen Sohn, den Manga Bell, der sich überhaupt fast das ganze Jahr hindurch am oberen Mungo aufhält. Wer weiß, wie viele der scheinbar harmlosen Sklaven direct in dem Solde der Beiden stehen. Ich möchte das wenigstens, nach dem höchst zweideutigen Benehmen zu urtheilen, das der schwarze Christ von Bakundu im Oberland heraufkehrte, von diesem Letzteren annehmen. Vielleicht sind auch den Sklaven oder deren mächtigen Königen nur für den Fall, daß ein Weißer einzudringen versuchen sollte, gewisse Versprechungen für ihren Widerstand gemacht, etwa so und so viel Ballons Rum. Merkwürdig erschien es mir auf alle Fälle, daß unmittelbar nach unserem Abzug der schwarze Prinz sich nach Mokonje begab. Wollte er den Judaslohn da droben in persona auszahlen?

Weiter kommt in Betracht, daß King Bell viele hundert Weiber besitzt, die er mit weisem Vorbedacht aus den Familien aller Könige weit und breit umher entnahm, so daß diese Letzteren ihm mehr oder minder verpflichtet sind. Sein Einfluß muß, wie ich das

unwiderlegbar in Erfahrung bringen konnte, bis ins fernste Hinterland hinein ein ganz außerordentlicher genannt werden. Er ist in der That einmal ein wahrer König von weitreichendster Macht und, um dies nicht zu vergessen, auch großartigem Vermögen, das von Manchen auf eine Million und darüber geschätzt wird. Sicher dürfte er an Bedeutung seinem vielgenannten Collegen an der Ostküste Afrikas, dem Sultan von Zanzibar, nicht nachstehen, mit dem er es übrigens auch, was imponirende äußere Erscheinung angeht, recht wohl aufnehmen kann.

Ich glaube daher fest, daß ich diesem Mann in der Hauptsache meinen Mißerfolg zu verdanken habe. Jedenfalls hat er in Verbindung mit der ganzen durchtriebenen Händler Sippe am unteren Mungo von meiner Landung in Kamerun an mich beobachten beziehentlich von Weitem verfolgen lassen. In dieser Ansicht bestärkte mich die auffallende Thatsache, daß ich sowohl wie Knutson bemerken konnte, wie von Bakundu ba Nambele ab überall, wohin wir kamen, ein alter Neger mit einer Umhängetasche auftauchte, der übrigens einmal sogar die Unverfrorenheit hatte, mich um Tabak anzubetteln, weil er ja auch einen Bart trage, wie ich.

Aus alledem erhellt zu gleicher Zeit schon, was meiner Ansicht nach zum Zweck einer wirklich umfassenden und bleibenden Aufschließung jener so hoffnungsreichen inneren Hochländer geschehen müßte. Man fahre mit King Bell und seinem Sohn an Bord den Mungo hinauf und nehme diese zwei dann auch auf die sich anschließende Landreise mit. In diesem Falle würden die Eingeborenen alle Thore und Kiegel öffnen. Das Werk zu krönen, müßte sodann aber auch ein Kriegsfahrzeug auf dem Mungo, der immerdar die Hauptstandlinie für eine Beherrschung des Landes bilden dürfte, stationirt werden. Für diesen Zweck würde sich ein Kanonenfloß mit nur 6 Zoll Tiefgang, wie Frankreich solche kürzlich auf dem Ogowe eingeführt hat, besonders empfehlen. Außerdem steht ja zu erwarten, daß, wenn nur erst einmal einige Factoreien an jenem Flusse in Thätigkeit sind, die Hinterländer bald ihren Vortheil durchschauen und selbst den schändlichen Zwischenhandel zu stürzen behilflich sein werden. —

Wir mochten vielleicht zwei Stunden fürbaß gegangen sein, als plötzlich in der Ferne Gewehrfeuer, verbunden mit vielem Lärm, vernehmbar wurde. Sollte man uns doch verfolgen? In der That kommt das Getöse rasch näher, aber als sich die Büsche um uns theilen, sind es harmlose Jäger von Mambanda, unserem nächsten Ziele, die heraustreten. Natürlich waren dieselben zuerst nicht wenig erschrocken, aber bald thauen sie auf und bieten uns selbst ihre Jagdbeute, zwei kleine, stark zererschossene Stachelschweine, zum Kaufe an. Auch bleiben sie uns bei dem Weitermarsche dicht auf den Fersen, bis wir, nach beiläufig vier Stunden relativ leichten Marsches, Mambanda erreichen.

Diese nur mäßig große Stadt liegt auf einem schmalen, vom buschigen Urwalde allzu eng umschlossenen Wiesenstreifen und hat in keinerlei Hinsicht etwas Bemerkenswerthes. Ich wäre deshalb gern gleich wieder weiter gewandert, zumal es noch sehr früh am Tage war. Aber Mokonje, die nächste Station, sollte nach Aller Versicherung schrecklich weit sein. Auch ergaben unsere Kranken ein Bild so großen Jammers, daß ihnen füglich nicht eine noch fernere Anstrengung zugemuthet werden konnte. Darum wurde denn endlich abgefattelt. Aber o weh, das Haus des Königs erwies sich viel zu klein für eine so große Menschenchaar, obwohl der schwarze Herr ausdrücklich betonte, daß er ein „big man“ sei und hundert Weiber habe, wie sein „Freund“, der King Bell. Glücklicher Weise zeigte sich ein Ausweg insofern, als der zweite Herrscher herbei eilte und uns nach seiner geräumigeren Wohnung entführte.

Ueberhaupt begegneten uns die Leute hier ausnahmslos mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, obwohl sie doch ihrer Angabe zufolge erst einen einzigen Weißen, und das vor sehr langer Zeit, gesehen hatten. Am Abend arrangirten sie sogar uns zu Ehren einen Tanzumzug durch die ganze Länge der Straße, bei dem die Theilnehmer in etwas gebückter Stellung hüpfend vorwärts rückten, etwa wie die bekannte Echternacher Springproceßion. Leider mußte ich auch in diesem friedlichen Waldorte wieder sehr viele Zerstörungen durch syphilitische Geschwüre sehen, wie denn auch nicht wenige solcher und anderer Leidender mich mit Bitten, sie zu

heilen, bestürmten. Wo fehlte denn je menschliches Elend, wo menschliche Wesen weilen!

Die Hitze war in diesem eingepferchten Dorfe selbst im tiefsten Schatten der zahlreichen Bananen und Kokospalmen eine ganz ungewöhnliche. Wir hatten dort noch spät am Nachmittag nicht weniger als 28° C. Darum machte es mich glücklich, daß ich hier endlich einmal wieder baden konnte. Dicht hinter dem Orte führt ein steiler Pfad in ein enges, vielfach gewundenes Thal mit einem klaren Flusse hinab. Während George meine Kleider am Ufer bewachte, schwelgte ich in dem kühlen Naß, das als Untergrund weichen Sand hatte, während oben darüber die tropische Pflanzenwelt unter Aufgebot all ihres reichen Könnens ein wunderbares Sonnendach breitete.

Am Abend besuchte uns ein Balongprinz, der in dieser Gegend Handelsgeschäfte trieb. Er war fein gekleidet, sprach fertig englisch und hatte schöne, offene Gesichtszüge, welche eher alles Andere verriethen, denn Tücke und Falschheit, die doch, wie wir später zu unserem Nachtheile erkennen sollten, in der That in dieser einnehmenden Gestalt wohnten. Der junge Mensch erzählte uns nämlich, daß unmittelbar hinter Mokonje, das allerdings einige Stunden von Mambanda entfernt sei, der Mungo fließe. Die Hafenstadt Mandame bilde sogar mit Mokonje im Grunde nur einen einzigen Ort. Nach solchen Angaben muß wohl die Karte von Kogozinski gefertigt sein!

Am andern Vormittag brachen wir denn also in der Hoffnung auf, den ersehnten Fluß am selben Tage mit Leichtigkeit gewinnen zu können. In Wahrheit erreichten wir auch Mokonje, das noch gestern so weit hatte sein sollen, bereits nach zwei Stunden. Der Weg dahin war allerdings nicht ganz leicht gewesen. Er hatte sich, wenn auch im Allgemeinen sanft abfallend, doch im Einzelnen fast ununterbrochen auf und ab durch Plantagen mit zahlreichen Sklavenhütten fortgezogen, was zwar dem Kolonialpolitiker die prächtigsten agriculturellen Bilder vor Augen führte, dem Wanderer aber infolge des gänzlichen Mangels von Schatten wahre Ströme von Schweiß kostete.

Nach Rogozinski hätten wir schon in Mambanda dem Mungo nicht nur nahe, sondern sogar auf dessen linkem Ufer sein müssen. Aber auch alle andern Angaben wollten nicht mehr stimmen, so daß es uns schließlich fast wirr im Kopfe zu werden drohte. In Mokonje fanden sich keine Balongs, sondern Mufundu, ferner trafen wir dort nicht „böse Leute“, sondern ganz friedliche Spießbürger, die indeß bereits durch reichere Kleidung bewiesen, daß sie einen bedeutenden Handel haben müssen. Namentlich gefiel uns der König, ein ganz junger Mensch mit den sanftesten und einnehmendsten Gesichtszügen. Nur das Eine hatten wir an diesen Schwarzen auszufehen, daß sie uns fast mit Gewalt zum Uebernachten in ihrem Orte zwingen wollten. Ein alter Mann hielt mich sogar eine Zeit lang am Arme fest. Meinen stets zum Einkehren bereiten Trägern kam das allerdings äußerst gelegen. Ich dagegen wollte auf alle Fälle noch den unserem Gewährsmann von Mambanda zufolge ganz nahen Mungo erreichen. Ich ahnte nicht, daß die Einladung von Mokonje wirklich nur in unserem Interesse lag. Ich bestellte also den jugendlichen Herrscher auf den Abend nach Mandame, um dort auch mit ihm den Vertrag zu schließen, und verließ bereits um 1 Uhr Mittags den stattlichen Ort wieder.

Welch eine bittere Enttäuschung sollte mir bereitet sein! Erst nach fast fünf Stunden eines wahrhaften Gilmarsches erreichten wir unser Nachtquartier. Und welcher Weg war das, schlimmer noch fast als der von Ekumbe ba Barange nach Messinge ba Kafe. Zwar führte auch er zumeist scharf bergab, aber nachdem wir zwei Stunden lang von Neuem weite, üppige Plantagen durchzogen hatten, kamen wir in ein solches Chaos von Schluchten und Spalten hinein, daß selbst mir und Knutson die Kraft auszugehen drohte.

Hatten wir doch auch schon vorher, so oft wir eine der hier besonders zahlreichen Sklavenansiedelungen erreichten, jedesmal gemeint, endlich am Ziele angelangt zu sein. Aber auf alle Fragen ertönte immer nur das trübselige: „noch weit, sehr weit“. Man kann sich denken, wie diese ganz unerwartete Anstrengung

unsere Kranken erschöpfen mußte. Sie blieben fortwährend hinter der Karawane zurück und Einer von ihnen legte sich einmal sogar in einen Busch, um, wie er sich geäußert hatte, dort zu sterben. Mir theilten das einige Leute mit, als wir wieder eine größere Sklavenstadt erreicht hatten, von der allerdings ein gut Theil während eines jüngst geführten Krieges niedergebrannt worden war.

Hier nahmen nicht nur die eilfertig aus den Häusern laufenden Einheimischen, sondern selbst meine eigenen Schwarzen eine drohende Haltung gegen mich an. Aus der Mitte der Letzteren trat sogar Einer wie eine Art Abgeordneter der Uebrigen zu mir, um mir zu sagen, sie würden mich tödten, wenn infolge dieser Parforce-tour einer von ihnen zu Grunde gehen sollte. Ich packte den frechen Burschen am Halse und rief: „sage deinen Kameraden, daß ich im Gegentheil den ersten von ihnen, der sich aufzulehnen wagt, niederschießen werde!“

Natürlich hätte ich selbst die Wanderung jetzt gern abgebrochen, aber die Hütten der Sklaven erschienen insgesamt zu dürftig und diese Letzteren selbst zu wenig vertrauenerweckend, als daß dies angegangen wäre. Daher hieß es denn abermals: vorwärts, über Stock und Stein, nachdem der Vermißte endlich glücklich nachgebracht worden war.

Schließlich wurden allerdings die Schwierigkeiten geradezu haarsträubend. Wir waren mehrmals genöthigt, fast senkrecht in gähnende Klüfte hinunter zu turnen, fanden dann aber auf dem Grunde derselben meist nicht einmal Wasser, um den schier vertrockneten Gaumen zu neken und die Kräfte zum jenseitigen nicht minder steilen Emporklimmen zu stärken.

Nur in der letzten dieser Spalten rieselte ein klares Wässerchen. Die Wände rechts und links waren hier so jäh abgeschnitten, daß wir uns wie in einem kühlen Schachte befanden. Aber sie zeigten sich aus Sandstein aufgebaut. Wir hatten also das vulcanische Gebiet hinter uns und mußten wohl dem Thale des Mungo bereits nahe sein.

Diese Conjectur erwies sich auch als richtig. Ein abermaliger strenger Aufstieg brachte uns auf eine kleine Lichtung im Urwald,

auf der, von hohem Grafe fast überwuchert, eine Gruppe von zehn bis zwölf elenden, halb verfallenen Hütten stand. Das war der ersehnte Mungohafen Mandame. Meine Träger sanken wie todt zu Boden.

Zum Unglück erwies sich hier der Königspalast kaum viel größer als eine Hundehütte, so daß wir noch nach einem etwas besseren Hause suchen mußten, obwohl es bereits dunkelte. Es gelang uns auch, einen leidlichen Raum zu finden, trotzdem daß die Einwohner des Dorfes sich nicht besonders entgegenkommend zeigten. Hatte ihnen doch auch, wie uns verrathen wurde, einer der nirgends fehlenden Händler von der Küste, dessen Ansehen infolge einer weißen Weste, die er auf seinem nackten schwarzen Körper trug, besonders groß sein mochte, gesagt, man müsse dem Deutschen weder Quartier gewähren, noch ihm weiter zu reisen verstatten.

Während unsere Schwarzen sich der Ruhe überlassen konnten, hatten wir uns endlich auch noch um das Fortkommen für den andern Tag zu bemühen. Wir riefen einige der Ortsbewohner zusammen, aber diese behaupteten hartnäckig, keinerlei Fahrzeuge zu besitzen, bis ich ihnen sagte, daß ich trotz der herrschenden Dunkelheit einige ihrer Canoes bemerkt hätte. Ich drohte ihnen mit den deutschen Kriegsschiffen, falls sie uns nicht wenigstens eins davon stellen würden. Dies hatte Erfolg, denn hier an der großen Wasserstraße mochte man schon von unseren siegreichen Gefechten drunten am Kamerunflusse gehört haben. Indes nun wollte man uns wieder keine Ruderer geben, und als sich dafür Leute gefunden hatten, verlangten dieselben 1 Pfd. Sterl. pro Person. Auch ließen sich diese nur auf ein Engagement bis Ndo ein, wo Manga Bell hausen sollte, dem in dieser Gegend nicht nur alle Fahrzeuge, sondern auch mehr oder minder alle Menschen als Sklaven angehören. Dort, vor ihrem hohen Herrn, wollten sie sich gewissermaßen rechtfertigen, daß sie zu dem Transport von uns zu bewegen gewesen waren. Als wir dann endlich unser Lager aufgesucht hatten, machte sich das Stöhnen der Kranken so entsetzlich bemerkbar, daß wir einen großen Theil der Nacht im Freien verbrachten, wo der Mond einen bleichen Schein über den von einem schwülen Fieberdunst umschleierten ärmlichen Ort ausgoß. —

Am nächsten Morgen eilten wir bereits mit dem ersten Sonnenstrahl nach dem Mungo. Es drängte uns, den elenden Aufenthaltsort zu verlassen. Wir stiegen über eine hohe, bewaldete Böschung hinab und standen nach wenig Minuten schon an dem lang gesuchten Flusse. Wir jubelten hell auf, wie die zehntausend Griechen in Asien, als sie nach langem Marsche im Binnenlande das „heilige“ Meer wieder sahen. Nun sollten ja all die sauren, heißen Fußwanderungen ein Ende haben und die raschen Gewässer uns sanft dahintragen. Die Hauptsache aber war, daß es uns aus diesen Fluthen anwehte wie ein Gruß der fernem Heimath, zu der dieselben, indem sie dem länderverbindenden Ocean zuströmten, ja auch eine Art Weg bahnten.

Indeß selbst wenn Alles das nicht gewesen wäre, die Eigenartigkeit dieser afrikanischen Flußlandschaft hätte uns doch mächtig ergreifen müssen. Rechts und links die hohen Ufer mit dem dichten Gewebe von breitkronigen Laubbäumen und hochragenden Palmen, in der Mitte aber das mächtige, wohl an 80 m breite Gewässer mit den zwar träge sich dahinwälzenden und trüben, aber darum doch nur um so majestätischer erscheinenden Fluthen. Und über dem Ganzen ausgegossen die tiefe Stille und weisevolle Frische der frühen Morgenstunde. kaum daß die aufsteigende Sonne das diesseitige Ufer mit ihrem hellen Lichte erreichte. Die dichten Urwälder drüben lagen noch wie schlummernd im tiefen Schatten und aus einzelnen Buchten des schön geschweiften Strombettes stiegen selbst feine Nebel auf, wie Nachzügler der eben erst entwichenen nächtlichen Finsterniß.

Doch jetzt unterbrachen laute Stimmen die große, erhabene Einsamkeit. Die Ruderer kommen, begleitet von einem ganzen Troß unnützer Gaffer. Und nun werden wir mit einem Male aus allen sieben Himmeln herausgerissen. Denn der alte Kerger mit dem Kegervolke beginnt alsbald wieder. Zuerst ist kein Canoe beschafft, dann als dasselbe endlich zur Stelle ist, zeigt es sich als leck und muß erst ausgeschöpft werden. Hierauf fehlen die Ruder, und die Leute, die damit endlich ankommen, wollen sie nur gegen hohe Belohnung hergeben. Danach treten die gemietheten Boots-

leute heran und verlangen ihre Bezahlung im Voraus, indem sie zugleich behaupten, daß ich ihnen gestern Abend nicht ein, sondern zwei Pfund versprochen habe. Ja endlich bittet mehr oder minder Alles, was da ist, der Eine unter diesem, der Andere unter jenem Vorwand. Dabei verspottet uns die freche Sippe ganz unverhohlen, als wir zur Eile mahnen und zornig zu werden anfangen. Wahrlich, hier thäte es recht noth, daß Deutschland einmal seine Zähne zeigte! Nur Eines vermochte der verkommenen Brut endlich Respect einzulösen, das war die Berufung Knutsons auf seine Freundschaft mit dem Sohne des King Bell. Ja, Manga Bell, das ist in dieser Gegend ein förmliches Zauberwort, welches alle Thüren öffnet.

So konnten wir denn zu guter Letzt, nachdem über zwei Stunden verpalavert worden waren, doch noch in das schmale Fahrzeug einsteigen. Mit uns nahmen wir nur die wirklich schwer Kranken, die Gefunden wurden auf das andere Ufer übergesetzt und mußten den Landweg nach Ndo einschlagen. Wir placirten uns auf unseren hoch aufgebauten Waarenballen und saßen dort recht gut, nur daß wir uns nicht sehr bewegen oder nach einer Seite legen durften, sollte nicht das ganze schwanke Behikel umschlagen. Wir hatten sogar ein Sonnensegel über uns, das von unseren Reisdecken gebildet wurde, welche über vier Stäbe gespannt waren. Es stellte dies eine Erfindung unseres in jeder Beziehung recht brauchbaren schwarzen Dieners vor.

Ein unbeschreibliches Wohlgefühl überkam uns, als wir so auf dem breiten Gewässer dahin schwammen. Der erschöpfte Körper ruhte und nur das Auge war thätig, um die großen, fremdartigen Bilder dieser köstlichen Fahrt, einer Art Rheinreise in Afrika, in sich aufzunehmen. Jetzt zum ersten Male hatten wir den Urwald, wie ihn Bücher schildern, die saftige, üppige Wildniß, in der sich Alles mit tausend Liebesarmen zu einem einzigen Gewirr von be rauschender Pracht verknüpft. Hier liefen wahre Guirlanden von blüthenreichen Schlingpflanzen an den mächtigen Baumriesen empor, um von droben wieder bis zum Wasserpiegel niederzuhängen, oder zum Nachbarstamme eine Brücke durch die Luft zu schlagen.

Hie und da wurde dieser ungezügelten Ueppigkeit Halt geboten durch einen mächtigen, altersgrauen Sandsteinfelsen oder eine ganze breite Wand, aus deren Ritzen und Spalten dann aber immer doch wenigstens fette Farnkräuter ihre langen, zarten Wedel herausstreckten.

Den Eindruck der urwüchsigen und ungebundenen Natur zu erhöhen, beschrieb das gewaltige Wasser unaufhörlich die kühnsten Bogen, dehnte sich hier behaglich zu weitem Spiegel und ließ sich dort wie in eine Schlucht einzwängen, schien jetzt zu tragem Stillstehen gekommen zu sein, um unmittelbar daneben unter dem Rauschen und Gurgeln von Strudeln und Wirbeln mit reißender Strömung vorwärts zu eilen. Der letztgedachte Effect trat in verstärktem Maße auf, wenn, wie dies so oft geschah, Inseln, bald als grüne Buschmassen bald als dürre, nackte Sandbänke, den Raum der flüssigen Massen beschränkten oder aber lange Baumäste, die sich in schräger Richtung auf dem Grunde des Flußbettes eingebohrt hatten, dieselben zwangen, sich an ihren über das Wasserniveau emporragenden Stümpfen wie an einem Wogenbrecher zu theilen. Nicht selten ergoß sich auch von dieser oder jener Seite ein größerer oder kleinerer Nebenfluß aus dem geheimnißvollen Schooß des umgebenden Urwaldes in den Hauptstrom herein und theilte diesem wenigstens für eine kurze Zeit seine eigene jugendlichere Beweglichkeit mit.

Damit war aber auch nahezu das ganze Leben der großen Wasserader erschöpft. Nur selten, wenn einmal ihr Lauf ein rein südlicher, also dem Meereswinde vollen Zugang eröffnender war, fächelte ein leises Lüftchen, das dann immer auch prächtige Kühle herbeiwachte, aber bei dem steten Wechsel der Richtung erstarb dasselbe immer nur zu rasch wieder und wie eine heiße Fieberhand legte sich von Neuem eine todte, schwüle Atmosphäre bleiern auf die Natur. Die Quecksilbersäule wuchs dann schnell um einige Grade und die Sonnengluth wurde so groß, daß wir beispielsweise selbst unsere Füße nicht über den Schatten hinaus strecken durften, wollten wir nicht, daß unsere doch so derben Lederstiefel der Gefahr des Verbrennens ausgesetzt würden.

Auffallend war es, daß auch das Thierreich nichts that, um der jungfräulichen Landschaft, die dem Dornröschen im Märchen gleich in Zauberschlaf verfallen schien, etwas Leben einzuhauchen. Nur zwei Klassen aus demselben waren hier vertreten, die merkwürdiger Weise gerade seine äußersten Pole und Extreme darstellen, die kleinen, leicht gefiederten Luftbewohner und die plumpen schwerfälligen Dickhäuter. Während in den hohen Nesten bunte Papageien ihre gymnastischen Künste üben und weiße Möven lauernd über den Fluthen schweben oder bekassinen- und bachstelzenartige Vögel auf gefallenem Baumstämmen herumspazieren, bricht bald von diesem bald von jenem Ufer ein dunkelfarbiger Elefant durch die rauschenden und knackenden Büsche und Nester, um im Wasser mittelst seines langen Rüssels seinen Durst zu stillen oder, bis an die segelartig aufgeblähten Ohren eingesunken, ein kühlendes Bad zu nehmen.

Noch weniger als die Thierwelt störte der Mensch, der doch der König der Schöpfung heißt, die erhabene Einsamkeit. Nur äußerst selten kamen einmal auf einer höheren Uferterrasse einige armjelige Hegerhütten zum Vorschein. Meist gewahrte man auf den seltenen Lichtungen am Gestade lediglich einen offenen Schuppen oder auch nichts weiter als einige alte Delfässer. Das waren die Anzeichen dafür, daß dort der Hafen für eine Ortschaft sei, deren Häusermasse selbst von dem scharfen Instinct des Schwarzen auf weiter zurückbelegene, höhere und darum gesündere Waldblößen gewiesen worden war. In der Nähe solcher Anlegeplätze wurden mitunter auch einzelne scheue Subjecte sichtbar, die im Flusse badeten, sich aber, sobald sie uns gewahrten, bis an den Hals versinken ließen. Der Schiffsverkehr erschien gleichfalls äußerst dürftig. Nur je nach mehreren Stunden fuhr einmal ein langes, buntbemaltes Kriegscanoe an uns vorüber, das allerdings immer einen höchst originellen Anblick bot. Denn auf den aufgehäuften Ballen und Koffern standen die acht bis zehn nackten Ruderer aufrecht, indem sie mit langen Stangen in die Fluthen stießen, das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Der reisende Händler aber thronte am Ende des Bootes, bewehrt mit Strohhut und Sonnenschirm, und con-

trolirte in würdevollem Ernste die Thätigkeit seiner Sklaven. Allerdings gilt es hier, namentlich bei der Bergfahrt, unausgesetzt Acht zu geben, denn fortwährend treiben riesige Baumstämme umher, die dem dünnen Schiffchen mit einem Stoße die Rippen brechen würden.

Trotzdem ergaben sich auch in dieser Umgebung meine sorglosen Eingeborenen wieder ihrem Leichtsinne und ihrer Trägheit. Stundenlang lassen sie ihren gellenden Gesang über die stillen Gewässer tönen und vergessen dabei das Rudern oft gänzlich. Es fehlte uns also hier ebenfalls an Mergel nicht. Wir mußten die Menschen stetig bald durch gute, bald durch harte Worte antreiben, auf die sie übrigens meist nur die naive Antwort hatten: „wenn wir Tabak bekommen, dann wollen wir arbeiten!“ Und dabei hatten sie auch noch einen Lohn von 1 Pfd. Sterl. pro Kopf sich ausbedungen! —

Wir schwelgten natürlich nicht nur im Anschauen der eigenartigen Staffage, sondern suchten auch in wissenschaftlicher und commercieller Beziehung das wichtige Gewässer etwas zu studiren. Wir gebrauchten fortwährend unsere langen Stöcke, um die Tiefe zu sondiren, und fanden bald nur einen halben Meter Wasser, bald drei Meter und mehr. Infolge der endlosen Windungen, die der Fluß beschreibt, liegt zudem die Fahrbahn jetzt auf dieser und kurz darauf wieder auf jener Seite, dergestalt, daß das Boot häufig changiren muß. Aber der Untergrund erwies sich doch überall nur als leichter Schwemmsand, so daß also Baggerungen hier ohne große Mühe und Kosten eine Fahrrinne herstellen könnten. Welch einen bequemen Weg in das reiche Innere der Colonie würde man dann gewinnen!

Die Seehöhe des Gewässers betrug im Durchschnitt 40 m, woraus man ersieht, daß von einem starken Gefälle im Allgemeinen keine Rede mehr sein kann. Die Bergfahrt hat also nur eine ganz geringe Strömung zu überwinden. Die Temperatur des Wassers fanden wir meist zu 26° C. bei 29° C. Luftwärme. Diese Höhe dürfte darauf schließen lassen, daß der Fluß auch oberhalb des sogenannten Mungofalles, dem wir in Mandame bis auf wenige

Stunden nahe gekommen waren, noch von beträchtlicher Längen- und Breitenerstreckung sein muß und nicht etwa bald schon aus Gebirgsquellen seinen Ursprung nehmen kann. —

Die im Ganzen ziemlich gleichförmige Fahrt erlitt für uns durch ein Jagdabenteuer eine hochinteressante Unterbrechung. Wir sollten, wie dies bei einer solchen Tour die ausnahmslose Regel ist, endlich Elephanten sehen, nachdem wir bisher nur so viel Furchterliches von ihnen gehört hatten. Zweimal war uns dies Glück bescheert. Das erste Mal, als wir kaum eine halbe Stunde von Mandame weg waren. Es spielten da zwei noch ganz junge Exemplare im seichten Wasser des rechten Ufers mit einander, ähnlich wie kleine Hunde. Als wir näher kamen, trabten die beiden Burschen in den nahen Wald hinein. Wir sandten ihnen noch einige Abschiedsgrüße aus unseren Kugelbüchsen nach, die bei ihnen indeß infolge ihrer mehrere Zoll dicken, gummiartigen Haut nicht mehr Wirkung zu haben schienen, als bei uns etwa ein Rückenstich. Man kann diesen hartgesottenen Gesellen gegenüber eben nur auf einen Erfolg rechnen, wenn man statt der gewöhnlichen Gewehre, mit ihren nicht mehr als circa 3 g Pulver führenden Patronen, die eigentliche Elephantenbüchse mit einer Pulverladung von 15 g und einem starkem Projectil besitzt, in das noch eine kleine kupferne Dynamitpatrone eingelassen ist. Nun trugen wir zwar eine solche bei uns, aber Knutson, dessen Eigenthum sie war, hatte versäumt, die Patronenhülsen zu füllen.

Wir sollten diesen Uebelstand eine Stunde später noch mehr beklagen. Wir bemerkten da nämlich plötzlich eine große dunkle Masse in den dichten Büschen des anderen Ufers, aber noch war die Entfernung zu beträchtlich, um Genaueres zu erkennen. Als wir jedoch mit raschen Ruderschlägen etwas näher kamen, trat aus jenem Versteck ein wahres Prachtexemplar von einem Elephanten heraus, warf sich ins Wasser, daß die Wellen hoch aufspritzten, und schwamm quer über den breiten Strom, wobei in höchst curioser Weise nicht viel mehr als die aufgestäubten Ohren über den gelben Fluthen zu sehen blieb. Jenseits verharrte der alte Recke noch eine Weile im seichten Wasser und blies sich mit dem langen Rüssel

dicke Wasserstrahlen über den dicken Leib. Dann aber begann er das steile Ufer aufwärts zu stampfen.

Jetzt vermochten wir nicht länger nur von ferne zuzuschauen. Ich befahl den Ruderern auf das Thier loszuhalten und da sein Anstieg auf dem losen Erdreich mit Schwierigkeiten verbunden war, befanden wir uns bald dicht bei ihm. Ich konnte ganz deutlich weit in die Höhlung des Ohres hineinschauen und schickte mich schon an, trotz der unzureichenden Beschaffenheit des Gewehres, einen Schuß dahinein abzugeben, als mir Knutson und die Schwarzen in die erhobenen Arme fielen mit der beschwörenden Bitte: „Schießen Sie nicht, sonst sind wir verloren!“ Das verlangte in einem solchen Momente unbeschreiblicher Aufregung freilich eine schwere Selbstverleugnung, indeß ich gab doch der Stimme der Vernunft nach und ließ den Gewehrlauf wieder sinken.

Unterdeß hatte der alte Bursche uns auch gewittert. Er machte plötzlich Kehrt und sah uns mit seinen kleinen, tückischen Augen einige Secunden prüfend an. Es war ein großer Moment. Unser Blut drohte stille zu stehen. Ich hatte ja natürlich oft schon ein solches Riesenthier in der Gefangenschaft vor mir gesehen, aber wie ungleich größer und überwältigender stand jetzt der ungefüge Kolosß vor uns da!

Doch wir durften nicht lange zögern. Ein paar Ruderschläge und wir trieben schon wieder mitten auf dem Gewässer, während das vorsündfluthliche Thier sich anschickte, den unterbrochenen Marsch von Neuem aufzunehmen. Doch die Begierde, dasselbe aus nächster Nähe zu betrachten, siegte noch einmal über alle Bedenken der Vernunft. In zwei Minuten waren wir wieder dicht hinter der wandelnden Fleischmasse. Jetzt verstand indeß der gestrenge Herr den Spaß nicht mehr. Er wendete von Neuem und stieg, um die lästigen Beobachter los zu werden, wieder die wenigen Schritte, die er schon gethan, zum Wasser nieder, wobei er mit seinen plumpen Füßen ganze Massen des weichen Bodens mit fortriß. Nun galt es, ums Leben zu rudern. Zum Glück stand der erzürnte Beherrscher der Urwälder bald von der Verfolgung ab und trabte in den Forst hinein, wobei der Boden dröhnte und

noch lange das Krachen und Knacken der Aeste hörbar blieb, die er sich aus seiner Bahn fegte. —

Trotz der Faulheit unserer Neger kamen wir, Dank dem treibenden Strome, doch rasch fort und erreichten bereits $\frac{1}{2}$ 10 Uhr Eliki, das aber gleichfalls nur durch einige Handelsutensilien angedeutet wurde. Hier sollten nach Rogozinski Katarakte sein, in Wahrheit aber wurde daselbst die Wassermasse nur durch eine größere Insel eingedämmt und so eine stärkere Strömung verursacht. Wir geriethen hieselbst infolge der Unachtsamkeit der Schwarzen auf Grund und konnten allein dadurch wieder flott werden, daß die Schiffsmannschaft über Bord sprang und den Kahn eine Zeit lang wie einen Schlitten weiter schob. Gegen Mittag passirten wir den Landeplatz des über eine Stunde entfernten Ekumbe ba Barange und um 1 Uhr hielten wir an einer Stelle des linken Ufers, wo Ndo, der zeitweilige Aufenthaltort des Prinzen Manga Bell, liegen sollte.

Vorläufig bemerkten wir daselbst außer einigen Canoes allerdings gar nichts. Als wir jedoch das steile, schlüpfrige Lehmufer hinaufgeklettert und oben einige Zeit durch den Wald geschritten waren, sahen wir uns unvermerkt inmitten einer kleinen Gruppe von ganz netten Hüttchen.

Hier fanden wir auch den Mann, den wir suchten. Er saß, umringt von einer Anzahl dienstbarer Geister, die mit schwärmerischer Verehrung zu ihm aufblickten, unter einem offenen Schuppen auf einigen Balken von Mahagoni, das in der Umgegend sehr häufig ist. Seinen Leib bekleidete nur ein graues Flanellhemd, und der bewußte Reisigbesen, mit dem er fortwährend die dort sehr lästigen Fliegen von seinen nackten Beinen schlug, prangte als Scepter auch in seiner Hand.

Wer hätte wohl errathen, daß dies der Sohn des mächtigsten und reichsten Herrschers des Kamerungebietes war, welcher mit dem albernen Dünkel, der sich so leicht des „cultivirten“ Negers zu bemächtigen pflegt, von sich zu sagen wagt, daß er ebenso viel sei, wie unser deutscher Kronprinz!

Indeß etwas Königliches hatte der Thronerbe King Bell's

unverkennbar. Seine hohe Gestalt ist von dem vollendetsten Ebenmaß, ebenso gedungen und muskulös wie schlank und biegsam. Namentlich erschienen die Beine so wohlgebildet, wie man es sonst beim Neger selten sieht, ein Beweis, daß die Rasse bei entsprechender Ernährung und Ausbildung wohl auch bald körperlich einen ganz anderen Menschenschlag darstellen würde als jetzt. Die Waden dieses „King-Son“ hätten sogar den Vergleich mit jenen eines Normal-Throlers auszuhalten vermocht. Auf diesem prächtigen Körper, der als Modell für eine Bronzestatue dienen könnte, saß nun auch noch ein vollendet schöner Kopf, den insonderheit eine feine, römische Nase und ein bei den Negern so feltener Backenbart zierte.

Noch weniger als eine Hoheit hätte man in dem Manne in der simplen Ansiedlung im Urwald den Menschen von europäischer Bildung und Gesittung gesucht. Der Prinz ist nämlich drei Jahre in England erzogen worden und spricht darum auch nicht mehr das elende Negerenglisch, wie er sich denn ebenso recht gewandt und mittelst der zierlichsten Lettern in der Sprache Britanniens schriftlich auszudrücken versteht. Ebenso ist er Christ geworden, was ihn indeß nicht hindert, mehrere Frauen, angeblich allerdings nur vier, zu haben. Denn er behauptet, wenn er deren nicht mehr als eine hätte, könne er leicht sein Ansehen bei seinen Stammesgenossen und zukünftigen Unterthanen verlieren.

Der junge liebenswürdige Mann, der nebenbei auch bereits einen etwa vierjährigen, herzigen kleinen Sprößling auf seinem Schooß wiegte, machte zunächst einen ganz harmlosen und biedereren Eindruck, indeß schon hier fiel mir auf, daß er etwas Lauerndes in seinen prächtigen schwarzen Augen hatte. Merkwürdig war es auch, daß er gar nicht nach unserer Reise fragte und selbst, als wir ihm unser Mißgeschick berichtet hatten, nur äußerte, daß wir auf der linken Seite des Mungo besser fortgekommen sein würden.

Immerhin mußten wir es mit Dank anerkennen, daß er uns nicht nur ein weiteres Canoe bis nach Nambele gewährte, sondern sich auch bereit zeigte, uns von dort in den nächsten Tagen mit nach Kamerun zu nehmen, nachdem er zuvor noch eine nöthige Reise nach

Mokonje ausgeführt haben würde. Freilich verfehlte auch dieser Potentat nicht, beim Abschied mich um ein „Dash“, und zwar ein Tabaksquantum von 20 Mark Werth anzusprechen, indem er dabei freilich zugleich versprach, uns dann auch unentgeltlich den ganzen weiteren Fluß hinunter bis Kamerun zu bringen. Wie er dies sein königliches Wort in Wahrheit hielt, wird man bald erfahren. —

Um 4 Uhr, nachdem wir beim Prinzen, allerdings nur mit Wasser, bewirtheet worden waren, machten wir uns wieder auf, diesmal mit nicht weniger als zehn Ruderern ausgestattet. Unterdeß hatte sich auch unsere Trägercolonne herbeigefunden. Sie waren in der Stadt Ndo, die unweit der gleichnamigen Factorci des Manga Bell liegt, beinahe noch von den Einwohnern erschlagen worden, die mit dem Bakwiristamm infolge irgend einer Bluthat auf Kriegsfuß stehen. Ich ließ die nicht wenig erschrockenen Leute nach dem anderen Gestade übersetzen, damit sie dort weiter nach Bakundu-Hafen wanderten. Wenige Minuten später schossen wir selbst in unserem Boote mit der Schnelligkeit eines Dampfschiffes davon.

Die Scenerie war im Allgemeinen die nämliche, wie vorher nur daß jetzt bereits die früher so gebirgigen Ufer anfangen, sich zu verflachen. Aber gegen 5 Uhr erlebten wir noch ein Schauspiel, wie es uns so großartig noch auf der ganzen Reise nicht, ja kaum im bisherigen Leben, geboten worden war.

Am bereits halb dunklen Himmel kam auf einmal, gerade vor uns in der Richtung des Flusses, aber unendlich hoch über den dämmernden Gewässern und ihren im tiefsten Abendschatten liegenden Urwäldern eine große, feuerroth leuchtende Wolke zum Vorschein. Wir starrten lange unverwandt nach der seltenen Naturerscheinung, bis wir auf einmal Spitzen und Grate entdeckten und unseren alten Götterberg erkannten. Ja, er war es wirklich, so wenig das erhabene Gebilde nach unten mit der Erde irgend eine Verbindung zu haben schien und eher einem Stück aus einer überirdischen Welt oder einer Luftspiegelung glich. Wir hatten also in Afrika das vielgefeierte Schauspiel des Alpenglühens ge-

nossen, was bisher vielleicht noch keinem Weißen wenigstens auf Kamerunboden vergönnt gewesen war.

Indeß ebenso rasch, wie es gekommen, verschwand das wunderbar großartige Tableau wieder, gleich der Hoffnung und dem Glück im armen Erdenleben, und bald sank sogar die volle Nacht auf uns nieder. Indeß jetzt kamen wir auch schon an dem Hafen von Bakundu ba Nambele an, den wir ja von früherher bereits kannten. Es war uns, als seien wir schon halb zu Hause, so wirkte die Nähe der Missionsstation, unseres alten trauten Quartiers.

In diesem gedachten wir ja allerdings die Tage bis zur Ankunft Manga Bells zuzubringen. Ich hoffte daneben dort auch für meine Hautkrankheit, die sich mehr und mehr bis zur qualvollsten Unerträglichkeit steigerte, etwas Linderung zu finden. Die zahllosen kleinen Pusteln, die früher zum Vorschein gekommen waren, hatten sich nämlich jetzt zu großen Beulen ausgebildet, die selbst gegen den geringen Druck der leichten Kleidung äußerst empfindlich machten.

An diesem Abend war es indeß bereits zu spät geworden, um den Weg bis zur Stadt hinauf noch wagen zu können. Wir übernachteten in der kleinen Hütte des schwarzen Agenten, nachdem wir vorher trotz der herrschenden Finsterniß noch ein Bad in dem an diesem Punkte sehr tiefen Mungo genommen hatten. Ich hätte bei meinem Zustande, selbst auf die Gefahr hin, mit einem Krokodil in unliebsame Berührung zu kommen, nicht länger der Wohlthat eines kühlenden Bades zu entbehren vermocht.

Im Kalender stand der 24. December, der heilige Abend des Weihnachtsfestes. Aber hier merkte man nichts von dem wunderbaren Zauber dieses einzigartigen Tages. Hier war kein Kerzenschimmer, kein Duft vom Tannenbaume, kein Gesang altbekannter, frommer Lieder, kein Leuchten von glücklichen Kinderaugen; um uns nichts als der dunkle, öde Raum und draußen der unheimliche Urwald. An einem solchen Tage, wo das edelste Erdengut, das Familienleben, am vollsten zur Geltung kommt, so fern von aller Liebe nur mitten in Gefahren weilen zu müssen, und dazu

seelisch ermattet und leiblich elend, das ist nicht leicht! Ich warf mich auf mein Bett und träumte von Weihnachtstagen in längst vergangener Kindheitszeit. „Der Knecht Rupprecht kommt“, ja wahrlich da stampft und trabt es da draußen so schwerfällig. Ich springe empor und sehe durch eine Ritze der Wand. Im Schimmer des unterdeß erschienenen Mondes marschirt ein ungeschlachtetes Monstrum von einem Elephanten vorüber, der gleich mir noch keine Ruhe gefunden haben mochte. Das war unsere ganze Weihnachtsfeier.

Um so mehr eilten wir am nächsten Tage, nach Nambele zu kommen, damit wir von dem schönen Feste wenigstens noch etwas erhaschen möchten. Unsere Träger, die in der Nähe im Walde übernachtet hatten, waren schon früh eingetroffen. Als wir uns dem geistlichen Hause näherten, läutete das Missionsglöcklein den ersten Weihnachtsfeiertag ein. Die Freude, mit der der verehrungswürdige Priester uns dann wieder in die Arme schloß, war herzergreifend.

Hatten wir aber bei ihm schon während des ersten Aufenthaltes so viel Liebe genossen, so sollten wir nun erst die wahre Samariterbarmherzigkeit kennen lernen, in der beide, der Reverend und seine Mistress, uns zu pflegen sich beeiferten. Und doch sahen sie sich gerade in dieser Zeit von ihren Berufspflichten besonders stark in Anspruch genommen. Die sämtlichen schwarzen Schulkinder wurden mit nützlichen Gaben beschenkt und dann noch die ganze muntere Schaar im Pfarrhose gespeist, wobei die kleinen Wilden sich natürlich bereits der Teller sowie der Gabel und Messer bedienen mußten. Das war ein Leben, das sich da vor unseren Augen entfaltete, so recht geeignet, den Weltberuf der christlichen Cultur, den ja das Weihnachtsfest verkündet, zu illustriren.

Am 28. December schrieb uns Manga Bell, daß wir ihn in der Mittagszeit des nächsten Tages am Hafen erwarten möchten. Wir lohnten deshalb unsere Träger ab, wobei Viele von ihnen auf ihren Wunsch eine Anweisung auf ein Gewehr erhielten, und begaben uns am 29. des Monats um die gedachte Stunde an

den Hafen. Aber wer nicht kam, das war der Prinz. Erst spät in der Nacht nahte er mit einem großen Troß, der nun die elende Hütte der Factorerei noch bis auf das letzte Plätzchen ausfüllte. Und die Luft war im engen Mungothale schon an sich eine so schlechte.

Am nächsten Morgen gingen wir zum Ufer, die angekommenen Canoes zu besehen. Aber o weh, diese zeigten sich bis zum Sinken überfüllt. Da waren Waaren und Lebensmittel, Delfässer und Bananenbündel, dazwischen ein ganzer Harem von üppigen Weibern, eine kleine Armee von Sklaven und eine Schaar von lärmenden und heulenden Kindern. So reiste ein schwarzer Häuptling.

Natürlich interpellirten wir nun denselben, wo er denn für uns die bereits reservirten Plätze habe. Darauf antwortete er höchst unverfroren, er habe sich leider in der Berechnung des Raumes getäuscht. Wenn wir ihm aber nochmals für 20 Mark Tabak schenken wollten, so werde er uns ein Canoe sammt vier Ruderern zu unserer alleinigen Verfügung zu stellen wissen. Dies hielt er insofern, als wir dann ein Boot bekamen, in welchem zugleich mit uns eine Kuh und mehrere Ziegen eine Wasserfahrt machten.

Dieselbe war leider auch in anderer Hinsicht keine Vergnügungsreise. Das Schifflein zählte schon viele Jahre und entpuppte sich als so morsch, daß es an mehreren Stellen stark leckte. Wir haben die ganze Zeit, so lange wir in seinem engen Raume zubrachten, das eindringende Wasser ausschöpfen müssen, wollten wir nicht sinken.

Dazu nahm auch die landschaftliche Schönheit der Ufer in dem Maße, als dieselben sich erniedrigten, rasch ab, obwohl dieser Umstand dadurch wieder etwas paralyfirt wurde, daß gleichzeitig der Strom immer majestätischer sich ausbreitete, dem Löwen gleich, der sich streckt und reckt, wenn der Käfig ihm geöffnet wurde. Es währte nicht gar lange, da trat schon ein alter Bekannter, die triste Mangrove, erst vereinzelt, dann immer massenhafter, zwischen den Palmen und Baumriesen auf, bis sie schließlich wieder die Alleinherrschaft hatte. In gleicher Weise verschlechterte

sich auch die Luft und beengte die Lungen mit Miasmen. Elephanten aber zeigten sich zu unserem größten Aerger jetzt, wo wir schußfertige Kartuschen besaßen, gar nicht mehr.

Manga Bell hatte uns gesagt, daß wir die Nacht hindurch würden fahren können, um am nächsten Morgen in Kamerun zu sein. Dem widersetzten sich aber am Abend die Kuderer, indem sie behaupteten, daß das bei der herrschenden Dunkelheit und den zahlreichen Baumfragmenten im Fahrwasser allzugesährlich sein würde. Wir stritten uns lange mit ihnen herum, mußten indeß zuletzt doch wieder nachgeben. Wir landeten an einer grasigen Waldblöße, wo ein rohes Schilfdach über vier Pfählen die ganze Factorerei darstellt, die daselbst King Bell nahe bei der Stadt Pundo unterhält. Es war das erste und einzige Mal auf der gesammten Reise, daß wir im Freien übernachteten; so dicht liegen im Kamerungebiet die Ansiedlungen.

Wir weilten noch nicht lange an diesem Punkte, so eilten auch schon Eingeborene aus dem erwähnten Orte herzu. Sie fragten uns bemerkenswerther Weise, ob wir gekommen seien, bei ihnen eine deutsche Factorerei anzulegen. In ähnlicher Weise hatte man uns bereits in Mandame und Ndo auszuforschen versucht. Es beweist dies, wie sehr die Anwohner des großen, herrlichen Flusses hinsichtlich eines Verlustes ihres Handelsprivilegs besorgt sind, und das eben muß man wissen, um ihre Feindseligkeit gegen weiße Reisende zu begreifen.

Am nächsten Morgen weckten die Leute der Schiffsmannschaft schon um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr, obwohl es doch um diese Zeit noch nicht heller sein konnte, als am Abend zuvor. In der That war denn auch die Fahrt auf dem breiten Riesengewässer, von dem man nicht einmal die Wasserfläche, geschweige denn etwaige Hindernisse wahrnehmen konnte, mitten im Schooße eines schweigenden Urwaldes eine wahrhaft unheimliche, bis nach drei langen, bangen Stunden, während welcher wir jede Minute auf einen heimtückischen Stamm aufzurennen und unterzugehen fürchten mußten, der strahlende Lichtball aufstieg und das rauchende Gewässer beleuchtete.

Zu Mittag bogen wir rechts in den nach Bimbia führenden

Mündungsarm ein und machten eine kurze Rast in der aus mehreren großen Häusergruppen bestehenden volkreichen Stadt Mungo, einer der ansehnlichsten der gesammten Colonie. Sie besitzt in einem tiefen Seitenaste des genannten Creeks einen wahren Prachthafen von der Größe und dem zahmen Charakter eines Landsees, und die Einwohner erscheinen fast vornehmer noch als die Duallas von Kamerun, wie denn hier auch eine durch ihre Ausdehnung und Waarenfülle wirklich imponirende Factorerei King Bells zu finden ist.

Mir sollte es allerdings in dieser Stadt nicht ganz gut ergehen. Nach dem Genuße einer Tasse Thee bekam ich plötzlich arges Bluterbrechen, so daß Knutson vor Angst ausrief: „O Sie werden mir doch nun zu guter Letzt nicht noch sterben!“ Merkwürdiger Weise erholte ich mich indeß alsbald wieder, jedoch bin ich eben deswegen nur noch mehr geneigt anzunehmen, daß der plötzliche Unfall nichts mit dem afrikanischen Fieber zu thun hatte, sondern daß ich von den Negern vergiftet worden war. Meine starke Natur aber hatte glücklicherweise den Sieg über ihre Bosheit davon getragen.

Der weitere Weg von dieser Stadt aus gehört zu den abschreckendsten Naturbildern, die mir vorgekommen sind. Um nämlich einen großen Bogen des Hauptarmes abzuschneiden, biegen die Canoes bei einer solchen Fahrt bald schon links in einen schmalen Kanal ein, der sich rasch zu einem ganz engen Graben zusammenschnürt, so daß man rechts und links, vorn und hinten und häufig selbst nach oben mit Mangrovezweigen collidirt. Es muß daher das Fahrzeug statt der Ruder mit langen Bambusstangen weiter bewegt werden. Man rückt indeß in dem Labyrinth von verdorrtem oder schmutztriefendem Geäst nur langsam vorwärts, zumal die Wasserbahn in endlosen Schlangenwindungen verläuft. Und doch wäre ein rasches Vorwärtskommen in diesem Wirrsal von Wasserstraßen, in welchem nur ganz kundige Leute sich zurecht finden, um so angebrachter, als der Aufenthalt daselbst geradezu unerträglich ist. Aus dem scheußlichen, schmutziggrauen, absolut undurchsichtigen Wasser, das mehr eine Art ekelhaften

Breies darstellt, steigen Grabesdünste auf, die der Brust fast das Athmen unmöglich machen und das Gehirn umnebeln.

Leider beeilten sich unsere Leute aber gar nicht, ja sie waren so niederträchtig, daß sie mehrmals das Fahrzeug völlig halten ließen, um sich dann an unserer freilich ganz ohnmächtigen Wuth zu weiden.

So dauerte es mehrere Stunden, bis wir diese Wasserengpässe, die ohne Zweifel eine der abschreckendsten Erdstellen abgeben, verließen, um jetzt allerdings unvermittelt in eine um so köstlichere Wasserstraße herauszugelangen. Hier wächst zu beiden Seiten des noch immer nur mäßig breiten Kanals die Raphiapalme, die dem Neger das unentbehrliche „Bambu“ liefert, nicht als stammbildender Baum, sondern nur in viele Meter langen Wedeln, die dicht nebeneinander in solcher Regelmäßigkeit direct dem Gewässer entspringen, als ob ein Gärtner sie gepflanzt habe. Auf diese Weise bildet sich an dieser Stelle eine wahre Prachtstraße, deren hohe, grüngelbe Seitenwände wunderbar contrastiren mit der dunklen Fluth, die sie einschließen.

Endlich gelangten wir aus allen diesen Abkürzungswegen wieder in den nunmehr überaus imposanten Hauptstrom. Es war hohe Zeit, denn bereits legten sich die ersten Nachtschatten auf die weite Wasserfläche. Trotzdem gönnten sich unsere Ruderknechte jetzt noch mehr Muße als vorher. Ich vermochte schlechterdings nicht zu begreifen, was die Kerls wollten, denn an ein Uebernachten war in diesen Mangrovewüsten, in denen Meilen weit nur Sumpf und Wasser sich finden, nicht zu denken. Wenn wir aber mit dem Gouverneur drohten, dann lachten sie in der frechsten Weise. Das ist die echte Dualla-Art. Mehrmals entspannen sich auch Gespräche zwischen ihnen und den Insassen vorüberfahrender Canoes. Aus einem derselben rief ihnen beispielsweise ein Eingeborener zu: „Wo kommen denn diese Weißen her?“ Die Antwort lautete: „Aus Mokonje“, was beiläufig die Menschen gar nicht hätten wissen können, wenn nicht bei der Falle, die uns im Oberlande gestellt wurde, Manga Bell irgendwie seine Hand im Spiele gehabt hätte. Der Fragsteller erwiderte dann: „Warum laßt ihr denn die Weißen

so weit ins Land hinein? Das ist nicht gut, sie sollen hier unten bleiben! Darauf Tene: „Schweigt still, es ist hier ein Weiser, der das verstehen könnte!“ Sie meinten Knutson, der mir in der That auch ihre Worte zu dolmetschen vermochte.

Es war vollständig Nacht geworden, als wir aus den Mangrovebüschen heraus in den Kamerunfluß unweit südlich von dem während des Krieges eingeäscherten Hickory-Town einliefen. Nur ganz schwach grüßte der Lichtschimmer von den Factoreien und Hulks herüber. Dazu war eben die Fluth eingetreten und unter Mitwirkung einer lebhaften Seebrise schäumte und toste der ungeheure Strom, den man fast richtiger als einen Meerbusen bezeichnen könnte, mit ansehnlichen Wogen dahin. Und in diese wilden Strudel sollten wir uns mit dem elenden Baumstamme hineinwagen, in dem wir saßen! Das war zu guter Letzt noch eine recht ernste Lebensgefahr. Die heftige Strömung, der das Fahrzeug seine Breitseite aussetzen mußte, ließ uns dermaßen von einer Seite zur andern schwanken, daß wir jeden Augenblick umzuschlagen fürchteten. Dazu rieselte das Wasser jetzt, wo wir nicht mehr ausschöpfen konnten, in ganzen kleinen Bächen herein und wuchs uns bald bis an die Knöchel. Und doch rückten wir nur sehr langsam vorwärts. Es währte über eine Stunde, bis wir schließlich dem jenseitigen Ufer näher kamen. Aber auch dann waren unsere Leiden noch nicht zu Ende. Die leichtsinnigen Neger ließen den Kahn auf die breite Barre auflaufen, die sich dort hinzieht.

Ganz erschöpft traten wir endlich gegen 9 Uhr in den hell erleuchteten Saal der Wörmann'schen Factorei. Es war Sylvesterabend. Unsere Landsleute feierten nach der Sitte der Heimath den Abschied des alten Jahres. Unter ihnen thauten wir bald wieder auf.

Aber freilich ein Tropfen Vermuth sollte in dem Kelch unserer Freude nicht fehlen. Zwar trafen wir unsere beiden Kranken, die wir in Bakundu ba Nambele zurückgelassen, hier bei leidlichem Wohlsein an. Sie waren ohne Unfall, nur einmal von einem Elephanten, den einer der schwarzen Bootleute angeschossen hatte, verfolgt, schon vor längerer Zeit in Kamerun angelangt. Dagegen

hatte während unserer Abwesenheit das böse Fieber zwei liebe Freunde hinweggerafft, den Schweden Gustavson in Mapanja und den Agenten Hofmann, unseren lebenswürdigen Wirth von der Hult; der Erstere war erst 20, der Letztere 24 Jahre alt, nebenbei wieder ein Beweis, daß, entgegen der bisherigen Ansicht Europas, gerade die jüngsten Leute das afrikaniſche Klima am schlechtesten vertragen. Unter 25—30 Jahren sollte sich Niemand dahinaus wagen.

Wir widmeten den theuren Abgeschiedenen ein stilles Glas, zugleich in aufrichtiger Dankbarkeit dafür, daß wir all die Gefahren hatten glücklich überstehen dürfen. —

Gern hätte ich nun noch einen Vorstoß in das Hinterland auf dem Wuriflusse und von Batanga aus versucht. Allein der Arzt gebot mir jetzt kategorisch die Heimkehr, da ich nur in einem kühleren Klima mein schmerzhaftes und qualvolles Hautleiden los zu werden hoffen könne. Auch rief der Tod des Gefährten meinen Schweden nach Hause. Allein aber in das Innere einzudringen ist nicht wohl thunlich. Daher bestieg ich denn auch, wengleich mit dem unangenehmen Gefühle, das ein unvollendetes Werk stets hinterlassen wird, bereits den nächsten Dampfer, den „Karl Wörmann“, ein großes, prächtiges Schiff, das von dem ebenso lebenswürdigen als seemannisch tüchtigen Kapitän Hupfer geleitet wurde.

Am Bord befand sich auch ein nicht mehr junges Ehepaar aus Norddeutschland, welches, man staune, eine Vergnügungsreise nach unserer jungen Colonie unternommen hatte. Die guten Leute motivirten dieses seltsame Beginnen mit den Worten: „Wir haben keine Kinder und dachten, wir könnten uns eine solche Extravaganz schon einmal gestatten.“ Aber dieselbe wäre ihnen beinahe theuer zu stehen gekommen. So wenig Tage sie auch nur in dieser gefährlichen Küstenregion weilten, nahm sie das Fieber Beide doch derartig mit, daß sie wiederholt am Grabesrande schwebten. Sa selbst während der Heimreise hatten sie noch schwer zu leiden. Kamerun ist eben nichts weniger als eine Sommerfrische. Aber an solchen ist ja auch in der schönen Heimath kein Mangel. Was wir brauchen, das sind Gebiete, die unserer Culturwelt ihre industriellen Fabrikate abzunehmen und

dagegen nöthige Rohmaterialien billig zu liefern vermögen. Und als ein solches Terrain par excellence muß die immens fruchtbare und reich bevölkerte Kamerun-Colonie trotz der Fieber auf alle Fälle bezeichnet werden.

Unsere Fahrt bot wenig Bemerkenswerthes. Wir mußten leider wiederum die sämtlichen Handelsstationen und -stationchen abklappern, die wir schon auf der Ausreise kennen gelernt hatten. Selbst einige neue kamen jetzt noch hinzu, wie der kleine, ehemals holländische, jetzt von Bremer Factoreien occupirte Platz Danoe, der weltverloren in einem Kokospalmenhain auf dem sandigen Strande der Sklavenküste liegt, dann die von einem schwarzen Commis geleitete Factorie Paragu der Baseler Mission auf einer hohen, gegen das Meer hin senkrecht abgeschnittenen Porphyrplatte an der Goldküste, das Ganze eher einer alten deutschen Räuberburg denn einer afrikanischen Ansiedlung ähnlich, endlich wenig weiter westlich Winnibah und Abbam, zwei englische Städtchen, die mit sauberen, weißen, über malerische Hügel verstreuten Häusern gleichfalls mehr einen europäischen Eindruck machen.

Ehe wir Liberia wieder erreichten, starb uns auch einer der guten Krus-Jungen am Fieber. Sein Leichnam wurde sang- und klanglos dem unermesslichen Riesengrabe des Oceans übergeben. Aber der traurige Zwischenfall war gleichwohl im Stande gewesen, die Angesichts der bevorstehenden Heimkehr den ganzen Dampfer erfüllende Lustigkeit wenigstens für einige Zeit zu dämpfen.

Anfang März traf ich sammt meinem Gefährten wohlbehalten wieder im trauten Vaterlande ein. Aber hatten wir schon südlich von Teneriffa angefangen zu frieren, so kann man sich denken, was wir, verwöhnt, wie unser Körper durch die Tropenhitze war, hier ausstehen mußten, als wir so unvermittelt in Schnee und Eis sowie in zehn und mehr Grad Kälte hineinkamen. Das Gefühl größten Unbehagens machte uns noch lange zu schaffen, abgesehen davon, daß wir beide selbst von gelegentlichen Fieberanfällen nicht verschont blieben und meine qualvolle Hautkrankheit noch nach Wochen sich nur wenig gebessert hatte. —

Nun sitze ich wieder im stillen Studirstübchen. Fern sind die

blauen Meereswogen, die grünen Palmen und die dunklen Gesichter. Die farblose nordische Natur umgiebt mich von Neuem, das so bis ins Einzelste hinein ausgebildete, gleichmäßig ablaufende Räderwerk des großen, europäischen Culturlebens zieht mich in die engen Bahnen der alltäglichen Arbeit zurück. Aber das geistige Auge lenkt sich gern noch einmal auf das gethane Werk.

Was habe ich erreicht? Ich sage mir wohl, im Vergleich mit anderen Afrikareisen will mein kleiner, kaum halbjähriger Recognoscirungszug nur wenig bedeuten. Er ist kein Paradestück, hat keine großen, blendenden Erfolge aufzuweisen. Und doch pflegt die Welt nur nach solchen zu urtheilen. Ich weiß dies und rechne daher nicht auf den Applaus der großen Menge, ja verstehe selbst harte Urtheile hinzunehmen.

Aber ohne Selbstüberhebung darf ich mir doch auch wieder sagen, daß meine Reise nicht ohne bleibenden Nutzen für das heiß geliebte Vaterland, dem doch Alles dienen soll, gewesen ist. Ich rede nicht davon, daß ich immerhin ansehnliche Gebiete, die zuvor noch keines weißen Mannes Fuß betrat, durchziehen durfte. Ich will auch nicht einmal das betonen, daß ich dem ehrenvollen Auftrage meines Kaisers gemäß eine Anzahl Verträge mit Negerkönigen abschließen konnte, deren Städte gerade die Haupthandelsstraße ins Innere beherrschen. Wessen ich mich besonders freue, das ist vielmehr dies, daß ich thatsächlich nachzuweisen vermochte, wie das Hinterland von Kamerun nicht eine werthlose Wüste, sondern ein Gebiet darstellt, das in commercieller wie cultureller, materieller wie moralischer Beziehung die Beachtung des immer unaufhaltsamer zu seiner unverkennbaren Weltmission erwachenden deutschen Volkes verdient.

Und ich meine, eine solche Aufklärung muß doch angethan sein, ebenso die alten Raben, die so zahlreich noch immer auch die jüngste Großthat unseres unvergleichlichen Reichskanzlers, die Begründung einer deutschen Colonisation, mit ihrem heiseren Geträchze zu stören bestrebt sind, zum Schweigen zu bringen wie die Gott Lob immer zahlreicher werdenden Beifallsstimmen aus warmen, patriotisch begeisterten und mit Vertrauen auf die so bewährte Hand,

die in schwerer Zeit unser Staatsruder führt, hinblickenden Herzen zu bestärken und zu befestigen.

Erreiche ich von diesem hohen Ziele, das seit Langem schon eine Hauptaufgabe meines Lebens und Strebens bildet, auch nur etwas, so werde ich mich selbst ohne den Lohn, der anderen, vom Glücke begünstigteren Afrikareisenden zu Theil geworden ist, doch vollständig für all die trotz der Kürze meiner Tour nicht weniger reichlichen Gefahren der Wanderung wie ebenso für die Mühen, die mir dieses Büchlein bei noch fiebergeschwächtem Körper auf=erlegte, entschädigt fühlen.



Druckfehler-Verzeichniß.

NB. Infolge eines überaus bedauerlichen Mißverständnisses haben dem Verfasser die Bogen 1—8 nur zum Theil zur Correctur vorgelegen, so daß eine ganze Anzahl der fatalsten Fehler stehen geblieben ist, von denen hier die allerstößendsten berichtigt werden sollen.

Seite 10	Zeile 2 von oben	heißt es „Masse der Gläser“	statt „Masse Gläser“.
„ 10	„ 15 von oben	„ „ „sie“	statt „ihn“.
„ 28	„ 18 von unten	„ „ „auch schon ein“	statt „auch schon, ein“.
„ 49	„ 8 von unten	„ „ „Bergnügen, mit“	statt „Bergnügen nach- gehend, mit“.
„ 51	„ 12 von unten	„ „ „hart“	statt „hell“.
„ 62	„ 12 von unten	„ „ „wolle“	statt „will“.
„ 64	„ 12 von oben	„ „ „Kongogebirge“	statt „Konggebirge“.
„ 65	„ 2 von oben	„ „ „Sita“	statt „Kita“.
„ 65	„ 10 von oben	„ „ „können, aber“	statt „können, die aber“.
„ 82	„ 10 von unten	„ „ „hinzieht“	statt „hinziehen“.
„ 83	„ 15 von unten	„ „ „über denselben“	statt „um denselben“.
„ 84	„ 11 von unten	„ „ „nicht unter“	statt „nicht selten“.
„ 87	letzte Zeile	„ „ „Had“	statt „Hat“.
„ 88	Zeile 10 von oben		desgl.
„ 89	„ 1 von oben	„ „ „gestützte“	statt „gestützten“.
„ 90	„ 9 von oben	„ „ „Lendenschürze“	statt „Lendenschurze“.
„ 94	„ 9 von oben		desgl.
„ 100	„ 10 von unten	„ „ „Trionchydis“	statt „Trionychida“.
„ 107	„ 7 von unten	„ „ „bewendet bleiben“	statt „bewenden“.
„ 108	„ 2 von oben	„ „ „seltenen“	statt „seltener“.
„ 108	„ 12 von oben	„ „ „seltenen“	statt „setten“.
„ 108	„ 15 von unten	„ „ „dort ortskundigen“	statt „dortigen ortskundigen“.
„ 109	„ 14 von unten	„ „ „hier erst aber, hier“	statt „hier erst, aber“.

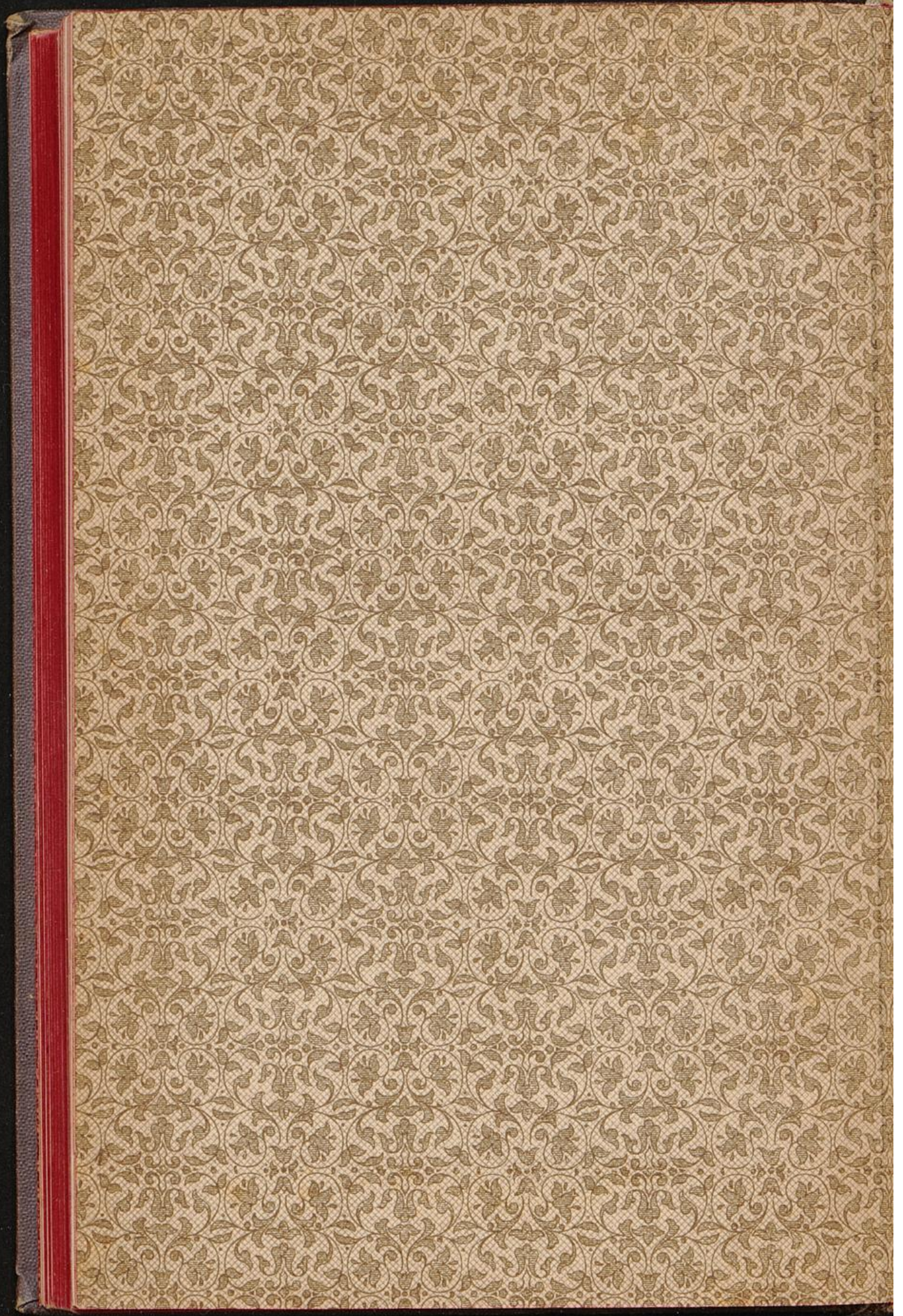
ITINERARKARTE ZUR REISE DES DR. SCHWARZ
in das
HINTERLAND VON KAMERUN.



Entworfen v. Dr. Schwarz, gezeichnet v. Dr. Schwarz.

Lithographie & Druck von Wagner & Debes, Leipzig.

Kilometer
Maßstab 1:600000.
Route des Reisenden.
LEIPZIG, PAUL FROBERG.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kamerun

von

Schwarz

02
J
0516